


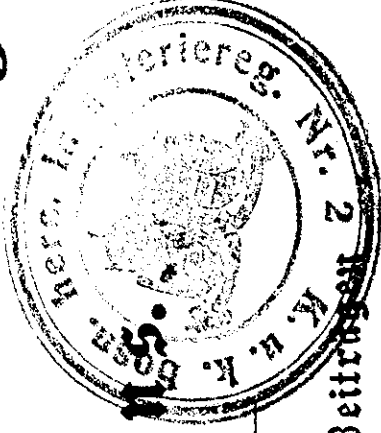
Bibliothek 

der

**Anzeiger**

und des

**Zusatzes:**



Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

**Band 1887.**

**Erster Band.**

Stuttgart.

Verlag von Hermann Schönlein.

**Inhalts-Verzeichniß des ersten Bandes.**

	Seite
Die Tochter des Fälschers. Kriminal-Roman von A. Oskar Naupmann . . . . .	5
Die Sklavin. Novelle von Alfred Stelzner . . . . .	88
Aus dem Leben der Königin Viktoria. Von Hans Marschall . . . . .	182
Etwas über die Gewitter. Nach dem neuesten Stande der Wissenschaft. Von N. Wechsel . . . . .	196
Zur Geschichte der Gemüße. Ein Kapitel für die Hausfrauen. Von A. Berthold . . . . .	210
Der Ruderecktkampf zwischen Dyford und Cambridge. Ein Bild aus dem englischen Leben. Von Wilhelm F. Brand . . . . .	219
Das große Hauptquartier. Kriegsgeschichtliche Skizze von Hans v. Spielberg . . . . .	231
Mannigfaltiges:	
Louvois und Trier . . . . .	246
Der Evangelist Lucas als Maler . . . . .	248
Die letzten Tage Huber's . . . . .	251
Barbarische Zustände in Moskau unter Peter dem Großen . . . . .	252
Amerikanischer Sport . . . . .	253
Die Bevölkerung der Erde . . . . .	255
Schicksale einer Academie emancipirter Frauen . . . . .	255
Der erste Deferteur . . . . .	256
Tödliche Krankheit . . . . .	256
Wortspiel . . . . .	256

# Die Tochter des Fälschers.

Kriminal-Roman

von

H. Oskar Klausmann.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Endlich löste Kopenhagen den Bann dieses Schwiegens, indem er zu Walewski gewendet fortfuhr: „Die Herausgabe dieser Bankbillets bietet drei Vortheile. Erstens gewährt sie dem Herrn einen anständigen Unterhalt, und das will etwas bedeuten, denn der Herr ist so gut wie mittellos. Zweitens wird Rußland schwer geschädigt, seine Finanzen werden ruiniert und schließlich das Vertrauen zu den russischen Papieren so erschüttert, daß ein Staatsbankrott eintreten kann. Drittens bringt aber das Unternehmen dem polnischen Vaterlande Nutzen; denn das Geld, das uns der Herr zahlt, wird für Revolutionszwecke verwendet.“

Bei den letzten Worten zuckte um Kopenhagen's Mundwinkel ein ironisches Lächeln, welches Walewski indessen nicht sah, weil er noch immer zu Boden blickte. Er hatte

## Die Tochter des Fälschers.

sich von seiner Ueberraschung noch nicht ganz erholt, und in seinem Kopf kreuzten sich so viele Gedanken, daß er keine Worte für eine Antwort finden konnte.

Wieder trat jene unheimliche Stille ein, bis Koppenhagen sich erhob und sagte: „Ich will von dem Herrn heute keine Antwort oder Entschuldigung haben. Es handelt sich um eine wichtige Angelegenheit, die wohl durchdacht und überlegt werden muß. Ich will mir morgen die Antwort des Herrn holen.“

Koppenhagen wendete sich zum Gehen, an der Thür machte er noch einmal Halt und erklärte: „Dieser Raum hat keinen anderen Ausgang, als durch diese Thür. Diese Thür aber ist Tag und Nacht von zuverlässigen Leuten bewacht!“

Walewski hörte die Thür in's Schloß fallen, hörte wie zugeschlossen wurde und die Tritte des Entfernenden verhallten.

Er war allein.

Er brauchte längere Zeit, um sich davon zu überzeugen, daß er nicht träume, es fiel ihm schwer zu glauben, daß das, was er erlebt, die Situation, in der er sich jetzt befand, Wirklichkeit sei. War es denn möglich, daß man ihm ein Anerbieten machte, das bei ihm Ehrlosigkeit voraussetzte? -Konnte ein patriotisches Revolutionscomité solche Pläne hegen?

Nein, das glaubte er nicht! Dazu kannte er seine Landsleute zu gut, um nicht zu wissen, daß sie nur mit ehrlichen Waffen kämpften, daß sie bereit waren, den bewaffneten Gegner mit offener Gewalt anzugreifen, aber

nicht zu gemeinem Betrug zu schreiten, durch den schließlich Unschuldige auf das Schwerste geschädigt werden mußten.

Aber wenn nicht irgend ein patriotisches Unternehmen hinter dieser Zumuthung steckte, dann war Peiser ein Schurke, ein nichtswürdiger Schurke, der den Gast, den er zu schützen vorgab, in die furchtbarste Gefahr gebracht hatte. Solche war entschieden vorhanden; denn Walewski war jetzt Mitwisser eines Geheimnisses, dessen Verrath eine ganze Bande in die schwerste Ungelegenheit bringen mußte. Würde man ihn unbehelligt wieder ziehen lassen, wenn er sich weigerte, auf die Vorschläge der Fälschmünger einzugehen? Er glaubte das selbst nicht!

Aber was dann?

Nachdem er Stunden lang in dem düstern Raume herumgewandert war, überfiel ihn die Müdigkeit, und er legte sich auf die Bettstatt nieder. Der Schlaf kam bald und gaukelte ihm die herrlichsten Bilder vor. Mit Eßther schritt er Hand in Hand durch lachende Gefilde, in welchen Vogelstimmen und Glockenlang ihn umgaben. Er fühlte, wie die süßen Melodien und das Glockentönen aus seinem eigenen und aus Eßther's Herzen kamen. Und weiter wandelte er mit der Geliebten in seliger Vergessenheit, bis ein Gefühl der Angst über ihn kam, denn er halte den Pfad verloren und wanderte mit Eßther in der Irre umher, bis ihnen ein Engel erschien und sie auf den rechten Weg wies. Dieser Engel aber hatte die Züge seiner Mutter.

Als er erwachte, umgab ihn Finsterniß. Die Kerze war herabgebrannt und erloschen, und Walewski mußte wohl ziemlich lange geschlafen haben. In der Dunkelheit tastete er nach den Lebensmitteln auf dem Tisch und stülte seinen Hunger, trank auch den Rest Wein. Dann saß er in der Finsterniß dumpf brütend, in jenem unbeglichen Zustand, der jeden Menschen überfällt, der nicht weiß, was die nächsten Stunden ihm bringen werden, und doch von ihnen nichts Freudiges, ja nicht einmal Gleichgültiges erwarten darf.

Endlich raffelte der Schlüssel im Schloße, Lichtschein fiel durch die Thür und einer der Begleiter Walewski's erschien. Er brachte Licht, frische Speisevorräthe, eine Flasche Wein und die Mittheilung, daß bald Jemand kommen würde, um mit Walewski zu sprechen.

In der That erschien bald darauf Kopenhagen. Er war, wie es schien, sehr freundlich gestimmt und sagte: „Ich hoffe, der Herr hat sich nicht allzu sehr gelangweilt in der Zwischenzeit, aber die Sache war nicht anders einzurichten, indeß wird ja wohl jetzt bald eine Anordnung des Aufenthaltortes möglich werden. Hat sich der Herr unseren Vorschlag überlegt? Will er sich selbst, dem Vaterlande und der Bekämpfung Rußlands dienen?“

„Gewiß!“ entgegnete Walewski. „Ich will, wie ich es schon wiederholt habe, gern diesen Zwecken dienen, aber ich besinde mich mit dem Herrn, fürchte ich, nicht in Uebereinstimmung, betreffend die Wahl der Mittel!“

„Spreche der Herr ungeschweht seine Meinung aus!“

bemerkte Kopenhagen, aber sein Gesicht verfinsterte sich.

„Ich will es ruid heraus sagen, ich schreide vor der Anwendung eines Mittels zurüd, das ich als ehrlich nicht bezeichnen kann. Mit falschem Gelde einem Staate Verlegenheiten und sich selbst Vortheile zu bereiten, ist kein Kampfmittel, wie es der Ehrenmann sich wünscht.“

„Das ist Ansichtssache. Aber ich wollte dem Herrn noch eins zu erwägen geben. Wir befinden uns im Kriegszustande mit unseren Unterbrüdern, den Russen. In Kriege ist jedes Mittel gegen den Feind erlaubt.“

„Jedes ehrliche Mittel!“ bemerkte Walewski.

„Ehrliche Mittel? Und wendet denn Rußland dem armen, unterdrückten Polen gegenüber ehrliche Mittel an? Ist es ehrlich, keine der gegebenen Zusagen zu halten? Ist es ehrlich, uns Religion und Sprache rauben zu wollen? Ist es ehrlich, die Wittbe der Nation nach Sibirien zu schicken? Ist es ehrlich, unsere Frauen und Jungfrauen unter der Krute sterben zu lassen, wenn es einem der schuftigen Bedrücker einfällt, sie für politisch verdächtig zu erklären? Ich denke, einem solchen Feinde gegenüber sind alle Bedenken bei der Wahl der Mittel thöricht.“

„Auch dem Todfeind gegenüber muß man ehrlich bleiben. Aber mein Bedenken geht vor Allem dahin, daß durch die beabsichtigte Manipulation gar nicht der Feind, der getroffen werden soll, sondern ganz Unschuldbige geschädigt werden. Durch die Ausgabe dieses Geldes werden Menschen, die nie etwas Böses thaten, auf das Schwerte geschädigt, vielleicht ruiniert!“

„Das ist im Kriege nicht anders. Der unschuldige Bürger leidet da auch, trotzdem er nichts verschuldet hat. Seine Saat wird zerstampft, sein Haus niedergebrannt, ihm Hab' und Gut, vielleicht das Leben genommen.“

„Gewiß, aber solche Kriege sind etwas Unabwendbares und immerhin werden dieselben nicht lediglich dazu in Scene gesetzt, um Unschuldige zu vernichten, sondern es ist bei ihnen nur eine traurige Nothwendigkeit, daß auch Unschuldige durch sie leiden müssen.“

Koppenhagen schien es einzusehen, daß er mit solchen Erörterungen nicht weiter kam, er gab dieselben daher auf und erklärte rund heraus: „Machen wir die Sache kurz. Der Herr will auf den Vorschlag nicht eingehen?“

„Ich könnte unehrlich sein und sagen, ich will es, um es dann doch nicht zu thun.“

„Wir sind keine Kinder,“ unterbrach Koppenhagen rauh die Rede Walewski's, „um nicht unsere Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Aber ich sehe bereits, der Herr will nicht. Ich will, um schwere Folgen und Verwickelungen zu vermeiden, den Herrn noch einmal daran erinnern, daß er mit seiner Weigerung wichtige Vortheile aufgibt, die er sich ohne die geringste Gefahr und mit wirklich wenig Mühe verschaffen kann. Die Scheine, die wir ihm übergeben werden, sind so vortrefflich gearbeitet, daß sie ganz und gar nicht von den echten unterschieden werden können. Sie können aber nur in Menge von einem Manne ausgegeben werden, der in der großen Gesellschaft lebt und ohne Aufsehen außerordentliche Ausgaben machen darf. Deshalb haben wir uns an den Herrn gewendet, weil wir

glaubten, er würde nichts darin finden, unter fremden Namen aufzutreten und sich selbst und dem Vaterlande zu dienen.“

„Ich glaube nicht, daß das Vaterland solche Zunehmungen an einen ehrlichen Patrioten stellt.“

Walewski hatte die letzten Worte ziemlich heftig ausgestoßen und Koppenhagen war klug genug, um ihren Sinn sofort zu verstehen.

Er begriff, daß Walewski ihn durchschaue und an das Märchen nicht glaube, daß Koppenhagen mit ihm im Auftrage eines Revolutionscomité's verhandle. Diese Einsicht schien ihm aber nicht angenehm; denn helle Bornwüthe flog über sein Gesicht, er schlug mit der flachen Hand brutal auf den Tisch, so daß der Leuchter emporsprang und fast umfiel und sagte heftig, Ton und Sprache wechselnd: „Hole der Teufel Euer Geschwätz und Eure Einwände. Ihr seid entweder unzurechnungsfähig oder habt böse Absichten und steket mit dem Schuft, dem Kaiser, unter einer Decke. Glaubt nur ja nicht, daß Ihr mit mir spielen könnt! Hört meine letzten Worte! Ihr seid im Besitz eines Geheimnisses, in das Ihr Euch eingelassen habt, indem Ihr Euch zuerst wißfährig zeigtet, und jetzt allerlei Ausflüchte und Einwände macht. Wohlan! Diesen Raum werdet Ihr nicht verlassen, bis Ihr aus dem Mitwisser auch ein Genosse und Mitschuldiger geworden seid, oder — diesen Raum werdet Ihr überhaupt nicht verlassen! Merkt Euch das, Ihr Narr, und besinnt Euch eines Besseren!“

Ohne Gruß ging Koppenhagen hinaus. Der Schlüssel drehte sich sofort wieder im Schloß.

9.

Wieder schritt Rothmann, Augen und Ohren offen haltend und auch die geringsten Kleinigkeiten beachtend, auf der Landstraße dahin, auf welcher er damals die sonderbare Wegbezeichnung durch den Gaunerausdruck für Hund und durch den Hundekopf gefunden hatte. Er vermutete wohl nicht mit Unrecht, daß in der Schänke, die am Ende des Weges lag, nicht nur Mitglieder der Fälschmüngerbande verkehrten, sondern daß auch der Wirth dieser Schänke ein Eingeweihter sei. Deshalb beschloß er jetzt des Oesteren sich wie zufällig in der Schänke aufzuhalten, um zu beobachten und sich zu merken, wer dort verkehre, und wie das Verhältnis zwischen dem Wirth und den Gästen sei.

Rothmann lächelte unwillkürlich, als er auf seinem Wege entdeckte, daß die Namen Miller und Reisel, welche an dem Baun und an der Eisenbahnunterführung angeschrieben standen, jetzt durchstrichen waren. Ebenso war am Eingang des Dorfes der an den Bretterjaun roth gemalte Hundekopf weggewischt. Die Zeichen hatten eben ihren Zweck erfüllt und höchstwahrscheinlich nur dazu gedient, um dem Abgesandten der Hauptleitung, welcher in den großen Städten die Ausgabe des gefälschten Geldes besorgte, den Weg anzudeuten, den dieser auch richtig gefunden hatte.

Als Rothmann in der Mittagstunde in die Schänke trat, fand er dieselbe leer. Er ließ sich eine Kleinigkeit zu essen, auch etwas zu trinken geben und versuchte, mit dem Wirth ein Gespräch anzuknüpfen.

Dieser aber verhielt sich außerordentlich zurückhaltend

und betrachtete mißtrauisch Rothmann, was diesen zu der Ueberzeugung brachte, daß jener ganz entschieden zu den Mitgliedern der Fälschmüngerbande in vertrauten Beziehungen stehen müsse, und den Kriminalbeamten auch veranlaßte, seine direkte Frage an den Wirth zu richten, ob vielleicht Koppenhagen öfter hier verkehre, oder ob er heute noch zu erwarten sei.

Je länger sich Rothmann anscheinend zwecklos aufhielt, um so verdächtiger schien er dem Wirth zu werden. Deshalb nahm er seinen Haden wieder auf und zog kreuz und quer in der Nähe des Dorfes umher, angeblich um Geschäfte im Paar-Einkauf und -Verkauf zu machen. Erst am späten Nachmittage kehrte er wieder nach jenem Lokal zurück und fand jetzt zu seiner Freude den Blauröckigen vor. Dieser begrüßte den eintretenden Rothmann mit Geschrei und Gelächter und rief: „Geda! kommt her, Ihr Haarverkäufer! Ich freue mich, Euch wiederzusehen. Trinkt mit mir einen Schluck, ich bin Euch ja eine kleine Anerkennung schuldig, denn wie ich erfahren habe, hat man Euch verhaftet, nachdem ich über den Kopf geschlagen und beraubt worden war.“

„Nawohl,“ entgegnete Rothmann. „Das habe ich Euch zu danken, sie haben mich wie einen Mörder gebunden und nach der Polizei geschleppt! Ihr hättet auch etwas Besseres thun können, als Euch überfallen zu lassen!“

„Merkwürdig schnell seid Ihr aber,“ entgegnete der Blauröckige, „von der Polizei wieder losgekommen! Wie habt Ihr das gemacht?“

Er sah Rothmann prüfend an, und diesem wurde etwas unbehaglich unter diesem Blicke. Er war natürlich nur so rasch von dem Bürgermeister entlassen worden, weil er ihm die Legitimation vom Minister und vom Polizeipräsidenten vorgezeigt und sich ihm zu erkennen gegeben hatte.

„Die Sache war ganz einfach,“ entgegnete er so harmlos als möglich. „Der Bürgermeister kannte mich von früher her, und deshalb ließ ich ihn rufen, und als er mich sah, erklärte er sofort, daß man mir die That gegen Euch nicht zutrauen könne.“

„Nun,“ sagte der Blaurodige lustig, „immerhin habt Ihr Umständlichkeiten gehabt. Nun setzt Euch her und trinkt.“

Rothmann folgte dieser Einladung bereitwillig, denn er dachte aus dem Blaurod noch manches unbedachte Wort herauszuladen. Er wußte, daß dieser der Flasche nur zu gern zugusprechen pflegte, und solche Leute werden in der Regel sehr leicht redselig, zum Mindesten, wenn sie sich in einem gewissen Stadium des Rausches befinden.

„Nun sagt aber einmal,“ fragte Rothmann, „wie ist denn der Ueberfall gegen Euch verübt worden?“

„Ihr wißt,“ entgegnete der Blaurodige, „daß ich an jenem Abend etwas zu viel getrunken hatte. Als ich in den Hof kam und durch das Hofthor in die Straße einbiegen wollte, wurde ich über den Kopf geschlagen und stürzte sofort zu Boden. Als ich ohnmächtig an der Erde lag, wurde mir der Geldbeutel herausgezogen.“

„Nun, und hat man denn gar keine Spur von dem Thäter entdeckt?“ fragte Rothmann.

„Eine Spur?“ entgegnete listig lächelnd der Blaurodige. „Ich habe wohl eine Spur, aber ich werde mich hüten, sie zu verfolgen. Ich möchte fast behaupten, ich weiß es ganz genau, wer mich beraubt hat.“

„Nun?“ fragte Rothmann ansehnend erstaunt, „warum verfolgt Ihr ihn nicht? Wißt Ihr auch, daß der Mann eine schwere Strafe zu gewärtigen hat?“

„Eben deshalb,“ entgegnete der Blaurodige, „will ich nicht, daß er bestraft wird. Das wäre eine schöne Gesellschaft, es ist ja einer der Unserigen!“

„Der Curigen?“ fragte Rothmann, als verstünde er nicht, was der Blaurodige andeuten wollte. Dieser schien durch die Frage etwas verblüfft zu sein und sagte:

„Ich meine einer aus unserer Verwandtschaft, einer von unserer Familie! Ja, ja! so meine ich es, es ist ein Verwandter von mir, einer aus unserer Familie, den will ich doch nicht in's Suchthaus bringen!“

„Da habt Ihr Recht,“ entgegnete Rothmann, „aber Ihr bekommt Euer Geld auch nicht wieder, und so viel ich weiß, habt Ihr damals ein ganz artiges Sümmchen bei Euch getragen.“

„Das Geld ist mir auch Nebensache,“ entgegnete der Blaurodige, „das ist mir von anderer Seite ersetzt worden.“

„Nun, dann ist ja die ganze Sache erledigt, und das Schlimmste, was Euch getroffen hat, war der Dieb über den Kopf, und der scheint ja nicht gefährlich gewesen zu sein.“

„Das war er ganz und gar nicht, und wenn ich nur



nicht damals zu viel getrunken gehabt hätte, so wäre es dem Burschen, der mir den Dieb gab, schlecht genug ergangen. Nun, seine Strafe bekommt er aber immerhin, wenn auch nicht vom Gericht. Vielleicht ist er sogar schon bestraft."

"Er wird von Eurer Familie bestraft?" fragte Rothmann so vorsichtig als möglich. Bevor jedoch der Blauröckige etwas antworten konnte, öffnete sich die Thür und Koppenhagen trat ein, worauf der Blauröckige sich sofort erhob, um ihn mit respektvoller Vertraulichkeit zu begrüßen.

Koppenhagen warf einen prüfenden Blick auf Rothmann und sagte: "Nun, Euch trifft man auch überall! Seid Ihr schon wieder einmal in diesem Revier?"

"Ich war," bemerkte Rothmann, "von einigen Leuten bei meinem letzten Besuche auf heute bestellt worden, aber es wurde aus dem Geschäft nichts."

"Seid Ihr nicht zufrieden mit Eurem Geschäft?" fragte Koppenhagen.

"Ganz und gar nicht in letzter Zeit," entgegnete Rothmann. "Zuerst ließ es sich ja ganz gut an, aber jetzt will's gar nicht mehr gehen. Geschäfte könnte ich ja machen mit dem Haar-Ankauf, aber abkaufen will mir Niemand etwas. Ich habe ja auch nicht immer so viel Geld, um immerfort die Zahlungen für die gekauften Haare leisten zu können, und ich habe auch nicht so viel Absatz nach außerhalb und nach meiner Heimath."

"Wo seid Ihr denn her?" fragte Koppenhagen.

"Ich bin aus Westphalen," entgegnete Rothmann.

"Seid Ihr immer in Eurem Leben Händler gewesen?"

Diese Frage Koppenhagen's machte Rothmann im ersten Augenblicke etwas bestürzt. Was bedeutete sie? Wollte Koppenhagen damit etwa andeuten, daß er wohl wisse, Rothmann sei kein Händler, er habe diese Vertheidigung nur zu einem bestimmten Zwecke gewählt.

Er suchte so unschuldig als möglich auszufragen und sagte dann: "Ich war es nicht immer, aber warum fragt Ihr danach?"

"Nun, weil es mir vorkommt, als passe Euer Benehmen nicht ganz zu dem eines Händlers, Ihr scheint mir mehr gelernt zu haben, als man sonst zu Eurem Handel und Gewerbe braucht. Man merkt das an Eurer Sprache und an Euren ganzen Auftreten."

"Ach ja," entgegnete Rothmann mit einem Seufzer, "Ihr habt Recht und Ihr seid wirklich ein Menschenkenner! Ich war nicht immer in meinem Leben Händler und habe auch wohl etwas gelernt. Aber das Unglück, das Unglück!"

"Was wart Ihr denn?" fragte Koppenhagen.

"Ich war Lehrer," entgegnete Rothmann, "einige Jahre lang in meiner Heimath Lehrer."

"So, so!" sagte Koppenhagen. "Nun, was habt Ihr denn begangen? Was ist denn geschehen, daß Ihr Eure Lehrtätigkeit aufgeben mußtet?"

"Ihr fragt Einen," sagte Rothmann halb abwehrend, "die Seele aus dem Leibe. Aber ich sehe nicht ein, warum ich Euch nicht Vertrauen schenken soll, Ihr scheint mir ja ein recht anständiger und ehrenwerther Mann zu sein.

Ich will es Euch also verrathen. Ich lebte etwas flott und brauchte sehr viel Geld, ich borgte mir auch solches auf Wechsel. Schließlich kam ich zu tief in Schulden, und es wurde behauptet, ich hätte ein paar Wechsel gefälscht. Es war kein wahres Wort daran!"

"Natürlich!" sagte Koppenhagen lächelnd, "Ihr wart ganz unschuldig! Nun, hat man Euch denn für diese Wechsel zur Rechenenschaft gezogen?"

"Natürlich," entgegnete Rothmann, "ich wurde in's Loch gesteckt, dann wurde mir der Prozeß gemacht und ich bekam drei Jahre Gefängniß."

"So, so!" sagte Koppenhagen, "also drei Jahre Gefängniß, und Ihr habt die Strafe abgemacht?"

"Ja!" entgegnete Rothmann und sah jetzt vor sich hin, als sei es ihm doch peinlich, die Sache zu erzählen und seine eigene Schande einzugesehen. Als er einen Blick aus den Augentwinkeln dabei auf Koppenhagen warf, erkaunte er unwillkürlich über die Veränderung, die in dem Gesichte dieses Mannes vor sich gegangen war. Vorher war Koppenhagen's Blick mißtrauisch und lauernd gewesen, jetzt war er freundlich und wohlwollend. Unwillkürlich rückte er ein Stück näher an Rothmann heran und sagte:

"Also Ihr seid auch im 'Eittchen'\*) gewesen?"

"Merding's!" entgegnete Rothmann, "aber Ihr werdet hoffentlich dadurch nicht gegen mich eingenommen werden und mich etwa verachten."

Koppenhagen lachte laut auf.

\*) Gaunerausdruck für "Gefängniß".

"Im Gegentheil, alter Zunge," sagte er, "warum habt Ihr das nicht gleich gesagt, daß Ihr schon 'Quast' runtergerissen\*) habt. Man hätte gleich gewußt, wie man mit Euch d'rau ist. Unter uns gesagt, ich weiß auch, wie das Gefängniß inwendig aussieht."

"So, so!" sagte Rothmann. "Das hätte ich nicht gedacht!"

"Ja, man denkt Manches nicht," erwiderte Koppenhagen, "aber trinkt nur, trinkt nur!"

Der Blaudäuge, welcher bisher stummer Zeuge dieser ganzen Scene gewesen war und sich ganz ruhig verhalten hatte, wurde jetzt redselig und theilte Koppenhagen mit, in welchem Verdacht Rothmann in Myslowik gestanden und wie man ihn deshalb verhaftet hatte.

Während Koppenhagen schmunzelnd zuhörte, hatte Rothmann Gelegenheit, sich auf das Verzüglichste über seine gelungene List zu freuen. Schon längst hatte er sich darnach gesehnt, einmal mit Koppenhagen in ein Gespräch über sein eigenes Vorleben zu kommen, um ihn unaufrichtig in den falschen Glauben versehen zu können, daß er selbst ein bereits bestraftes Subjekt sei. Er wußte genau, daß ihm das bei Koppenhagen zur außerordentlichsten Empfehlung dienen würde, ja daß ihm dies möglicherweise das Vertrauen des Fälschmüngerhäuptlings erwerben könnte. Es war sogar die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß Rothmann Mitwiffer des Geheimnisses wurde, wenn er die Gelegenheit wahrnahm, Koppenhagen seine ver-

\*) Strafe verbüßt.

bereitschen Dienste anzubieten. Ganz ohne Absicht Rothmann's war dieses Gespräch nun heut von Koppenhagen selbst eingeleitet worden, und der Erfolg desselben schien ein außerordentlich günstiger zu sein.

Während Koppenhagen und der Blauröckige noch lachten, überlegte Rothmann, ob er nicht noch einen Schritt weiter gehen könne. Er warf deshalb leicht die Medensart hin: „Ich fürchte, diese Verhaftung hat mir doch geschadet. So etwas spricht sich herum, und ich merke es auch, das Geschäft geht seit dieser Zeit schlechter als zuvor. Ich würde gern ein anderes anfangen, bei dem man mehr Geld verdienen kann, wenn ich nur eins wüßte.“

Er sah bei dieser anscheinend ganz harmlosen Bemerkung Koppenhagen an. Dieser schien aber durch die Frage ruhig zu werden, ja er wendete sogar sein Gesicht einen Augenblick ab und sagte dann: „Ja, ja! Geld verdienen will ein Jeder, aber es ist schwer heutzutage, viel Geld zu verdienen. Ich kann Euch keine guten Rathschläge geben, ich würde sie selbst nöthig haben.“

Rothmann bemerkte, daß er zu weit gegangen sei, und daß er sich möglicherweise dem listigen und vorsichtigen Koppenhagen gegenüber etwas verdächtig gemacht habe. Er sprang daher sofort auf einen anderen Unterhaltungsgegenstand über, ließ alle anzüglichen Neben und Thematata vollständig bei Seite und erzählte schließlich Anekdoten und Schurren, über welche sowohl der Blauröckige als auch Koppenhagen gebührend lachten. Wenn bei dem Letzteren irgend ein Verdacht wegen der Frage Rothmann's aufgetaucht war, so verschwand dieser während der Unter-

haltung vollständig, und als die Dunkelheit hereinbrach, wendete sich sogar Koppenhagen zu Rothmann mit den Worten:

„Ich habe meinen Wagen hier, und wenn Ihr wollt, so könnt Ihr mit mir nach Rudow fahren.“

Rothmann nahm das Anerbieten dankend an, der Blauröckige ging hinaus, um das Pferd vor das Korbwägelchen zu spannen, und bald fuhr er mit diesem vor der Thür der Schänke vor. Koppenhagen duldete nicht einmal, daß Rothmann seine Beche berichtigte, er bezahlte vielmehr für ihn, dann nahmen sie zusammen auf dem Stück des Wagens Platz und der Blauröckige fuhr wiederum als Aufseher mit ihnen davon.

Beim Einsteigen hatte Rothmann durch einen zufälligen, unbeabsichtigten Griff bemerkt, daß Koppenhagen Futteral sei. Er trug einen schweren Revolver im Ledertutal, welches unter dem Stockschöße befestigt war. Unwillkürlich mußte Rothmann daran denken, daß dieser Revolver wohl Arbeit bei seinem rücksichtslosen und energischen Gern bekommen würde, wenn dieser ahnte, wer neben ihm saß und in fröhlichem Geplauder in die Nacht hinein fuhr.

Diese war inzwischen mehr und mehr hereingebrochen, und dichte Finsterniß lagerte auch auf der Straße. Der Blauröckige indeß schien den Weg genau zu kennen, und aus dem Rollen der Räder konnte Rothmann schließen, daß man sich auf einer Chaussee befand. Nun mußte er aber, daß nach Rudow nur Sandwege und keine chausfirte Straße führten; er fragte deshalb in möglichst ruhigem

Zone: „Ist das auch der richtige Weg? Sind wir nicht etwa in der Dunkelheit irre gefahren?“

„Nein,“ entgegnete Koppenhagen, „seid unbesorgt, wir fahren zwar nicht direkt nach Studow, weil ich unterwegs noch einmal wegen eines Geschäftes einkehren will. Wir machen einen kleinen Umweg, aber wir verlieren nicht allzu viel Zeit, höchstens eine halbe Stunde und darauf wird es Euch doch nicht ankommen? Ihr sollt auch für die Verzögerung unterwegs etwas zu trinken bekommen.“

„Ich danke Euch für Eure Freundlichkeit,“ entgegnete Rothmann. „Ich habe keine Angst wegen des Zusammentommens, denn ich habe ja in Studow nichts zu säumen.“

Nach ungefähr einer halben Stunde sah Rothmann links vom Wege erleuchtete Fenster und bald darauf hielt der Wagen vor einem einsam am Wege stehenden Hause, welches Rothmann auf den ersten Blick als eine Schänke erkannte.

Koppenhagen stieg aus und sagte: „Ich habe da drinnen eine Zeit lang zu thun und muß mit dem Wirth sprechen. Steigt mit ab, Ihr könnt wenigstens einen Schnaps oder ein Glas Bier trinken.“

Rothmann verließ nun ebenfalls den Wagen, während der Blaubockige bei den Pferden blieb.

Als sie die Schänke im Erdgeschoß betraten, begrüßten sich der Wirth und Koppenhagen als alte Bekannte und begaben sich sofort in die Privatstube des Wirthes, nachdem dieser für Rothmann ein Glas Bier eingegossen und dasselbe vor ihm niedergesetzt hatte.

Rothmann befand sich jetzt allein in der Schänke, die in ihrer Einrichtung nichts Auffälliges bot. Trotzdem betrachtete er sich die Lokalität auf das Aufmerksamste, um sie später wieder zu erkennen. Daß die Redensart Koppenhagen's von einem Geschäft mit dem Wirth nur ein Wortand sei, war für Rothmann selbstverständlich. Auch dieser Wirth gehörte anscheinend zu den eingeweihten Mitgliedern der Falschmünzerverbände, und je mehr solcher eingeweihter Wirth Rothmann entdeckte, um so wichtiger war es für die Untersuchung.

Er hätte gar zu gern gewußt, auf welchem Wege er sich befand und wo dieses Wirthshaus lag, aber er wagte es nicht, die Generalstabskarte, die er in der Tasche trug, heraus zu ziehen, weil er fürchtete, Koppenhagen und der Wirth könnten jeden Augenblick wieder in das Zimmer treten. Er kannte nicht einmal die Himmelsrichtung der Straße, an welcher die Schänke lag, und er zog, um sich darüber zu orientiren, seinen kleinen Kompaß hervor, den er unter dem Tisch heimlich betrachtete. Er sah aus dem Stande der Nadel, daß ihr Weg bisher nach Norden statt nach Westen gegangen war. Er glaubte, daß es ihm nunmehr nicht schwer fallen würde, am nächsten oder an einem der folgenden Tage die Schänke wieder aufzufinden.

Die Unterhaltung Koppenhagen's mit dem Wirth dauerte auffallend lange. Eine halbe Stunde war bereits verflossen, und Beide lehten noch immer nicht wieder. Rothmann stand auf und trat wie zufällig in die Nähe der Thür, hinter welcher Beide verschunden waren. Er lauschte mit angehaltenem Athem und vorgestrecktem Kopf,

hörte indessen nichts und ging daher wie aus Sangesweite hinaus zu dem Blauröckigen, um mit diesem ein Gespräch anzuknüpfen. Konnte er doch nur hoffen, von diesem noch etwas zu erfahren, so lange Kopenhagen nicht dabei war.

Der Blauröckige begrüßte ihn mit Freude und bat ihn, einen Augenblick das Pferd zu halten, weil er sich drinnen im Lokal einen Schnaps geben lassen wolle. Rothmann that ihm den Gefallen und orientirte sich unterdeß nach dem Richtsicheln der Fenster über die Lage der Zimmer im Hause. Als der Blauröckige wiederkam und Rothmann ablöste, trat dieser in die Schänke zurück, ging aber nicht direkt in das Schänkzimmer, sondern schritt in dem quer durch das Haus führenden Flur weiter bis an die gegenüberliegende Thüre, als wolle er durch diese weiter nach dem Hofe gehen. Unwillkürlich aber blieb er stehen, als er zu seiner Rechten Stimmen hörte, in deren einer er sofort die Kopenhagen's erkannte. Er legte sein Ohr dicht an eine Thürspalte und hörte Kopenhagen ziemlich erregt rufen: „Ich versichere Euch, Peifer ist verdächtig. Ich traue ihm nicht mehr über den Weg. Seid auch Ihr vorsichtig ihm gegenüber und sagt den anderen Leuten, daß sie sich vor ihm in Acht nehmen sollen.“

„Ihr glaubt, daß er uns verrathen könnte?“ fragte eine andere Stimme, wahrscheinlich die des Wirthes.

„Ich glaube es,“ entgegnete Kopenhagen. „Dieser Schurke ist zu Allem fähig!“

„Aber,“ mischte sich eine dritte Stimme in das Gespräch, „er redet sich doch selbst in das Unglück, wenn er den Verräther spielen will.“

„Ihr irrt Euch,“ entgegnete Kopenhagen, „ich glaube auch nicht einmal, daß er uns angeben will, aber ich vermüthe, er betrügt uns. Mir kommt es vor, als wolle er nach Rußland hinübergehen, und zwar in aller Heimlichkeit. Ihr wißt, er hat stets große Geldsummen von uns in Verwahrung, und er besorgt alle unsere Geschäfte. Es ist ihm daher ziemlich leicht gemacht, uns um Tausende zu betrügen. —“

Noch eine vierte Stimme mischte sich jetzt in das Gespräch und Rothmann bemerkte daran, daß hier in der Privatstube des Gastwirthes eine heimliche Versammlung der Falschmünzer stattfand. Diese vierte Stimme erklärte: „Ich glaube nicht, daß Peifer sich zu einem solchen Schritte entschließen würde, wenigstens nicht, so lange seine Tochter bei ihm ist. Er würde sie wohl nicht allein zurücklassen, und mit ihr zusammen zu flüchten würde ihm sehr schwer werden. Ich weiß, er hängt mit einer ganz außerordentlichen Liebe an dieser seiner Tochter.“

„So, so!“ sagte Kopenhagen, „das wollen wir uns doch merken. Seid Ihr aber Eurer Sache auch sicher?“

„Ganz gewiß!“ erklärte dieselbe Stimme, „ich glaube, wenn seiner Tochter ein Leid geschähe, Peifer würde ganz außer sich gerathen. Ich wohne in seiner Nähe und kenne den Verkehr in seinem Hause ganz genau. Man erfährt ja auch von den Dienstmädchen so Verschiedenes, und aus allen diesen Nachrichten habe ich die feste Ueberzeugung gewonnen, daß Peifer seine Tochter über Alles liebt.“

„Das wollen wir uns merken!“ erklärte Kopenhagen

nochmals. Dabei stand er wahrscheinlich auf, und die Andern folgten seinem Beispiele. Rothmann hörte wenigstens die Schritte rücken und fand es zufolge dessen angeeignet, sich schleunigst von seinem Laufschepfen zu entfernen und nach der Schänke zurückzutreten.

Unmittelbar nach ihm trat auch Koppenhagen ein, der augenscheinlich nach ihm sehen wollte, und sagte: „Laßt Euch die Zeit nicht lang werden, ich habe drinnen noch etwas zu thun und wollte nur einmal nachsehen, was Ihr macht.“

Rothmann erzählte ihm, er langweile sich, theilte ihm auch mit, daß er draußen bei dem Blauröckigen gewesen sei. Lachend fügte er hinzu, daß er sich in der Abwesenheit des Wirthes selber bedient und sich das Bier selbst vom Taß geholt habe.

Koppenhagen lächelte, erklärte bald wiederkommen zu wollen und verschwand wieder hinter der Thür, um wahrscheinlich mit seinen Genossen die Verathung fortzusetzen. Rothmann trug in sein Notizbuch den Namen Peiser ein, denn dieser schien ihm wichtig genug. Er triebelte dann auch, noch besäudig verflohlen um sich blickend, einen kleinen Situationsplan von der Schänke und ihrer Lage in das Buch, als er draußen einen Wagen rollen hörte. Zuerst glaubte er, der Blauröckige sei davon gefahren, aber bald überzeugte er sich davon, daß ein zweiter Wagen angekommen sei, der ebenfalls vor der Schänke hielt.

Nach kurzer Zeit wurde die Thür geöffnet, und ein äiemlich anständig gekleideter Mann trat herein, der sofort laut nach dem Wirth rief. Dieser erschien auch, weil

er wahrscheinlich selbst nachsehen wollte, wer der neue Ankömmling sei.

Rothmann hatte die feste Ueberzeugung, daß zwischen dem neu Angekommenen und dem Wirth wieder eine vertrauliche Begrüßung stattfinden würde. Dies war jedoch nicht der Fall. Der Fremde bestellte ein Glas Bier, das er auf einen Zug austrank; dann ließ er sich das Glas auf's Neue füllen, und Rothmann bemerkte, daß der Wirth mißtrauisch den Fremden betrachtete.

„Ihr kennt mich wohl nicht?“ fragte der Fremde, der diesen Blick des Wirthes ebenfalls bemerkt zu haben schien.

„Ihr kommt mir bekannt vor,“ entgegnete der Wirth, „aber ich weiß nicht, wo ich Euch hinstellen soll.“

„Dann habt Ihr ein schlechtes Gedächtniß!“ entgegnete der Fremde. Er sagte noch etwas im Flüstertone zu dem Wirth, was Rothmann nicht verstehen konnte. Der Wirth indeß machte ein befriedigtes Gesicht und sagte: „Jetzt erkenne ich Euch wieder! Laßt Euch die Zeit nicht lang werden, ich habe in meiner Privatstube ein Geschäft mit einem Herrn abzumachen, dem das Fuhrwerk vor der Thür gehört.“

Er begab sich dann wieder nach seiner Privatstube, und Rothmann blieb mit dem Fremden allein. Dieser hatte an einem Tische gegenüber Platz genommen, und als Rothmann zu ihm hinüber blickte, kreuzten sich seine Blicke mit denen des Fremden. Dieser schien sich in besonders lustiger, ja augenscheinlich etwas angeheiteter Stimmung zu befinden, denn er summete eine Melodie

vor sich hin und leerte sein Glas mit auffallender Schnelligkeit. Als Rothmann nach einiger Zeit wieder zu ihm hinüber blickte, bemerkte er, daß ihn der Fremde unausgesehrt beobachtete.

Er spielte selbstverständlich den Gleichgültigen, kühlte sich aber doch beunruhigt, als der Fremde nicht aufhörte, ihn immer und immer wieder zu betrachten, als sei Rothmann ein Bekannter von ihm, den er nur nicht ordentlich wiedererkenne, und den er vorläufig nicht anzusprechen wagte.

Die Situation hatte etwas sehr Peinliches für den Kriminalbeamten. Er befand sich hier in einem Lokal, dessen Wirth zu der Falschmünzerverbande gehörte, in einem Hause, in welchem gleichgültig so und so viele Mitglieder der Bande zu einer heimlichen Versammlung anwesend waren. Welch' ungeheure Gefahr drohte ihm, wenn seine Verkleidung und sein wirklicher Stand hier entdeckt wurden! Er beschloß, den unangenehmen Fremden einzuschüchtern, indem er auffah und ihn finster und abweisend anblickte. Aber der augenscheinlich etwas angeheiterte Fremde ließ sich durch diesen Blick nicht abschrecken, er sah vielmehr immer wieder lächelnd nach Rothmann hinüber und endlich schlug er mit der flachen Hand auf den Tisch, als habe er irgend eine wichtige Entdeckung gemacht. Dann stand er plötzlich auf, trat auf Rothmann zu, streckte ihm lächelnd wie zum Grusse die Hand entgegen und sagte: „Guten Abend, Herr Kriminalkommisarius!“

Rothmann war im ersten Augenblicke so betroffen, daß er gar nicht zu antworten wagte. Daß man ihn hier in

dieser für ihn geradezu lebensgefährlichen Situation, in dieser abgelegenen Schänke wieder erkennen sollte, schien ihm fast ungläublich. Nachdem er sich einigermaßen gesammelt hatte, erklärte er: „Sie verkennen mich wohl! Ich bin ein einfacher Handelsmann und kein Kriminalkommisarius.“

Der Fremde lächelte und sagte dann lustig: „Ich habe ein zu gutes Gedächtniß für Gesichter, als daß ich Sie nicht wiedererkennen sollte. Wir haben ja schon mit einander zu thun gehabt, erkennen Sie mich nicht wieder?“

Rothmann war aufgestanden und starrte den immerfort lächelnden Mann wie ein Gespenst an. Er hatte mit ihm zu thun gehabt? Wahrscheinlich doch nur in dienstlicher Beziehung. Dann war also dieser Mann auch ein Verbrecher! Außerdem hatte derselbe mit dem Wirth vorher geküffert, er gehörte also wahrscheinlich auch zu der Falschmünzerverbande.

Einem Augenblicke lang überlief Rothmann ein Zittern der Angst und des Schreckens. Wenn in diesem Augenblicke Kopenhagen mit dem Wirth aus dem Nebenzimmer zurückkehrte, und dieser Unbekannte ein einziges unbedachtes Wort fallen ließ, so konnte sich Rothmann darauf gefaßt machen, daß sein letztes Stündlein geschlagen hatte.

Blitzschnell überlegte er, ob es nicht besser wäre, denn Mann, der da vor ihm stand, einen Stoß zu versetzen und aus der Thür zu springen. Draußen hätte ihn der Klauwädige wohl nicht aufgehalten, weil dieser ja gar nicht wußte, was gesehen war. Vielleicht gelang es Rothmann, in der Dunkelheit zu entkommen, aber verloren war



dann alle die mühevollen Arbeit, die er bisher zur Entdeckung der Fälschmünzgerbanke aufgewendet hatte, verloren war dann die Möglichkeit, jemals wieder der Bande auf die Spur zu kommen und ihre Werkstatt zu entdecken. Sowie Kopenhagen gewarnt wurde, löste er sicher die ganze Bande auf und brachte alles Verdächtige bei Seite. Rothmann war ein zu guter und eifriger Kriminalbeamter, als daß nicht der Gedanke an eine etwaige Verunglückung seiner Mission ihm noch schrecklicher gewesen wäre, als der Gedanke an seine eigene persönliche Gefahr. Da er, mit seinen Gedanken beschäftigt, immerfort noch mit der Antwort zögerte, sagte jetzt der Fremde: "Ich kann es mir ja denken, daß Sie alle Veranlassung haben, sich nicht entbedt sehen zu wollen, denn wenn Sie hier in unserer Gegend und in dieser Verkleidung herumgehen, so haben Sie gewiß etwas Großartiges auf dem Strich; ist's nicht so?" fragte wiederum lächelnd der Unbekannte.

Rothmann seufzte tief auf und sagte dann leise: "Mensch, um's Himmels willen, wer sind Sie und warum wollen Sie mich verderben?"

"Ich Sie verderben?" sagte der Fremde. "Reden Sie doch nicht davon. Ich denke ja gar nicht daran, ich bin ja Ihr Freund. Ich habe es Ihnen ja zu verdanken, daß ich damals mein Geld wieder kriegte. Sie erinnern sich meiner wohl nicht mehr, Herr Kommissarius?"

Rothmann sagte energisch den Arm des laut Sprechenden und raunte ihm zu: "Wenn Sie wollen, daß ich noch heute oder im nächsten Augenblicke ermordet werde, so schreien Sie es weiter aus, wie bisher, wer ich bin."

Der Fremde erschrak sichtlich über diese Worte und sagte dann leiser als vorher: "Ich denke ja gar nicht daran! Wo ist denn hier irgend welche Gefahr?"

"Lassen Sie das," entgegnete Rothmann, "ich erkläre Ihnen, daß Sie die Mitschuld an einem Morde auf Ihre Seele laden, wenn Sie forsichren zu thun, als wüßten Sie, wer ich bin. Und nun bitte ich Sie, mir auch zu sagen, wer Sie eigentlich sind."

Der Fremde nannte seinen Namen Eduard Göpfert und setzte darauf hinzu: "Vor zwei Jahren war ich auf einer Vergnügungsreise in Berlin und fiel dort in die Hände von Bauernfängern. Ich kam damals auf das Polizeipräsidium und beklagte mich. Sie nahmen sich meiner an und ließen sich von mir eine genaue Beschreibung der Schwindler geben. Dann begleiteten Sie mich einen halben Tag lang in einige Lokale, wodurch es mir gelang, die Kerle, die mich begaunert hatten, wieder zu erkennen. Ich erhielt fast mein ganzes Geld wieder und das verdanke ich lediglich Ihnen. Ich habe Sie sofort wieder erkannt, als ich Sie vorhin sah, wenn Sie auch Ihren Bart abgeschnitten und Ihre Kleidung verändert hatten."

"Wohnen Sie denn hier in der Nähe?" fragte Rothmann erleichtert.

"Gewiß!" sagte dieser. "Ich wohne ja in N., wo ich eine große Bäckerei habe. Ich liefere das Brod an verschiedene Bergwerke für die Arbeiter. Ich freue mich wirklich sehr, Sie wiederzusehen, denn ich bin Ihnen noch vielen Dank von damals schuldig."



„Diesen Daut,“ erklärte Rothmann, „werden Sie am besten dadurch mir beweisen, daß Sie, sobald Jemand in das Zimmer kommt, so thun, als hätten Sie mich nie im Leben gesehen. Ich erkläre Ihnen nochmals, daß Sie nicht nur mein Leben der höchsten Gefahr aussetzen, sondern auch die Entdeckung eines großartigen Verbrechens verhindern, auch wenn Sie morgen oder in der nächsten Zeit irgend Jemand erzählen, daß Sie mich in autlicher Eigenschaft hier in einer Verkleidung getroffen haben.“

„Daran deute ich gar nicht,“ erwiderte der Brodfabrikant, „aber versprechen Sie mir wenigstens, mich in N. zu besuchen, wenn Sie dahin kommen sollten.“

„Das verspreche ich Ihnen von Herzen gern,“ erklärte Rothmann, „vielleicht kann ich mir auch noch von Ihnen Auskunft über Manches geben lassen. Sagen Sie mir jetzt wenigstens sofort, wo befinden wir uns augenblicklich?“

„Sie befinden sich jetzt,“ entgegnete Göpfert, „auf der Chaussee, die nach Pleß führt. Dieses Gasthaus steht an einer Straßenecke, da von hier rechts und links Sandwege nach den Dörfern abführen.“

„Nennen Sie den Wirth?“ fragte Rothmann.

„Ich kenne ihn nicht weiter,“ erklärte der Bäckermeister. „Ich spreche nur öfter hier, wenn ich durchgefahren komme, bei ihm vor. Abends komme ich, offen gesagt, nicht gern her, denn man trifft hier allerlei verdächtiges Volk. Deshalb sagte ich auch gleich zum Wirth, als ich herein kam, wer ich sei. Es ist Ihnen wohl aufgefallen, daß ich meinen Namen und Stand nicht laut sagte, aber ich

hatte Sie damals noch nicht erkannt, und da ich nicht wußte, wer Sie seien, so sollten Sie auch nicht wissen, wer ich bin. Ich führe nämlich oft große Geldsummen bei mir, und es ist mir zu unsicher, wenn die Leute, die hier verkehren, erfahren, wer ich bin. Aber nun will ich weiter fahren, denn der Kutscher vor der Thür wird meine Pferde kaum länger halten können, sie sind sehr unruhig. Sagen Sie wohl und versprechen Sie mir, mich ganz bestimmt zu besuchen, wenn Sie nach N. kommen.“

„Ich verspreche es Ihnen,“ erwiderte Rothmann, „und bitte Sie nochmals, schweigen Sie!“

„Wie das Grab!“ entgegnete Göpfert. Dann eilte er hinaus, und bald darauf hörte man seinen Wagen fortrollen.

Erst jetzt, nachdem er das Zimmer verlassen hatte, kam Rothmann wieder dazu, darüber nachzudenken, in welcher Gefahr er sich augenblicklich befunden hatte. Wie leicht war es möglich, daß ihn auch noch andere Personen leicht erkennen, wie leicht schien es ihm sogar möglich, daß ihn auf seinen Streifzügen einer der Verbrecher kannte, mit denen er früher einmal amtlich zu thun gehabt hatte, dann würde seine Verkleidung sofort verrathen, und das ganze Unternehmen fiel in's Wasser.

In diesem Augenblicke leistete er sich einen Schwur, nicht nur vorsichtiger zu sein, sondern auch nicht länger mit der Aufhebung der Bande zu ärgern. Es mußte irgend etwas geschehen, wenn nicht der ganze Erfolg durch einen ganz unscheinbaren kleinen Zufall illusorisch gemacht werden sollte.

Es mußte in den nächsten Tagen gehandelt werden.

Das Haupt der Gäßlmünzerverbände war ja Rothmann bekannt. Wenn es ihm jetzt noch gelang, zu erfahren, wer Peiser sei, so hatte er wohl beide Führer in seinen Händen, und nöthigenfalls mußte er sich damit begnügen, diese festzusetzen. Vielleicht waren sie klug genug, Geständnisse abzulegen, durch welche man die ganze Bande aufheben konnte.

Raum drei Minuten waren seit dem Verschwinden und der Abfahrt des Bäckermeisters verfloßen, als Koppenhagen, gefolgt von dem Wirth, aus dem Nebenzimmer kam, Rothmann freundlich zunickte und sagte: „Nun, Ihr habt Euch wohl etwas gelangweilt? Das thut aber nichts, wir kommen noch früh genug nach Hause. Unser Pferd hat sich ausgeruht, und es wird nun um so besser laufen.“

Er bestieg mit Rothmann den vor der Thür stehenden Wagen und bald darauf rollten sie wieder in die Dunkelheit hinaus. Koppenhagen schien nicht sehr gesprächig zu sein, und auch Rothmann war viel zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, um ein längeres Gespräch anzuknüpfen.

Spät erst am Abend, nach ungelähr zweistündiger Fahrt, kam man in Rudow an. Koppenhagen blieb noch unten in der Wirthsstube, Rothmann aber erklärte, müde zu sein und sich auf seine Stube zurückziehen zu wollen. Hier oben machte er Licht, verhing die Fenster und setzte sich dann hin, um wiederum in der Geheimschrift einen Bericht über den bisherigen Stand seiner Entdeckung aufzufassen und um die Entsendung einer ganzen Anzahl von Kriminalbeamten zu bitten, welche nach seinen Angaben

innerhalb des Industriebezirks postirt und beauftragt werden sollten, allen seinen Requisitionen und Anordnungen unweigerlich Folge zu leisten.

Er hörte Koppenhagen gegen Mitternacht sein Zimmer nebenan betreten, und dieser ahnte wohl kaum, daß, während er sich, vergnügt vor sich hin pfeifend, auskleidete, hinter der Thür, die ihn von Rothmann trennte, die Maschen des Netzes geknüpft wurden, in welchem er sammt seiner ganzen Bande eingefangen werden sollte.

## 10.

Sie liebte ihn!

In dem Augenblicke, in dem sie seine Küsse fühlte, kam ihr das volle Bewußtsein ihrer Liebe. Wie ein Alp beim Erwachen wäre vielleicht die bisherige Berriffenheit ihres Innern von ihr gewichen, wenn nicht die begleitenden Umstände so herzerreißende gewesen wären. Welch' fürchterliche neue Qual brachte diese Liebe über sie!

Die Scene mit Walewski hatte sie so erschüttert, daß sie in der That krank war, als der Vater heimkehrte. Er empfahl ihr Schonung und Ruhe, fragte aber nicht nach dem Grunde der Krankheit, denn er war zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt.

Esther verbrachte eine schlaflose Nacht, während welcher sie auch hörte, daß heimlicher Besuch zu ihrem Vater kam und sich wieder entfernte. Erkennen konnte sie wegen der Dunkelheit die Personen nicht.

Am nächsten Morgen trat Peiser bei seiner Tochter ein,

um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Als er nach wenigen Minuten das Zimmer verließ, sagte er in der Thür: „Ich wollte Dir auch noch wegen der Klüße und des Essens mittheilen, daß unser Gast heute frühzeitig das Haus verlassen hat. Er kommt nicht wieder.“

Es war gut, daß Peter in demselben Augenblick das Zimmer verließ, er wäre wohl sonst darüber erkaunt gewesen, welchen Eindruck seine gleichgiltigen Worte auf Esther ausübten.

Sie stand unbeweglich mit Leichenblässe im Gesicht, bis sie in einen Stuhl sank und Thränen ihren Schmerz lösten.

Er war fort! Er hatte ihren Wunsch auf der Stelle erfüllt. Und doch, doch, jetzt, wo sie wußte, daß er gegangen sei, um niemals wiederkehren, jetzt empfand sie erst, wie sehr sie ihn liebte.

Er sollte niemals wiederkehren! Ein hartes Wort, ein hartes Geschick für ein Weib, dessen keusche Seele zum ersten Male liebt.

Aber war es nicht das Beste, daß sie ihn niemals wiedersehen sollte? Vielleicht gelang es ihr später, ruhiger über ihre Liebe zu denken, wenn dieselbe nicht durch den Anblick des Geliebten auf's Neue geweckt wurde. Vielleicht fand sie die Kraft, späterhin diese Liebe wie einen Traum zu betrachten, der an ihrer Seele vorübergegauckelt war.

Wenn er geliebt wäre, gab es ja viel größeres Herzleid, unabwendbaren Jammer!

Die Verhältnisse zwangen Esther, auch an ihre eigene Zukunft zu denken. Was konnte dieselbe bringen?

In nächster Zeit die Verheirathung mit dem von ihrem Vater ihr bestimmten Bräutigam. Es gab Augenblicke für Esther, in denen ihr jetzt die Ehe mit diesem Menschen wie der letzte verzweifelte Zufluchtsort erschien. Wenn sie im Hause ihres Vaters blieb, kam doch eines Tages das Schreckniß der Entdeckung seiner Fälschmünzerei, die Schande, das Elend. Wohin Esther sah, nirgends auch nur eine Hoffnung, nur ein Schimmer von Glück, überall Herzenspein, Seelenqual und Noth.

Zwei Tage waren für Esther in dieser Seelenstimmung dahingegangen, zwei Tage, in denen sie gleichgiltig gegen alle Eindrücke von außen gewesen, in denen sie zeitweise nicht wußte, ob es Tag oder Nacht sei, ob nicht schon Jahre lang ihre Seelenqual dauere, oder ob dieselbe nur ein Traum sei.

Sie saß Vormittags in ihrer Stube, apathisch den Kopf in die Hand gestützt, die Muster des Teppichs zu ihren Füßen betrachtend, als wollte sie aus diesen irgend welchen Rath, irgend welchen Trost herauslesen.

Plötzlich sah sie auf. Die Studenthür hatte sich fast lautlos bewegt, und Baruch schlich herein, ohne vorher anzuklopfen, wie er es sonst that.

Das Gesicht des Krüppels drückte die höchste Spannung aus, mit wenigen lakonartigen Schritten stand er neben Esther und flüsterte ihr zu: „Still! — Der Bajakis denkt, Baruch hört nichts — Baruch hört Alles — Komm', Esther — schnell — leise!“

Esther war über das geheimnißvolle Betragen Baruch's

erkannt, aber in ihrem apathischen Zustande folgte sie ihm willenlos, als er sie bei der Hand faßte und mit sich fortzog.

Als sie auf den Hausflur trat, hörte sie aus der Arbeitsstube ihres Vaters Stimmen, von denen die eine ziemlich laut und erregt schien. Baruch zog Esther, die ihm mechanisch folgte, über den Hausflur bis in seine Klausel, die sich, wie wir wissen, dicht neben der Arbeitsstube Peiser's befand. Baruch hatte auch die Thür wieder geräuschlos geschlossen, jetzt näherte er sich Esther und zeigte grinsend auf eine Stelle in der Wand. Diese wies eine kreisrunde Oeffnung auf, durch welche wahrscheinlich früher ein Dienrohr geführt hatte. Als dieses herausgenommen wurde, hatte man die Oeffnung in der Mauer nicht wieder ausgefüllt, sondern nur in den beiden Zimmern ein Stück Tapete oder Papier über das Loch geklebt.

Baruch hatte das Papier in seiner Kammer heruntergerissen, so daß das Loch nur durch das Stück Tapete in Peiser's Arbeitsstube verschlossen war. Natürlich hörte man durch diese Tapete jedes einigermassen laut gesprochene Wort in Baruch's Kammer, und das wollte er Esther als seine neueste Entdeckung zeigen.

Esther achtete indeß nicht auf das Grinsen und die Gestikulationen Baruch's, denn vom ersten Augenblicke an hatte sie wie gebannt gestanden. Die eine Stimme da in der anderen Stube war die des Vaters, die andere, die sehr laut und aufgeregter sprach, erkannte sie sofort wieder, trotzdem sie dieselbe nur einmal, und zwar in Myslowitz gehört hatte, es war die Stimme Koppenhagen's.

„Und ich sage Euch, es fällt ihm gar nicht ein, auf meine Vorschläge einzugehen,“ sagte Koppenhagen. „Er hat sich geweigert und mir allerlei Ausflüchte gemacht. Das sind also die Vertrauenspersonen, die Ihr mir auf den Seid hängt!“

„Seid nicht so laut,“ bat Peiser, „denn man kann nie vorsichtig genug sein. Ich sage Euch, der junge Mann wird schon würbe werden und Alles thun, was Ihr wollt, Ihr seid immer zu heftig und könntet die Zeit nicht erwarten.“

„Ihr könnt Euch Eure weisen Lehren sparen, mit denen Ihr doch blos Eure Dummheit bemänteln wollt. Was soll ich mit dem Menschen jetzt anfangen, wo er in Alles eingeweiht ist? Soll ich davor zittern, daß er mich ver-räth?“

„Er wird es nicht thun, verlaßt Euch darauf.“

Koppenhagen lachte laut auf. „Ihr übernehmt wahr-scheinlich für sein Schweigen die Garantie, ebenso wie Ihr dafür gutgefagt habt, daß er auf unsere Pläne eingeht. Wißt Ihr, ich fange an zu glauben, daß Ihr mit diesem Walewski unter einer Decke steckt, daß Ihr ihn mir auf die Nase gesetzt habt, um ihn als Zwangsmittel gegen mich zu gebrauchen.“

„Ihr seid nicht klug,“ entgegnete Peiser. „Was ist das für ein beständiges Mistrauen, das Ihr gegen mich herauskehrt?“

„Gebt Ihr mir nicht dazu alle Veranlassung, Euch mit Mistrauen zu betrachten? Jeder Eurer Schritte ist zweideutig. Ihr bringt Euer Geld jenseits der Grenze

unter, Ihr wollt Eure Tochter dahin verheirathen, und Euer Vermögen befindet sich schon in dem Geschäfte Eures aufünftigen Schwiegersohnes. Ja, ich weiß das Alles, denn Ihr zwingt mich, Euch zu beobachten. Auch Euer Verfahren mit diesem Walewski ist verdächtig. Ihr verschwört Euch hoch und theuer, daß der Mensch, der auf höchst geheimnißvolle Weise in Euer Haus gekommen ist, uns ergeben sei, und jetzt entpuppt er sich als unser Feind. Aber täuscht Euch nicht in mir. Ich werde mit diesem Walewski kurzen Prozeß machen. Er soll aus dem Orte, in dem er sich befindet, nicht mehr lebendig herauskommen."

"Das werdet Ihr nicht thun! Ihr werdet nicht einen Mord auf Euch laden!"

"Ich will es sehen, wer mich hindern will, mit diesem Walewski zu machen, was ich will. Diese Theilnahme für ihn macht Euch wieder verdächtig."

Peiler schien jetzt auch zornig zu werden, denn seine Stimme war lauter als sonst und klang ganz heiser.

"Ihr seid verrückt mit Eurem Mißtrauen. Was ich auch thue, Ihr verdächtigt es. Ich will aber nicht, daß dem Walewski ein Leid geschieht. Er war Gast in meinem Hause, ich habe ihm Sicherheit zugesagt —"

"Das ist mir ganz gleich," unterbrach ihn Poppenhagen, "was Ihr ihm angelagt habt. Ich werde thun, was mir beliebt und was unser Aller Interesse erfordert, auch wenn Ihr mir Eure Erlaubniß dazu verweigert."

"Ihr könnt allerdings thun, was Ihr wollt, vergesst aber nicht, daß Ihr auch allein die Folgen und die Verantwortlichkeit traget."

Kriminal-Roman von A. Oskar Klausmann. 41

"Wollt Ihr mir etwa drohen?" fuhr Poppenhagen auf. "Nehmt Euch in Acht vor mir! Auch mit Euch mache ich kurzen Prozeß!"

Man hörte einen Stuhl rücken und bald darauf jemand geräuschvoll das Zimmer verlassen.

Als Esther den Namen Walewski hörte, als sie ersuhr, in welcher Gefahr er schwebte, kam es über sie, wie jene Kraft der Liebe, die aus dem kleinsten Thiere den wüthendsten Verteidiger seines Nestes und seiner Brut macht, überkam dieses jungfräuliche Weib, das bis jetzt still gebuldet und getragen hatte, ein Gewissens, vor dem sie fast selbst erschraf.

Sie verließ die Kammer Baruch's und begab sich in ihr Zimmer. Wenn sie jetzt ihren Vater getroffen und selbst erfahren hätte, daß sie die Lauscherin an der Wand gespielt hatte, es wäre ihr gleichgiltig gewesen.

Der Geliebte war in Gefahr, und sie mußte ihn retten. Aber wo war Walewski?

Zusinktmäßig verfiel Esther darauf, daß Baruch ihr irgend welche Auskunft geben könne.

Sie hörte die Thür von ihres Vaters Stube gehen, sie hörte, wie dieser das Haus verließ, und halb darauf hatte sie Baruch in ihr Zimmer gerufen. Dieser schien zu vermuthen, daß er jetzt wegen seines Lauschens und weil er Esther vorhin gerufen, ausgescholten werden würde, und deshalb suchte er Esther durch allerlei komische Geschichten zu erheitern. Er fuhr sich immerwährend mit der flachen Hand über den Hals, als wolle er das Abschneiden andeuten, mit der anderen deutete er nach der Decke, über

welcher Walewski gewohnt hatte, und kreischte lachend: „Goj — Goj — Hals abschneiden — der Walbajis will es nicht!“

„Laß diese Grimassen, Baruch! Komm einmal zu mir. Gib mir Deine Hand. Höre genau auf das, was ich Dich frage. Weißt Du, wohin der Mann gekommen ist, der dort oben war?“

„Der Goj?“

„Ja! Weißt Du es?“

Baruch grinste äußerst vergnügt.

„Baruch weiß es — Baruch hat es gesehen — der Walbajis denkt, Baruch weiß es nicht — aber Baruch weiß es. Will Esther es auch wissen?“

„Ja, ich möchte es wissen, Baruch. Wenn Du mich lieb hast, sag' es mir!“

„Baruch wird es Esther sagen — Baruch thut Alles, was Esther will. In der Nacht sind Männer gekommen — zum Walbajis, aber Baruch hat den Mikowski erkannt. Mit den Männern ist der Goj, der oben war, fortgegangen — der Walbajis hat ihnen die Thür aufgemacht — Baruch hat es gesehen.“

„Und weißt Du, wo die Männer ihn hingebracht haben?“

„Baruch konnte nicht mitgehen — die Thür war zu — aber er kann es sich denken, wohin die Männer gegangen sind — dorthin, wo das Geld gemacht wird — bumm, ein blanker Thaler!“

„Baruch, wenn Du mich lieb hast, mußt Du mich an jenen Ort führen.“

„Nein — nein — kein Weib darf dorthin kommen —

die Männer würden Esther umbringen!“ Dann dachte er wohl einen Augenblick nach, denn er zählte sehr schnell und eifrig seine Finger und fragte dann: „Was will Esther an jenem Ort? Will sie zusehen, wie man dem Goj den Hals abschneidet?“

Er schien das Halsabschneiden für etwas sehr Komisches zu halten, denn er brach in kreischendes Gelächter aus.

„Nein, Baruch,“ erklärte Esther, indem sie darüber nachdachte, wie sie wohl bei Baruch am besten das Verständniß für ihre Worte erziele. „Nein, Baruch, Esther will das nicht sehen. Esther will gar nicht, daß dein Freund ein Seid geschieht.“

„Esther will es nicht — der Walbajis will es auch nicht.“ Baruch zählte wiederum seine Finger, aber er sah jetzt sehr betrübt aus.

„Baruch, höre mich genau an. Esther hat Dich lieb, sehr lieb, aber sie wird Dich noch viel lieber haben, wenn der Fremde aus der Gewalt der Männer dort weggebracht wird, wenn er frei hingehen kann, wohin er will. Weißt Du, wie man das anfangen kann?“

Baruch sah sehr verlegen aus. In einem immer hastiger werdenden Tempo zählte er seine Finger und murmelte vor sich hin: „Esther will es — Esther will es — Baruch weiß nicht, ob er es kann — Esther will es.“ Plötzlich horchte er auf. „Der Walbajis kommt!“ flüsterte er und huschte aus dem Zimmer.

Das seine Gehör Baruch's hatte allerdings die Schritte des schon wieder heimkehrenden Peiser vernommen, aber er hatte keinen Grund, ihn in diesem Augenblicke zu fürchten.

Peiser trat in seine Arbeitsstube und schob hinter sich den Miegel vor. Dann sah er rasch um sich und holte tief Athem. Sein Gesicht war aschfarben, die Augen glänzten wie im Fieber und quollen fast aus dem Kopfe, hin und wieder saßte er nach seinem Galle, als fehle ihm die Luft. Er wantte bis zu dem alten Lehnstuhl an seinem Schreibtisch und setzte sich erschöpft nieder.

Was war geschehen? Welch' fürchterlicher Vorfall hatte den Verbrecher so erschüttert?

Als Kopenhagen wuthersüht von Peiser gegangen war, den er zu so ungewohnter Stunde besucht und so energisch seines Mißtrauens versichert hatte, fiel es Peiser ein, daß es sich doch vielleicht empfehlen würde, für einige Tage dem erzürrten Kopenhagen aus dem Wege zu gehen, um den brutalen Spießgeßellen nicht noch mehr zu reizen.

Peiser beschloß, eine kleine Reise zu seinem zukünftigen Schwiegerohn zu machen und mit diesem die Angelegenheit wegen der Eheschließung „festzumachen“. Da Sobj aber ziemlich tief in Polen liegt, und er deshalb nicht mit einer gewöhnlichen Grenzlegitimation die Reise dahin antreten durfte, begab sich Peiser nach dem Polizeibureau, um dort den Paß für Rußland, den er beständig besaß, visiren zu lassen.

Er war als Einwohner von N. natürlich auch mit dem Polizeisekretär, der ihn abfertigte, bekannt, und plauderte mit ihm, während dieser schrieb.

„Fürsæhn Groschen macht der Stempel, Herr Peiser!“ erklärte der Sekretär.

Peiser gab ihm einen Thaler, und der Sekretär warf

das Geldstück auf die Tischplatte, um den Klang zu prüfen. Als Peiser ihn deshalb fragend ansah, erklärte er: „Man muß sich in Acht nehmen, es ist falsches Geld im Verkehr, und wenn auch hier in Oberschlesien keines ausgegeben wird, so soll es doch hier gemacht werden. Ja, ja, Sie sehen so erkannt aus, Herr Peiser, aber wenn Sie darüber nicht reden wollen, kann ich es Ihnen erzählen. Wir haben neulich einen von den geheimen Kriminalbeamten aus Berlin, die der Bande bereits auf der Spur sind, zufällig aus Berlin sehen arretirt, es war eine ganz komische Geschichte, und dadurch hat der Alte die Sache erfahren und hat sie mir erzählt. Aber reden Sie nicht darüber, sonst kann ich Ungelegenheiten haben.“

Wie Peiser von dem Polizeibureau bis auf die Straße kam, wußte er nicht. Die Kniee zitterten unter seinem Leib, sein Haar sträubte sich fast und kalter Angktschweiß trat auf seine Stirn. Er hielt sich mühsam aufrecht und beeilte seine Schritte trotz der Aufregung und Mattigkeit, denn jeder Stein des schlechten Straßenpflasters schien ihm zuzuschreien: „Haltet ihn! Haltet den Falschmünzer!“

Als er jetzt nach Hause gekommen und in den Lehnstuhl vor seinem Schreibtisch gesunken war, begann er sich zu beruhigen, zwang er sich selbst, klar zu überlegen. Was hatte er zu beginnen, nachdem ihm durch einen solch' eigenartigen Zufall die rettende Warnung zugetommen war?

Er mußte fort! Augenblicklich fort! Er mußte sich in Sicherheit bringen. Seine gemeine Seele dachte nicht daran, daß er eigentlich eine moralische Verpflichtung habe, die Warnung seinen Genossen mitzutheilen. Er dachte nur



an sich. Er dachte nur daran, fortzukommen. Er dachte nicht einmal an seine Tochter und was aus dieser werden sollte.

Fort! Fort! So rasch als möglich!

Er erhob sich mit Aufbietung aller Kraft und öffnete ein Schubfach des Schreibtisches. Nur zwei Papiere lagen in demselben, die ihn hätten bei einer Haussuchung konpromittiren können, er war zu schlau, um mehr solch gefährlichen Materials in seinem Hause aufzubewahren.

Er warf die beiden Schriftstücke in das Feuer des eisernen Ofens, der das Zimmer heizte, und gab genau acht, ob sie auch vollständig zu Asche verbrannten. Dann raffte er alles Geld zusammen, das er im Schreibtische fand, und packte es in eine alte Geldtase, die er um seinen Leib schnallte. Dann rief er den Hausknecht, besah, sein Pferdchen einzuspannen, und begab sich darauf zu seiner Tochter.

„Ich muß verreisen,“ erklärte er, „für einige Tage verreisen in einer wichtigen Geschäftsangelegenheit nach Desterreich. Ich benachrichtige Dich, wenn ich wiederkomme.“

Er verließ sie wieder und bestieg draußen den Wagen, um fortzufahren. Als er von seiner Tochter Abschied nahm, regte sich nichts von Liebe in seinem Herzen, Habsucht und Egoismus hatten in dieser Menschenbrust Alles übertöschert, alle anderen Gefühle erstickt.

Hastig schlug er auf sein Pferd und polternd fuhr der Wagen in der Richtung auf Myslowitz davon.

Es war nicht ohne ein Gefühl der Erleichterung

die Nachricht entgegengenommen, daß ihr Vater auf einige Tage von Hause fortbliebe; ob er wirklich verreise, oder nur eine Fahrt in Gelegenheit der Falschmüngergesellschaft mache, ließ sie dahingestellt. Sie suchte sofort nach Baruch, um mit diesem das unterbrochene Gespräch wieder aufzunehmen.

Über vergeblich war ihr Suchen und Rufen nach ihm innerhalb des Hauses. Die Mägde, bei denen sie sich erkundigte, sagten ihr, daß Baruch wahrscheinlich wieder einen seiner nächstlichen Ausflüge mache, denn in solcher Weise und zu solcher Zeit pflegte er immer zu verschwinden.

Es war nicht angenehm, daß er nicht zuhause war, denn in solcher Weise und zu solcher Zeit pflegte er immer zu verschwinden. Sie war auch der Ansicht der Mägde, daß Baruch bereits fort sei. Sie wollte ja, wie er sich bestrehte, jeden ihrer Wünsche zu erfüllen, und nun war er davon gelaufen, ohne ihre Instruktionen abzuwarten, ohne ihr mitzuthellen, ob er Walewski's Rettung für möglich hielt.

War nicht anzunehmen, daß der halb Blödsinnige mehr Schaden als Nutzen für den Gefangenen brachte? War es nicht furchtbar, daß ihre ganze Hoffnung jetzt auf der Klugheit eines geistigen Krüppels beruhte?

Der verzweifelte Muth, der über Escher seit der letzten Schreckensnacht gekommen war, drohte sie zu verlassen. Aber sie raffte sich auf. Sie suchte Kraft im Gebete, bei dem Gotte, der durch die Hände schwacher Frauen, einer Judith, einer Escher, einst ihr Volk gerettet hatte.

Warum sollte er nicht durch die Hände eines geistig Schwachen die Rettung des Geliebten geschehen lassen?



Es mochte Abends gegen neun Uhr sein, als eines der Mädchen erschien und Esther die Mittheilung brachte, daß sich ein Mann in der Schänktube befinde, der sie zu sprechen wünsche.

Bald darauf erschien Rutowski vor ihr, den sie ja durch sein wiederholtes Erscheinen bei ihrem Vater kannte.

„Verzeihe die junge Herrin,“ sagte er nach einer Verbeugung, „wenn ich eine Nachricht bringe, die vielleicht nicht ganz erfreulich ist. Aber es ist wirklich nichts Gefährliches, nichts besonders Gefährliches.“

„Was gibt es?“ fragte Esther aufgeregt, weil sie irgend ein Unglück ahnte.

„Dem Herrn Vater ist ein kleiner Unfall begegnet, in der Dunkelheit — der Wagen ist umgestürzt — ein Beinbruch — weiter keine Gefahr — es ist schon ein Arzt bei ihm — wirklich keine Gefahr, aber der Vater läßt die junge Herrin bitten, zu ihm zu kommen.“

„Wo ist mein Vater?“

„In einem Hause, vielleicht eine halbe Meile hinter der Stadt, er ist dort vorläufig untergebracht worden. Ich habe einen Wagen vor der Thür, den die Herrin benutzen kann.“

„Es ist gut. Ich komme sofort.“

Sobald Rutowski das Zimmer verlassen hatte, machte Esther sich reisefertig. Sie band ein Tuch um den Kopf und warf einen warmen Mantel um ihre Schultern, nachdem sie für alle Fälle noch etwas Geld zu sich gesteckt hatte.

Bald darauf war sie vor der Thür, wo Rutowski be-

reits auf dem einspännigen Wagen saß und die Bügel des Pferdes in der Hand hielt.

„Es ist wirklich nichts Gefährliches,“ erklärte er nochmals zur Beruhigung.

Esther bestieg den Sitz hinter ihm, und Rutowski fuhr in die Dunkelheit hinaus.

Eine halbe Stunde mochten sie gefahren sein, Esther mit Nachdenken beschäftigt, als Rutowski dem Pferde ein „Brrr!“ zurief.

Er stieg ab und half Esther beim Absteigen. Diese sah, daß sie vor einem einzeln stehenden Hause an der Chauffee hielten.

Die Hausthür wurde geöffnet, Esther betrat den finsternen Raum und hörte, daß sich die Hausthür hinter ihr schloß.

Im nächsten Augenblick wurde Esther ein Tuch über den Kopf geworfen und so fest hinten zusammengebunden, daß sie fast erstickte. Außerdem merkte sie, wie kräftige Männerfäuste sie faßten und ihr Hände und Füße ebenfalls mit Tüchern zusammenbanden. Das Unerwartete des Ueberfalls, der Schreck, außerdem die durch das Tuch drohende Erschickung wirkten so überwältigend auf Esther, daß sie ihre Besinnung verlor.

## 11.

Unmittelbar nachdem Kopenhagen ihn verlassen hatte, war Walewski keineswegs erschreckt oder niedergeschlagen. Die Drohung, die der brutale, für ihn sonst fremde Mann gegen ihn ausgesprochen hatte, weckte seinen Zorn und seine Energie. Er bedauerte fast, daß er den Glenden

Bibliothek. Jahrg. 1887. Bd. XI.

nicht niedergeschlagen hatte, der es wagte, ihn zum Geuossen und Mitschuldigen von Falschmünzern machen zu wollen.

Zwar hätte das wohl schlimme Folgen für ihn gehabt, aber was lag ihm überhaupt am Leben? War er nicht ein Unglücklicher, auf den das Schicksal all' seinen Groll zu entladen schien? Ohne Heimath, ohne Mittel, ohne Freund, ohne Aussicht auf die Zukunft, vielmehr in der Gefahr, getödtet oder zu schmachlichem Tode nach Stußland ausgeliefert zu werden, wenn man ihn jetzt nicht hier vielleicht unter Qualen sterben ließ — was sollte er dieses Leben besonders hochschätzen? Aber ungerächt und wehlos wollte er nicht sterben, und allmählig setzte sich in ihm der Gedanke fest, wenn sein Versucher wieder erschiene, diesem energisch entgegenzutreten, sei es auch nur, um ihm zu zeigen, wie sehr er ihn verachte.

Walewsti's Auge irrte in dem Raume umher, um nach einer Waffe zu suchen, und fand sie schließlich in dem eisernen Leuchter, auf dem jetzt noch ein Stück Kerze brannte. Dieser, im unteren Theile mit Blei ausgegossene Leuchter war eine immerhin nicht zu verachtende Waffe, die in der Hand eines Verzweifelten schon etwas zu bedeuten hatte.

Wenn er aber seinen Feind wirklich niederschlug, was dann? Hatte ihm Jener nicht gesagt, der Ausgang aus dem Raum würde Tag und Nacht bewacht, es ständen zuverlässige Posten da?

Dann kam Walewsti auf den verzweifeltsten Gedanken, ob er nicht den Versuch machen könne, die Kleider des

Niedergeschlagenen anzuziehen und so die Posten zu täuschen. Aber er wußte nicht einmal, wo diese ständen, wohin er sich zu wenden hatte, wenn er durch die Thür kam, ob er sich unter der Erde, oder in einem Keller, oder in einem Gebäude, das überhaupt unbewohnt war, befand.

Er hatte sich Stunden lang in Gedanken mit gewalthätigen Plänen gequält, bis ihn die Müdigkeit überkam. Er wußte ja, daß er sich dem Schlaf überlassen konnte, bis sein Feind wiederkehrte, er verließte deshalb das letzte Endchen Kerze, obgleich er keine Mittel besaß, sie wieder anzuzünden, und legte den Leuchter auf der Bettstatt so zurecht, daß er ihn beim ersten Erwachen ergreifen konnte. —

Als er erwachte, belehrten ihn Hunger und Durst, daß er geraume Zeit geschlafen habe, und rasch verzehrte er die Reste des Essens und des Weines. Allerdings wäre ihm an Stelle des Ungarweines Wasser lieber gewesen, denn schon im Schlaf hatte ihn der Durst gequält, und im Traun hatte er beständig sich an kühlen Quellen gelabt, ohne daß sein Durst abzunehmen schien.

Walewsti glaubte mit Sicherheit darauf rechnen zu können, daß sein Versucher jetzt bald wieder bei ihm eintreten würde. Sein Herz klopfte laut, und seine Aufregung war keine geringe, aber die Zeit schien dem Verzweifelten in der Finsterniß jetzt langsamer als je zu vergehen, denn trotz sehnlichster Erwartung, daß die furchtbare Spannung ein Ende nehmen und eine Entscheidung eintreten würde, erschien der erwartete Besuch doch nicht.

Viele Stunden waren vergangen, und noch immer saß Walewski vergeblich harrend auf der Bettstatt, den eisernen Leuchter kampfbereit in der Hand haltend.

Vergebens alles Harren! Vergebens das angespannteste Horchen! Den Einsamen umgab in der That die Stille des Grabes.

Wenn er auch sein Ohr an die Wände, an die Thür oder an den Fußboden preßte, um zu lauschen, ob er nicht irgend ein noch so leises Geräusch von außen her vernähme, so hörte er doch nichts, als das wilde Klopfen des eigenen Herzens. Kein Laut drang in die Finsterniß der Einsamkeit, die Walewski in der That fürchterlich zu werden begann. Dazu plagte ihn der Durst mehr und mehr, und in seiner Kehle empfand er ein Brennen, als ob er beständig glühendes Blei schluckte. Wie oft hatte er schon die leere Flasche an die vertrockneten Rippen gesetzt und sehnüchlich erwartet, daß noch ein Tropfen aus ihr rinne, der seine Qual lindere. Es war vergebens!

Dumpfe Verzweiflung, ja eine Art von Gefühllosigkeit hatte sich Walewski's bemächtigt. Die Qualen des Durstes waren so fürchterlich, daß sich bereits Delirien bei dem fast Verschmachteten einstellten, und doch hörte er keinen Laut von Menschen in der Nähe, die sich um ihn gekümmert, die für ihn das Nothwendigste gebracht hätten. Da überfiel ihn ganz plötzlich der Gedanke, daß man ihn mit Absicht vergessen habe und ihn dem Tode durch Verhungern und Verdursten geweiht habe. Dieser Gedanke hatte zuerst etwas Lähmendes, Gedankenverwirrendes,

dann erzeugte er in Walewski eine Angst der Verzweiflung, die ihn veranlaßte, alle Mühsüchten bei Seite zu legen.

Er begann laut zu rufen und zu schreien, bis ihn die Trockenheit der Kehle und die Anstrengung zeitweilig so heifer machten, daß ihm die Stimme vollkommen versagte. Umsonst! Sein Schreien hatte keinen Erfolg! Kein Laut drang in seine Einsamkeit als Antwort auf sein Hilferufen!

Da überkam den Einsamen eine wahnsinnige Wuth! Wie ein wildes Thier, das seinen Käfig zu sprengen sucht, warf er sich auf die Thür und bearbeitete diese mit seinen Fäusten, mit seinen Zähnen, mit dem eisernen Leuchter, mit den Möbelfüßen, die er dagegen räumte. Alles vergebens! Kein Laut kam als Antwort auf sein Loben, auf den furchtbaren Lärm, den er verursachte. Die Einsamkeit des Grabes umgab ihn nach wie vor!

Nach diesem verzweifelten Wuthausbruch kam der Rückschlag für Körper und Geist. Erschöpft und entmüthigt sank Walewski auf die Bettstatt nieder. Sein Durst machte ihn fast wahnsinnig, der Hunger wüthete in seinen Eingeweiden, der Unglückliche hatte keine Hoffnung mehr.

Er fiel in eine Art von Betäubung, in eine Art wachen Träumens, in welchem sein erschöpftes Gehirn ihm Bilder vorkaufelte, bei denen er halb Wirklichkeit und Phantasie nicht mehr unterscheiden konnte. Dann kamen fürchterliche Momente klaren Denkens, in denen er sich seiner Hoffnungslosigkeit mit um so größerem Schmerza

bewußt wurde. Aber diese lichten Gedanken wurden abgelöst durch die verzehrende Pein des Hungers und Durstes, durch Träume von Esther, von seiner Mutter, von Kämpfen, von Verfolgtheit.

Immer seltener kamen die lichten Augenblicke, und in einem derselben hatte Walewski die Empfindung, als taste in der Finsterniß eine Hand an der Bettstatt und an dem Polster umher! Eine Hand, eine fremde, unsichtbare Hand!

Dieser Gedanke hatte etwas so Erschreckendes, daß er die ganze geistige Fähigkeit Walewski's mit einem Ruck noch einmal wachrief.

Er sprang auf und griff energisch zu. Ein leiser Weheruf ertönte und Walewski hatte eine knochige Hand gefaßt.

„Wer ist da?“ schrie er noch immer halb betäubt, sonst hätte er wahrscheinlich zugeschlagen.

Eine heffere Stimme antwortete: „Ruhig, ruhig — man wird Dich umbringen, Goy — komm mit mir — Esther will es — Baruch hat es ihr versprochen!“

„Baruch, Du bist es?“ rief leise Walewski. „Wie kommst Du hierher!“

„Esther will es — Baruch thut Alles, was Esther will — Esther hat es befohlen — Baruch hat die Thür gefunden — Baruch hat den Goy schreien gehört — komm, schnell!“

Es war wohl der wunderbare Eindrud, den schon die Nennung des Namens Esther auf Walewski machte, daß dieser mit einem Male alle Mattigkeit vergaß und

bereit war, alle Hindernisse zu überwinden, vielleicht ermuthigte ihn auch die Anwesenheit eines lebenden Wesens, das ihm Helfer werden wollte.

Da er aus Baruch's Worten etwas von der Thür entnahm, wollte er sich zu dieser wenden, aber der Krüppel zog ihn auf den Fußboden nieder und gab Walewski die Richtung unter die hölzerne Bettlade, auf welcher er bis-her noch gelegen hatte. Die tastenden Hände Walewski's griffen hier bald in's Leere, und er muthmaßte, daß sich unter dem Bett eine kleine Fallthüre befunden habe, die von Baruch, der von unten kam, geöffnet worden war.

Er fühlte die schmale Oeffnung, durch welche er sich hinabließ, ohne daß seine Füße Boden fanden. Baruch's Stimme hörte er nicht mehr, er wußte daher auch nicht, ob er die Hände, mit denen er oben sich verzwiefelungsvoll festhielt, loslassen sollte oder nicht. Schließlich zwang ihn die Ermüdung und das krampfartige Erstarren der Muskeln zum Nachlassen der Hände, und er stürzte ziemlich tief hinab und mit solcher Wucht auf harten Boden, daß ihn auf einen Augenblick fast die Sinne vertießen.

Als er wieder vollkommen zu sich gekommen war, fühlte er, daß Baruch seine Hände festhielt und deren Finger zählte.

Er kam auch hier zu keinem anderen als dem gewöhnlichen Resultate, denn Walewski hörte ihn murmeln: „Neun, elf — neun, elf — ebenso wie Baruch — warum ist der Goy nicht auf die Leiter gestiegen — der Goy ist heruntergefallen — hähähäh!“

Walewski fühlte um sich und entdeckte eine Leiter, die von oben herunter führte, und die er nicht gefunden, weil er wahrscheinlich die Weisungen Baruch's nicht genügend beachtet hatte.

Baruch ergriff jetzt seine Hand und sagte leise: „Kommt, Goy! — Schnell, schnell!“

Er zog ihn an der Hand fort, und Walewski merkte, daß er in einem engen Gange sich bewegte, weil er bald rechts, bald links an dessen Wände stieß. Den Kopf trug Walewski vorsichtig gebückt, um sich nicht plötzlich an denselben zu stoßen, und so gut er konnte folgte er seinem Führer.

Plötzlich machte dieser Halt. Walewski hörte aus der Ferne ein dumpfes, taktmäßiges Geräusch, wie das Schlägen schwerer Hämmer, zu sich dringen.

„Bleib hier, Goy — Baruch kommt wieder — morgen, übermorgen — wenn Alles fort, sicher hier — weitergehen — Baruch Gföhler sagen, daß Du gerettet bist.“

„Baruch! Ich beschwöre Dich, was macht Gföhler?“ fragte hastig Walewski.

„Gföhler weint, weil der Goy gefangen ist — Baruch muß ihn retten — Gföhler will es — Baruch kommt wieder!“

Aus der Ferne erkönte ein kurzer, gellender Pfiff. Baruch ließ plötzlich Walewski's Hand los, und dieser hörte die Schritte des sich rasch rasch Entfernenden. Walewski fühlte, daß er allein war.

Der gellende Pfiff erkönte noch einmal. Das dumpfe Dröhnen nahm mehr und mehr ab und hörte endlich ganz auf. Dann hörte Walewski noch eine schwere Thür aufallen.

Todtenstille umgab ihn wiederum, so sehr er auch laufchte.

Nachdem der junge Pole regungslos noch eine Zeit lang gewartet hatte, schob er sich mit äußerster Vorsicht in dem Gange weiter vor, indem er rechts und links mit den Händen tastete. Nachdem er noch eine Windung des Ganges passiert hatte, griffen seine Hände in's Leere, und er merkte, daß er nun aus dem Gange in einen größeren Raum hinaustrat. Er ließ sich auf die Kniee nieder, um zu untersuchen, ob nicht von hier aus der Gange eine Unterbrechung in die Tiefe erleide, und versicherte sich erst sorgfältig, daß in der That die Grundebene des Ganges sich fortsetze und ihm kein Gerabsturz Drohe. Nachdem er einige Zeit auf der Stelle hin und her getreten war, bemerkte er, daß nach links zu die Fläche, auf der er stand, sich sanft neigte. Einige Schritte vorsichtig und fast geräuschlos gethan, überzeugten ihn, daß in der That der Weg bergab führe. Indem er sich so gut wie möglich in derselben geraden Linie hielt, machte er erst einige Schritte nach rechts und stieß hier auf eine Seitenwand, die mit zusammengefügtten Balken besetzt war. Wenige Schritte nach links brachten ihn an ein ebensolches Balkengefüge, und im nächsten Augenblick sagte sich Walewski, daß er sich aufeinander in der „Tagesstrecke“ eines alten Bergwerkes befinde.

Wenn nämlich Erz- oder Kohlenlager, welche der Bergmann abbauen will, sich nicht allzu tief unter der Erde befinden, werden nicht senkrechte Schächte, und von deren Sohle aus Stollen getrieben, sondern es wird von

der Erdoberfläche aus, gewöhnlich am Abhang eines Hügel, ein abwärts führender Gang gebaut, der ein ziemlich starkes Gefälle hat, aber doch bequem zu passieren ist, weil er sich aus kleinen, immer tiefer gehenden Terrassen zusammensetzt. Solche Gänge führen oft viele hundert Meter weit in das Erdinnere hinein und beginnen sich erst nach rechts und links zu verzweigen, wenn sie die Tiefe erreicht haben, in welcher die Erze oder Kohlen liegen.

Walewski hielt sich an der rechten Seite der Tagesstrecke und kam rasch vorwärts, da eine leise Verührung des Balkengefüges mit der Hand ihn überzeugte, daß er ungeschädet weiter gehen könne. Seine ursprüngliche Furcht, daß sich noch Jemand außer ihm unter der Erde befände, war gewichen, nachdem ein wiederholtes, außerordentlich angestrengtes Hören ihn belehrt hatte, daß kein anderes Geräusch, als das eintönige melancholische Fallen von Wassertropfen die Stille unterbrach.

Nach Wasser sehnte er sich außerordentlich, denn sein Durst war mittlerweile wahrhaft quälend geworden. Er wollte aber zuerst wissen, wo er sich befand, und als er plötzlich entdeckte, daß das Balkengefüge zu seiner Rechten ein Ende nahm und sich anscheinend um eine Ecke herum fortsetzte, machte er vorsichtig Halt. Seine Augen spähten durch die Dunkelheit und endlich entdeckten sie ein dunkelrothes, feuriges Etwas, das aber zur Rechten Walewski's in der Tiefe lag und ein verlöschendes Herdfeuer zu sein schien. Wenn es ihm gelang, da hinabzukommen, konnte er sich vielleicht Sicht verschaffen und den Raum erleuch-

ten, in dem er sich befand. Für ein augenblickliches und auch späteres Zurechtfinden an dem fremden Orte wäre das von außerordentlicher Wichtigkeit gewesen. Aber Vorsicht war nöthig, wenn Walewski in die Tiefe, in der sich das verlöschende Feuer befand, nicht hinabstürzen wollte. Er legte sich wieder auf den Boden und tastete umher, bis seine Hand eine Leiter berührte, die in die Tiefe hinabzuführen schien. Mit aller Vorsicht zog sich Walewski an die Leiter heran und stieg dieselbe hinab, bis er wieder festen Boden unter seinen Füßen fühlte. Er sah jetzt das mehr und mehr erlöschende Feuer in gleicher Bodenhöhe mit sich, aber er legte sich wiederum nieder, um sich in der Richtung bis zum Feuer auf dem Boden fortzuschieben. Seine Hände fühlten Holzstückchen und Späne, die er sorgfältig in der Brusttasche seines Rockes verwahrte. Zunehmende Wärme belehrte ihn, daß er sich dem Herdfeuer nähere.

Er richtete sich auf und hatte bald einen der Holzspäne zur Flamme entfacht. Er hielt den brennenden Span über seinen Kopf und blickte um sich. Er befand sich in einer mächtigen unterirdischen Halle, die aus dem Stein gehauen war und zu welcher von der Sohle der Strecke, in der er sich zuerst befand, zwei befestigte Seitern ungefähr zwölf bis fünfzehn Fuß hinabführten. Aus dieser Halle schien außer den Seitern nur noch eine hölzerne, eisenbeschlagene Thür hinaus zu führen, die sich in einer Ecke befand, wo zwei Seiten der Halle aneinander stießen. Das Feuer brannte auf einem Schmelzherd, von dem ein Rauchabzug in Gestalt eines eisernen Rohres an

der Wand herum durch jene hölzerne Thür führte. Wohin das Rohr führte, konnte Walewski nicht entdecken, da jene Thür fest verschlossen war. Außer dem Schmelzherd fand Walewski in der Halle noch eine Anzahl sonderbarer Maschinen, und wie ein Blitz wurde es ihm klar, daß er sich in der Werkstatt der Falschmünzer befand. Allerdings schienen hier nicht Kassenscheine, sondern Metallgeld fabrizirt zu werden.

Vor Allem aber sahen seine Augen neben Schmiede-geräthschaften einen Eimer mit Wasser stehen, das zwar schmutzig schien und metallisch schmeckte, das aber der fast Verschmachtete in langen Zügen trant. Dann sah er sich weiter in dem Raum um und entdeckte in einer Ecke einen Berischlag aus Brettern, der auch ein Dach hatte, so daß er beinahe einer Hütte gleich. Dieser abgeschlossene Raum hatte eine Thür mit einem Kastenschloß. Walewski drückte auf die Klinke und zu seinem Erstaunen ging die Thür auf. Er entzündete einen neuen Span und beleuchtete das Innere der Bretterhütte. Er entdeckte eine Anzahl von Regalen, die sich rings in vierfacher Reihe übereinander an den Wänden herumzogen. In der unteren Reihe dieser Regale entdeckte er hölzerne Mulden, in denen ganze Haufen frisch gemünzten Geldes lagen. Er sah Thalerstücke, die damals üblichen Achtgroshenstücke, die mit großer Kunstfertigkeit so geprägt waren, daß sie ausluden, als befänden sie sich Jahre lang im Verkehr. Er entdeckte österrische Gulden und russische Rubel und fand auch heraus, daß die Falschmünzer sehr sorgfältig fortirten, denn in anderen Holzmulden lagen Stille, die

bei der Prägung verunglückt waren und die man sorgfältig ausgemustert hatte. Vor Freude hätte er aber fast aufgebübelt, als er weiter suchend in dem Regal eine schrankeartige Vorrichtung entdeckte, in welcher der Schlüssel stat und in der einige angebrannte Kerzen, ein Päckel Streichhölzer, ein Stück Brod und auch einige Flaschen mit Weinresten und eine mit gewöhnlichem Schnaps gefüllte sich vorfanden. Hatte er doch in diesem Augenblicke Alles, was er eigentlich für einen längeren Aufenthalt brauchte, und er beschloß auch ohne Weiteres, sich in dieser Hütte, die ihm doch immerhin gegen direkten Ueberfall einigen Schutz zu bieten schien, häuslich einzurichten.

Die Thür hatte inwendig einen Riegel, den er sofort vorschoob, um sich dann auf einige umgekehrte Holzmulden zu setzen und ein Stück Brod zu verzehren, das ihm bei seinem Hunger und angefeuchtet mit einem Schluck Schnaps ganz vortreflich schmeckte.

Dann dachte er aber ernstlich daran, eine Rekognoscirung innerhalb des ihm aufgezwungenen Aufenthaltortes vorzunehmen, umso mehr, als ihm leht Kerzen zur Verfügung standen. Er verließ mit einem brennenden Kerzenstumpf in der Hand die Bretterhütte und begab sich nach der Stelle, wo die Schmiedegeräthe lagen. Dort wählte er eine handliche Eisenstange aus, um für alle Fälle nicht ohne Waffe zu sein, dann begann er seine Wanderung.

Er stieg wiederum die Leiter hinauf bis zur Sohle der Tagesstrecke und verfolgte dieselbe nach links, also nach der Richtung hin, von welcher er gekommen war.

Nachdem er eine Zeit lang bergan gestiegen war, stand



er vor einer Barrikade von Steinblöcken und nahm an, daß er sich nun ziemlich dicht vor dem Ausgang der Tagesstrecke, dem sogenannten Mundloch befände. Bei dem Verlassen des Bergwerkes war dieses Mundloch, welches über Tage höchst wahrscheinlich eine mächtige, zweiflügelige Holzthüre besaß, von innen mit „Bergen“ verseht worden, das heißt, es war taubes Gestein von der Sohle der Strecke bis zur Firse aufgestapelt und so eine Barrikade von ziemlichlicher Stärke geschaffen worden, welche verhinderte, daß irgend Jemand von der Erdoberfläche her das Bergwerk betreten und möglicherweise dadurch verunglücken könne. Walewski fand auch hier die Einmündung des Ganges, durch welchen ihn Baruch bis auf die Tagesstrecke gebracht hatte, und unwillkürlich überließ ihn ein Schauer, wenn er daran dachte, daß jeden Augenblick seine Verfolger hier herausträten könnten, um ihn zu suchen. Und wenn man ihn fand?

Der Tod war ihm gewiß! Wohl an aber, so leicht sollten sie ihn nicht abschlagen. Vorher sollten so viele seiner Gegner den Tod finden, als die Eisenstange, die seine Hand jetzt fester faßte, trafe. „O Esther, Esther! Süßes, geliebtes Mädchen! Warte! Du, in welcher Lage sich der Mann befindet, den Dein junges unschuldiges Herz liebt?“

Walewski ging plötzlich nach der Steinbarrikade am Mundloch und schleppte von dort Steine herbei, mit denen er die Ausmündung des Ganges in die Tagesstrecken zu versehen begann. Würde er verfolgt, so fanden die Gegner doch ein Hinderniß und räumten sie dieses weg, so machte

das dadurch entstehende Geräusch den im Bergwert befindlichen darauf aufmerksam, daß seine Feinde nahen und sie konnten ihn wenigstens nicht ganz unvorbereitet überfallen. Die Verzweiflung ließ ihm Kräfte und innerhalb zweier Stunden hatte er vor den schmalen Eingang eine mächtige Barrikade von Sandsteintrümmern gebaut. Allerdings schnitt er sich hierdurch den Rückweg ab, aber diesen gedachte er doch nicht einzuschlagen und dann fand er wohl im Bergwert immerhin noch bessere Verstecke, als den schmalen Gang, der zum Keller führte. Zwei Perzenstumpfen waren zur Beleuchtung der Arbeit verwendet worden, und Walewski beschloß jetzt so rasch wie möglich seine Untersuchung fortzusetzen.

Er machte Schritt und schritt zurück, so daß er an der unterhalb liegenden Halle vorüber seinen Weg nach der Tiefe fortsetzte. Nach ungefähr fünfzig Metern aber fand er die Tagesstrecke abermals durch eine Steinbarrikade bis zur Firse abgesperrt. Diese zweite Versehung war aber nicht von Bergleuten, sondern wahrscheinlich von der Falschmünzergilde vorgenommen worden, um sich gegen einen Ueberfall oder ein Eindringen von jener Seite, vom Innern des Bergwertes her, das gewiß durch Schächte mit der Erdoberfläche in Verbindung stand, zu schützen.

Walewski mußte wiederum Schritt machen und sich sagen, daß nur zwei passbare Ein- und Ausgänge im Innern vorhanden seien, der eine durch die hölzerne Thüre in der Halle, der andere derjenige, den er soeben verbaut hatte. Diese Entdeckung war günstig und auch ungünstig. Dadurch, daß jetzt eigentlich nur ein Eingang vorhanden war,



wußte Walewski, von wo aus er seine Verfolger zu erwarten hatte, er konnte also genau bestimmen, wo er seine Verteidigungsstellung nehmen wollte; gleichzeitig aber war er übel daran, wenn er sich vor den Verfolgern berbergen wollte. Es stand ihm nur ein sehr beschränkter Raum zur Verfügung, in dem er sehr bald zu finden war, wenn man ihn erst ernstlich suchte.

Vorläufig kehrte Walewski über eine der Leitern herab nach der Halle zurück. Eine außerordentliche Ermüdung und Abspannung machte sich bei ihm bemerklich. Die Aufregung bei der Flucht aus jenem Verließ und bei der Resignation, das Arbeiten und Pantiren mit den Sandsteinblöden hatte ihn sehr ermüdet, und sein Körper verlangte energisch Ruhe. Er beschloß seine Kräfte nicht unnütz aufzureiben und wenn möglich etwas zu schlafen. Er sah sich nach einer passenden Ruhestatt um und versiel auf die Bretterhütte. Allerdings, der beste Aufenthaltsort war sie nicht für ihn; wenn seine Verfolger ihn dort trafen, so hatte er keinen Ausweg mehr und war wie in einer Falle gefangen, aber dafür war er wiederum sicher, nicht im Schläse überfallen zu werden.

Er begab sich nach der Bretterhütte, schob den an der inneren Thür befindlichen Niegel vor und legte sich auf dem gebieltsten Boden zum Schlafen nieder. Er faltete seine Hände und schloß aus seiner Noth ein heißes Gebet zum Himmel empor, um Rettung für sich, um Befreiung von aller Noth für die Mutter und die Geliebte. —

Er erwachte von einem eigenthümlichen Geräusch. Wie lange er geschlafen hatte, ob es Minuten oder Stunden

gewesen waren, er wußte es nicht. Er erwachte durch ein Geräusch und das halblaute Sprechen menschlicher Stimmen. Durch die Ritzen des Bretterbucklages fiel Licht, und einige Personen bemühten sich, wie er deutlich hörte, die Thür mit einem Schlüssel zu öffnen.

Sie waren da, die Verfolger! Der Letzte Augenblick des Lebens, des Kampfes war gekommen.

Walewski war im ersten Augenblick von Schreck wie betäubt, dann überkam ihn eine Art wahnsinniger Energie. Sautlos erhob er sich; zum furchtbaren Schlag bereit, hoben die Arme die eiserne Stange in die Höhe, und die fieberhaft leuchtenden Augen richteten sich auf die Thür, das Offnen derselben erwartend.

## 12.

Als Peiser in der Dämmerstunde H. verließ, hatte er zuerst die Absicht, über die österreichische Grenze zu gehen. Er schlug auch deshalb, nachdem er ungefähr eine halbe Stunde gefahren war, den nach dorthin führenden Weg ein. Die Baarjschaft, die er bei sich trug, bestand aus mehreren tausend Thälern, wobei eine ganze Last schwerer Silberstücke. Mit diesem Gelde konnte Peiser schon unter fremdem Namen in dem vielsprachigen Oesterreich leben und vielleicht ein Geschäft anfangen. Dann hatte er ja aber noch ein ganzes Vermögen in dem Geschäfte Meyer Wfrom's in Lodz stecken, auf welches in Rußland die preussischen Behörden nicht Beschlag legen konnten.

Aber würde Meyer Wfrom gutwillig das Geld, das in seinem Geschäfte steckte, ausliefern?

Es lag in dem elenden Charakter Peiser's, daß er keinem Menschen traute, und deshalb überkam ihn auch, als er jetzt durch die Nacht dahin fuhr, der Gedanke, daß der Geschäftsfreund in Rußland sich die Nothlage und gehinderte Bewegungsfreiheit Desjenigen, der Geld von ihm forderte, zu Nutzen machen könne. Die Compagniegelast war ja doch nur darauf basirt, daß Meher Afrom der Schwiegerohn Peiser's werden sollte. Daß er aber eine verwandtschaftliche Verbindung mit der Tochter eines Falschmünzers zurückweisen würde, war Peiser nicht zweifelhaft.

Empfahl es sich nun nicht, jetzt noch, bevor die Entdeckung der Falschmünzergesellschaft sich vollzogen hatte, über die russische Grenze zu gehen und mit Meher Afrom zu verhandeln? Aber in Rußland befanden sich Mitglieder der Bande, welchen Peiser in vielerlei Beziehungen nicht traute, dann aber lenkte er etwaige Verfolger aus Deutschland auf seine Spur. Er war nämlich in den Grenzorten und an der russischen „Grenzammer“ so genau bekannt, daß er nicht unbemerkt sich nach Rußland begeben konnte, ohne sich der Gefahr auszusetzen, ausgeliefert zu werden.

Möglichlich fiel ihm Balmach ein, der noch mit seinem Rahn in Myslowitz liegen mußte. Wenn er diesen zur Abfahrt bewegen und in dessen Schiff unbemerkt über die Grenze kommen konnte, war viel gewonnen.

Er machte deshalb im nächsten Dorfe vor dem Dorfwirthshause mit seinem Wagen Halt und nahm dort Nachtquartier. Allerdings, Ruhe fand er nicht auf dem Stroß-

lager, das ihm für die Nacht in der Schenkstube zurecht gemacht wurde. Die Angst und die Habsucht tobten in seiner Brust und peinigten ihn mit Höllequalen.

Bedes Windrauschen vor den Fenstern ließ ihn erschreckt zusammenschrecken, weil er fürchtete, die Verfolger seien da, und wenn er ermüdet einschlafen wollte, schreckte ihn der Traum von seiner Ergreifung und Gefangennahme wieder auf. Wahre Seelenpein aber machte ihm der Gedanke, so viel zusammengesetzten Vermögens jetzt zurücklassen zu müssen, wo er zu eifriger Flucht gezwungen war.

Wir wissen, daß seine geschäftliche Thätigkeit zum Theil darin bestand, häuerliche Besitzungen durch Wuchergeschäfte in seine Hand zu bringen und die früheren Eigenthümer dieser Besitzungen dann auf denselben als seine Pächter angustellen. Sollte er alle diese werthvollen Objekte hier zurücklassen, ohne eines Pennnigs Werth mit sich zu nehmen? —

Als der Morgen erschien, brachte er für Peiser ruhiges Ueberlegen. In seinem goldigen Sicht schien dem Trüchtling auch die Gefahr nicht mehr so groß, wie am Abend vorher in der Dunkelheit und dem ersten Schreck. Was war denn bis jetzt Gefährliches geschehen?

Sene geheimen Primalbeamten schienen doch noch nicht Alles entdeckt zu haben, sonst hätten sie wohl schon die Falschmünzerverbände aufgehoben. Wenn das aber auch geschah, wer wußte da gleich, daß auch Peiser mitschuldig sei? Nur wenige Bandengenossen wußten überhaupt, daß Peiser zu ihnen gehörte, und es war doch wohl nicht anzunehmen, daß sie sofort Verrath üben würden.

Vor Abend wollte Peiser so wie so nicht in Myslowitz eintreffen, er beschloß daher, den Tag nützlich zu verbringen. Er fuhr mit seinem Wagen von Dorf zu Dorf, wo seine Schuldner und Pächter saßen, und suchte von diesen Nacht- und Zinszahlungen zu erhalten. Er erzählte ihnen Allen übereinstimmend, daß ihn ein großer pekuniärer Verlust getrossen habe, und daß ihm daran liege, in den nächsten Stunden schon in den Besitz einer Geldsumme zu gelangen, mit der er einen großen Wechsel decken müsse. Er bewog meist die Schuldner, ihm ihr ganzes baares Geld auszuliefern, wenn er ihnen die Quittungen für Zinszahlungen auf ganze Jahre ausstellte und ihnen ganz außerordentliche Vortheile für die Beschaffung baaren Geldes bot.

Seine fieberhafte Thätigkeit bei dem Eintreiben des Geldes, sein Einwirken auf die Leute, die sich meist sehr hartnäckig zeigten, ihre mühsam ersparten Pfennige hinzugeben, und die sich doch bestimmen ließen, wenn ihnen Peiser die großen Vortheile vorstellte, nahmen ihn ganz in Anspruch, und erst gegen Abend langte er in Myslowitz an.

Er stieg bei seinem Bekannten ab, dessen Frau die Jugendfreundin Esther's war, und erklärte diesem, daß er nach Oesterreich in Geschäften hinüber wolle, und Pferd und Wagen für achtundvierzig Stunden bis zu seiner Rückkehr hier stehen lasse. Nachdem er dann noch etwas Essen zu sich genommen hatte, ging er quer durch die schlecht erleuchtete Stadt nach dem Flugufer, um Balmach aufzusuchen.

Als er auf den Platz kam, von dem aus der abschüssige

Weg zum Flusse hinabführt, huschte eine Gestalt bei ihm vorbei, die er plötzlich sah und festhielt.

„Neun — elf,“ sagte jene Gestalt, „neun — elf. Was will der Balbajis?“

„Wie kommst Du hierher, Baruch? Was willst Du hier? Sprich, godler Schante,\*) was machst Du hier?“

Baruch schien über diese unerwartete Begegnung sehr erschrocken. Er wand und krümmte sich, um dem Griffen Peiser's zu entgehen. Der kräftige Mann schüttelte aber den Krüppel energisch hin und her und rief ihm wieder zu: „Wie kommst Du hierher? Was hast Du hier zu suchen?“

Baruch schien nicht geneigt, Auskunft zu geben, sondern murmelte: „Baruch fortgelaufen — sich verirrt — nicht wieder finden können.“

Peiser schien durch diese Erklärung etwas beruhigt. Er mußte ja, daß Baruch öfters solche Irrfahrten unternahm, und in der That schien er jetzt auf einer solchen begriffen zu sein.

„Komm mit!“ herrschte er ihn deshalb an und führte ihn am Arme bis auf den Bahn Balmach's, den er trotz der Dunkelheit erkannte.

Balmach lächelte, als er Peiser in seine Kajüte treten sah, und rief ihm zu: „Ihr kommt wohl heute Alle zu mir. Soeben war Kopenhagen hier.“

„Mag er verflucht sein!“ sagte Peiser auf Gebräufsch, dann fügte er in derselben Sprache hinzu: „Bringt mir den Schauten da in Sicherheit.“

\*) Blödsinniger Narr.

Die letzten Worte richtete er an die beiden Schifferknechte Balmach's, und wenige Minuten später lag Baruch gebunden hinter einem Bretterverschlag.

„Was ist zwischen Euch Beiden vorgefallen?“ sagte Balmach zu Peiser, „zwischen Euch und Koppenhagen, der heut so entrückt von Euch sprach. Was soll daraus werden, wenn die Leute, welche Führer und Leiter des Geschäftes sind, sich in die Haare gerathen?“

„Ich will Euch etwas sagen,“ entgegnete Peiser, „das wird Euch über Alles aufklären. Wenn Ihr bis morgen früh mit Eurem Rahn hier liegen bleibt, werdet Ihr wahrscheinlich verhaftet und unter Anklage wegen Beihilfe zur Falschmüngerei gestellt sein.“

„Ihr seid wahnsinnig!“ rief Balmach. „Was schreit Ihr das so laut! Die Wände haben Ohren!“

„Und ich erkläre Euch,“ entgegnete Peiser, „daß es sich so verhält, wie ich sage. Es ist Alles verloren. Koppenhagen, der Schuft, trägt die Schuld. Ich habe beschworen, noch in dieser Nacht über die Grenze zu gehen. Thue ich es aber auf dem Wege durch das russische Grenzamt, wo ich jedem einzelnen Beamten bekannt bin, so könnte man später meine Spur leicht auffinden und verfolgen. Ich rathe Euch daher in Eurem Interesse, sofort mit dem Rahn stromabwärts zu gehen und mich mitzunehmen. Wir können in weniger als einer Stunde weit fort sein, und sollte uns unterwegs irgend etwas auflösen, genügt es, den Rahn nur an das jenseitige russische Ufer des Grenzflusses zu dirigiren, um uns unseren Verfolgern zu entziehen.“

Balmach war bestürzt und fragte wiederholt: „Sist denn wirklich Alles verloren?“

„Das weiß ich nicht,“ entgegnete Peiser. „Ich weiß nur, daß jedes Zögern die furchtbarste Gefahr bringt. Ziel-leicht verläuft die Sache günstiger, als wir glauben, aber für die nächsten Wochen wollen wir uns doch in Sicherheit bringen. Indessen überlasse ich Euch, ganz nach Eurem Ermessen zu handeln. Wollt Ihr bleiben, so bleibt.“

„Nein, nein,“ erklärte Balmach, „ich bleibe nicht eine Stunde länger. Ich müßte ja ein Narr sein, mich den Verfolgern hier direkt auszuliefern. Aber Koppenhagen, dieser Schuft, hat mir nichts davon gesagt.“

„Ja, ja,“ entgegnete Peiser, „er ist klug und will kein Aufsehen unter der ganzen Gesellschaft hervorrufen, um noch so viel wie möglich für sich herauszuschlagen, und dann alle Anderen in Noth und Gefahr sitzen zu lassen. Wie ängstlich er ist, seht Ihr daraus, daß er auch schon die Stadt verlassen hat.“

Balmach rief seine beiden Schifferknechte und befahl ihnen, Alles zur schleunigen Abfahrt bereit zu machen. Er erklärte ihnen, die ebenfalls in die Geheimnisse der Bande eingeweiht waren, daß höchste Gefahr im Verzug sei, und die Schifferknechte beeilten sich so, daß in einer Viertelstunde Alles zur Abfahrt fertig war.

Die Nachbarschiffer, die neben Balmach am Ufer lagen, frugen erkaunt, warum Balmach stromabwärts gehe, trotzdem er erst am Tage vorher mit voller Ladung angekommen war und nichts gelöst hatte. Balmach erklärte, er

habe soeben die Nachricht von dem Tode seiner Frau erhalten, könne während der Trauerzeit kein Geschäft machen und müsse außerdem sofort zu den Trauerfeierlichkeiten nach Hause.

In der Dunkelheit schwamm der Kahn stromabwärts, und gegen acht Uhr Abends wurde die russische Grenze passiert, d. h. bei einer Krümmung des Flusses hatte man an beiden Ufern russisches Gebiet. Die Volkredition, die hier stattfand, war außerordentlich einfach und bestand darin, daß Balmach dem betreffenden Beamten einen Fünfrubelschein und dessen Gehilfen kleinere Geldebeträge eingehändigte, und dafür ohne Weiteres die Wisa auf Paß und Rahuregister erhielt. Trotz der Dunkelheit brachten die Schiffernechte Balmach's und dieser selbst mit den langen Bootshaken den Kahn so weit, daß sie möglichst viel russisches Gebiet zwischen sich und die etwaigen preussischen Verfolger brachten. Dann wurde gegen zehn Uhr Abends Halt gemacht, der Kahn am Ufer an einigen Bäumen vertaut, und die Bemannung flog an's Ufer, um Feuer zu machen und eine Mahlzeit zuzubereiten.

Baruch schien sich allein und gebunden im Inneren des Schiffraumes unbehaglich zu fühlen, denn er schrie jetzt laut und anhaltend. Peiser begab sich zu ihm hinab und stieß ihn mit dem Fuße.

„Was schreist Du, Narr? Willst Du schweigen!“

„Baruch will fort — Baruch will hier nicht bleiben!“

„Das glaube ich Dir,“ entgegnete Peiser. „Du möchtest fort, um zu schwachen, daß Du mich getroffen hast; aber eher werfe ich Dich in das Wasser!“

„Mschmodai!“ \*) schrie Baruch entsetzt. „Paß Baruch los, Mchfor! \*\*) — Baruch will nicht weggebracht werden — Baruch will zu dem Gaj, der in dem Hause wohnte.“

„Was schreist Du da? Was willst Du mit Deinen wahnsinnigen Reden? Wo bist Du gewesen?“

Baruch schwieg trozig. Peiser trat an ihn heran und verlesete ihm einen neuen neuen Fußtritt. Der Wödsfönnige krümmte sich winnemd zusammen.

„Der Balmach's soll Baruch nicht schlagen. — Baruch weiß von nichts — Baruch wird nichts sagen!“

„Du wirst nichts sagen? Nun werde ich Dir die Zunge lösen!“

Peiser suchte nach irgend einem Instrument, um den Krüppel zu züchtigen. Dieser ahnte, was ihm bevorstand, und erhob ein verzweifeltes Kreischen. Peiser gerieth in sinnlose Wuth und sprang auf Baruch los.

„Schweig, Du Bestie, oder ich zertrete Dich!“

In bestialischer Weise bearbeitete er die Rippen, das Gesicht und die Brust des Gefesselten mit seinen Stiefelabsätzen, bis Baruch nur noch leise winnerte. Als er auf seine Fragen keine Antwort mehr gab, sondern vor Schmerz bewußtlos zu sein schien, schleuderte er ihn durch einen Fußtritt in die Gasse und schrie ihm zu: „Wir werden morgen weiter sprechen. Dann werde ich auch von Dir erfahren, wo Du gewesen bist.“

Dann eilte er hinauf und setzte sich an das Ufer zur

\*) Teufel.

\*\*) Unbarmherziger!

Abendmahlzeit, die unterdeß fertig geworden war. Da auch die Schiffernrechte polnische Juden waren, wurde vor dem Essen erst das rituelle Gebet gesprochen, dann streckten sich die Schiffsknechte unter Deck zum Schlafen nieder, während Balmach und Peiser noch am Feuer sitzen blieben. Balmach verlangte jetzt Aufschluß über den Verrath, der verübt worden sei, und Peiser erzählte ihm so viel ihm gut dünkte und indem er immer die größte Schuld auf Koppenhagen schob. Schließlich erklärte er, müde zu sein und schlafen gehen zu wollen.

Balmach bot ihm an, die Kajüte mit ihm zu theilen, aber Peiser schien merkwürdiger Weise zu wünschen, daß er allein bliebe, denn er machte allerlei Ausflüchte, wie, daß er Schnarche und Balmach im Schläfe stören werde u. s. w. Balmach schwieg, beschloß aber, die Augen offen zu behalten.

Neben der Kajüte befand sich ein Verschlag, der sonst für die Ladung verwendet wurde, jetzt aber leer stand. In diesen warf Balmach etwas Stroh, darüber eine Decke, dann gab er Peiser ein Licht in einem eisernen Leuchter und dieser zog sich in seine Kabine zurück, indem er sorgfältig die Holzthür, die nach derselben führte, mit einem Pflock von innen befestigte.

Balmach hatte sich nach seiner Kajüte begeben und war hier auf die Bettstatt gestiegen, um das Auge an ein Loch in der Bretterwand zu drücken, welche ihn von Peiser schied. Er sah, wie dieser erst nochmals sorgfältig den Verschluß der Thür untersuchte, dann das Stroh und die Decke so ordnete, daß er mit dem Kopf nach der Thür zu liegen

kam, und so bei dem Oeffnen der Thür durch den Stoß an den Kopf getödtet werden mußte. Dann entkleidete sich Peiser seines Ueberrocks, und nun entbedte Balmach die schwere Geldtase, welche Peiser um den Leib geschnallt trug. Das also war das Geheimniß! Peiser hatte viel Geld bei sich!

Daß Peiser übrigens Recht hatte, es zu verbergen, war daraus zu ersehen, daß Balmach vorsichtig von seiner Bettlade herunterstieg und sein Gesicht ein teuflisches Grinsen zeigte, als er sich selbst zum Schlafen zurecht legte.

Am Ufer flackerte noch das Feuer, eine helle Sternennacht stand über dem Flusse und über dem Kahn, der in seinem Innern so viel Verbrechen und Geld barg. Der Glendeste der Menschen im Schiff war natürlich Baruch, der arme Krüppel.

Als Esther ihn bat, Walewski zu retten, hatte er beschlossen, ihrem Wunsche um jeden Preis Folge zu leisten. Er wußte, daß an jenem Abend bei den Falschmünzern gearbeitet würde, hatte sich heimlich von Hause entfernt und war gegen Abend in der Falschmünzerverkstatt angelangt, wo man ihn einließ, als er nach Walewski fragte.

Seine Terrainkenntniß in dem unterirdischen Raume hatte er benützt, um nach Walewski zu suchen, und das Hilsegeschrei desselben hatte den Krüppel bis zu der Thür gebracht, durch welche es ihm gelang, Walewski bis in das Innere des Bergwerks zu bringen. Was er nun weiter mit ihm beginnen sollte, wußte er nicht, auch hatte er keine Zeit, bei ihm zu bleiben, denn der gelende Pfiff

galt ihm und rief ihn zu Rutowski zurück, mit dem er bald darauf die Werkstatt verlassen mußte.

Baruch empfand vor Allem das Bedürfnis, Esther aufzusuchen, um diese von dem zu unterrichten, was geschehen sei, und von ihr sich Rath zu erholen, was nun geschehen solle. Als er nach Hause kam, erfuhr er aber zu seinem großen Schrecken, daß Esther am Abend das Haus verlassen habe und nicht wieder zurückgekehrt sei. Das verlegte den Krüppel in eine Art von Raserei. Er fürchtete, daß Esther für immer fortgegangen sei, ohne ihn mit sich zu nehmen, und bis Mittag erfüllte er das verödete Haus, in welchem die Dienftboten sich erkant fragten, weshalb weder Peiser noch seine Tochter wiedertehrten, mit seinen Klagen und seinem Kreischen. Gegen Mittag machte er sich auf, um Esther zu suchen, und da er nur Myslowitz kannte, wohin ihn Peiser einige Male mit sich genommen hatte, suchte er diesen Ort in seiner Verwirrung auf, um hier direkt Peiser in die Hände zu laufen.

Er hatte um Hilfe gerufen, als er merkte, daß sich das Schiff in Bewegung setzte, weil er an Land und zu Esther wollte, er hatte aber doch so viel instinktmäßige Klugheit befeffen, um auf die Fragen Peiser's keine verächtlichen Antworten zu geben. Als Peiser ihn aber in so brutaler Weise behandelt hatte, tobte jetzt in der Brust des körperlichen und geistigen Krüppels nur ein Gefühl: das der Rache gegen seinen Feiniger. Er sehnte sich darnach, Peiser mit Nägeln und Zähnen zu zerfleischen, wenn dieser es wagen sollte, ihn aufzusuchen.

Zur Ausführung seiner Rache aber mußte sich Baruch

vor Allem der Fesseln entledigen, die seine Hände und Füße zusammenschürten. Im Zwielicht des andbrechenden Tages, welches das Umherblicken in dem Schiffsraum gestattete, fiel Baruch's Blick auf das eiserne Ende eines Bolzens, der aus der Schiffswand hervorragte und dazu diente, die Planken auf den Schiffsrrippen festzuhalten.

Er roßte sich bis an den Bolzen heran und begann auf dem scharfkantigen Ende desselben die Stricke, mit denen er an den Händen gefesselt war, energisch hin und her zu reiben.

In der halb liegenden, halb sitzenden Stellung, mit den vom Zusammenschürten und Mißhandlungen blutunterlaufenen Armen war es ihm fast unmöglich, sein Werk fortzusetzen, das zuerst gar keine Aussicht auf Erfolg bot. Aber das Nachgefühl verlieh ihm Kräfte, und wenn auch erst nach ungefähr einer Stunde merkte er, wie die einzelnen Kabelgarne, aus denen die Stricke zusammengebrocht waren, sich lockerten und allmählig zerrissen.

Baruch hatte die Nacht über wenig geschlafen. Als er am Morgen aufstand und durch das Loch in die Seitenkabine blickte, die durch eine kleine Luke etwas Licht erhielt, sah er Peiser das rituelle Morgengebet verrichten. Ein höhnisches Lächeln glitt blitzschnell über Baruch's Gesicht. Dann machte er sich noch in seiner Kajüte zu thun und holte schließlich aus dem Schränkchen eine starke Panfschnur heraus, in die er mit kunstfertiger Schifferhand eine Lauffschlinge knüpfte. Dasselbe teuflische Grinsen spielte auf seinem widerlichen Gesicht, als er die Schlinge



darauf probirte, ob sie sich auch rasch und sicher zog. Dann verberg er sie in der Tasche seines Kalmtrockens.

Er fand, als er auf das Deck hinauffstieg, seine beiden Schiffsgenossen schon am Ufer und damit beschäftigt, Kaffee zu kochen. Bald nach ihm kam auch Peiser herauf. Er sah bleich aus und schien ziemlich unwohl.

„Warum fahren wir nicht weiter?“ fragte er Balmach. „Die Sonne steht schon hoch am Himmel, es ist acht Uhr und wir könnten mindestens eine halbe Stunde unterwegs sein. Je weiter wir von der Grenze fortkommen, desto besser.“

„Das denke ich nicht,“ entgegnete Balmach, „im Gegentheil will ich hier liegen bleiben, denn hier im freien Felde, wo auf eine Meile in der Runde kein Dorf und Haus steht und wo man Verfolger sich nähern sehen kann, sind wir sicherer, als in einer Stadt oder einem Dorf. Ihr werdet einsehen, daß es vernünftiger ist, hier zu bleiben. Meine beiden Schiffsleute werden dann in das nächste Dorf gehen, um Proviant zu holen.“

„Warum wollt Ihr Beide fortgehen?“ fragte Peiser mißtrauisch. „Es genügt doch, wenn einer von ihnen fortgeht!“

„Ihr redet, wie Ihr es versteht! Wir müssen so viel Proviant haben, daß wir in den nächsten Tagen durchaus nicht nöthig haben, unsere Reise zu unterbrechen und irgendwo anzuliegen. Einer der Leute kann die Vorräthe aber nicht allein tragen, demnach müssen Beide gehen. — Wenn Ihr fertig seid, macht Euch auf den Weg,“ wendete er sich an die Knechte. Dann sagte er wieder spöttisch lächelnd

zu Peiser: „Ihr fürchtet Euch doch nicht, mit mir allein zu bleiben?“

Peiser sah ihn bei dieser Frage lauernd und forschend an und entgegnete dann so gleichgültig als nur möglich: „Fürchten? Warum soll ich mich vor Euch fürchten?“

Und doch fürchtete er sich, und seine elende, gemeine Seele zitterte in der Furcht, welche das Mißtrauen jedem Schurken gegen jeden anderen Menschen einflößt. Peiser hatte gehofft, daß er den ziemlich starken Vorrath an Silber, der sich bei seiner Fahrt den Tag über noch vermehrt hatte, in Myslowik gegen Papiergeld umtauschen könne. Es war ihm dies jedoch nicht gelungen, und so schleppte er sich ängstlich mit der gefüllten Geldtase umher, die er unter seinem langen, bis über die Kniee reichenden Kasan trug. Er mißtraute Balmach, indem er ihn nach sich selbst beurtheilte. Er fürchtete, daß durch die gefüllte Geldtase die Habsucht seines Spießgesellen erregt werden könnte, und deshalb verberg er sorgfältig die Last, die er um seinen Leib geschmalt trug, vor den Augen Balmach's.

Die Frage, die Balmach zuletzt an Peiser gerichtet hatte, schien Letzterem äußerst verdächtig, ebenso wie das Fortschicken der beiden Knechte. Peiser blieb deshalb am Ufer, an dem er auf und ab ging, und sah lange den Knechten nach, die über die weitausgedehnten Wiesen dahin schreitend, so lange sichtbar waren, bis sie hinter einem kleinen Busch verschwanden.

Balmach hatte seine kurze Peise angezündet und sich auf den schmalen Bordrand gesetzt, der das Schiff ungefähr



in Aniehöhe an Deck umgab. Er sah gleichgiltig Peiser zu, der immer noch am Ufer auf und ab ging und sich selbst das Versprechen gegeben hatte, während der Abwesenheit der beiden Schiffstnechte mit Balmach nicht in den inneren Raum des Schiffes hinunterzugehen. Er vermied es deshalb auch, Baruch einen Besuch mit obligaten Mißhandlungen abzusatteln.

"Seid Ihr bald mit Eurem Spazierlaufen fertig?" fragte Balmach endlich, als Peiser immer noch nicht mit seinem Hin- und Herlaufen aufhörte. "Bekommt Ihr etwa für die Meile bezahlt?"

"Das nicht," entgegnete Peiser, "aber ich will mir Bewegung machen."

"Dabon habt Ihr, glaube ich, genug," sagte Balmach. "Es wäre wohl besser, Ihr ließt Euch herab, hier an Deck zu kommen, denn ich denke, wir haben genug mit einander zu berathen."

Die letztere Behauptung war richtig. Es war noch sehr viel, besonders die ganze Fortsetzung der Flucht zu besprechen, und Peiser durfte nicht zögern, vom Ufer aus über die Landpflanze das Deck zu betreten. Er setzte sich, ein Stück von Balmach entfernt, ebenfalls auf die Bordtante nieder und wartete, bis Jener ihn anredete.

Balmach aber schien jetzt zu einer Unterredung wieder weniger Lust zu haben, er stand vielmehr auf, ging einen Augenblick nach dem Hintertheil den Schiffes, machte sich da an der Verbolzung des Steuerruders etwas zu schaffen und kehrte dann langsam bis in die Nähe Peiser's zurück.

Plötzlich erhielt dieser von ihm einen Stoß, der ihn

unfehlbar zu Boden geworfen hätte, wenn nicht das Mißtrauen für ihn die Veranlassung gewesen wäre, jede Bewegung Balmach's zu beobachten. So sprang Peiser taumelnd von der Bordtante auf und sah mit einem einzigen Blick die mordgierig funkeln den Augen Balmach's und in der Luft die Schlinge, die ihm der Gegner kunstgerecht über den Kopf werfen wollte. Peiser streckte den Arm vor und fing die Schlinge auf.

Im nächsten Augenblick hatten sich die beiden Gegner gefaßt, und nun begann ein stummes Ringen auf Leben und Tod. Balmach war wüthend darüber, daß es ihm nicht gelungen war, Peiser zu überrumpeln, Peiser wußte, daß es bei dieser Nothwehr sein Leben galt, und war auch voll Racheburch gegen den heimtückischen Genossen.

Mit wilder Kraft versuchte Jener, den Anderen auf das Deck niederzuerwerfen, was indeß unmöglich schien, weil die Leidenschaft den Kämpfern gleiche Kräfte verliehen.

Kein Wort wurde getuschelt; man hörte nur das Reuchen der Ringenden und das wilde Stampfen der Stiefelabsätze auf dem Verdeck. Balmach stieß zuerst eine Art Triumphgeschrei aus, als er Peiser zur Seite gerissen und halb über die Bordtante gedrängt hatte.

In der That taumelte Peiser und plötzlich schlug er über den Bordrand, im Falle Balmach, den er fest umklammert hielt, mit sich reisend.

Ein Klatschen, schwerer Schlag in's Wasser und die ineinander festgestalteten Gegner saukten nieder auf den Grund des Flusses. Die Bewegung des Wassers, das sich an seiner Oberfläche noch immer kräufelte, deutete wohl

an, daß in den Körpern selbst unter Wasser noch Bewegung sei, aber nach weniger als einer Minute lag die vorher zitternde Wasserfläche spiegelglatt und glänzend im Sonnenlicht da.

Baruch hatte sich von den Fesseln befreit und seine schmerzenden Glieder waren nach einiger Zeit wieder bewegungsfähig geworden. Auch er hörte das Geschloß über seinem Kopfe, ohne sich erklären zu können, um was es sich handelte, aber sein Stachelgefühl gegen Peiser wurde wieder wach, und er sehnte sich darnach, ihm zu begegnen.

Da schien es ihm, als töne ein verzweifelter Schrei aus Peiser's Kehle vom Deck zu ihm hernieder. Baruch stürzte aus dem Verschlag heraus, in den man ihn geworfen hatte, und eilte an Deck.

Er fand dasselbe leer und sah nur noch neben dem Schiffe im Wasser sich vergrößemde Ringe sich ausbreiten.

Einen Augenblick spähte Baruch noch umher. Dann eilte er über die Laufplanke davon an das Ufer und so rasch ihn seine schmerzenden Füße tragen konnten, davon, ohne sich um die Richtung zu kümmern, die er einschlug.

13.

Esther erwachte aus ihrer Ohnmacht, als sie eine Treppe hinaufgetragen wurde. Sie hörte eine Thüre öffnen, dann wurde sie niedergelegt und bald darauf der Saß von ihrem Stof gejoßen.

Sie sah, daß sie sich in einem niedrigen Zimmer befand, dessen Fensterladen dicht verschlossen waren und auf

dessen Tisch ein Licht stand. Sie entdeckte auch zwei Personen in diesem Raum, nämlich eine ihr fremde Frau und — Koppenhagen.

„Was bedeutet mein gewaltsames Fortschleppen?“ fragte Esther bestürzt. „Wo ist mein Vater?“

„Ihr Herr Vater ist, glaube ich, wohl, und ich habe nur nach Ihnen geschickt, um Ihnen hier für einige Zeit einen Aufenthalt anzuweisen. Da Sie wohl nicht freiwillig gegangen wären, war ich gezwungen, zur Gewalt zu greifen!“

„Was will man von mir?“ fragte Esther entsetzt.

„Von Ihnen persönlich nichts. Aber Ihr Herr Vater, der bisher mein Geschäftsfreund war, hat sich verächtlich gemacht, und er ist ein solch' abgeleiteter Schurke, daß ich ihm sehr wohl den gemeinsten Verrath zutraue. Um ihn daran zu verhindern und um von ihm gewisse Exorbitanzen zu erlangen, bleiben Sie als Geißel hier. Es soll Ihnen kein Leid geschehen, wenn Ihr Vater vernünftig ist, und ich hoffe, er wird noch so viel Interesse für sein einziges Kind haben, um dasselbe nicht in meinen Händen zu lassen. Es ist also vorläufig für Sie gar keine Gefahr vorhanden. Ich warne Sie aber davor, sich dadurch Ungelegenheiten zu bereiten, daß Sie schreien oder sich ungeberdig betragen. Ihr Hilferufen würde auch nicht beachtet werden. Diese Frau hier wird Ihnen die nöthigen Hilfsleistungen gewähren. Aber glauben Sie nicht, daß die Frau allein ist. Auf einen Hilferuf derselben würden meine Leute, die sich unten befinden, sofort heraufkommen, und ich kann Ihnen erklären, daß Sie dann vor Miß-

handlungen, und wären es vielleicht die schlimmsten und schrecklichsten, nicht sicher sind."

Er verließ das Zimmer und krieg die Treppe hinab. Hier im Erdgeschloß klopfte er energisch an eine Thüre und trat in ein Zimmer, welches kein anderes, als Wolf's Wohnstube war, denn in der Siebelstube dieses Hauses, in Rudow, hatte Roppenhagen seine Gefangene untergebracht.

Er fand hier Wolf nebst seiner Frau, die sich ziemlich erholt zu haben schienen, sowie deren Schwester, die vor Kurzem aus Berlin gekommen war.

"Ich habe oben eine Kranke untergebracht," erklärte Roppenhagen kurz, "um die Sie sich weiter nicht zu kümmern brauchen, weil eine Pflegerin vorhanden ist. Die Kranke ist irrsinnig, und wenn Sie vielleicht Schreien oder Hilferufe hören sollten, so geht Sie das nichts an. Es ist eben eine Wahnsinnige, die fortwährend entspringen will. Ich unterfrage Ihnen außerdem auf das Strengste, mit der Wärterin in irgend welche Verbindung zu treten. Haben Sie mich verstanden?"

"Natwohl," entgegnete Wolf, "wir werden Ihren Anordnungen pünktlich Folge leisten."

"Ihre Frau scheint sich erholt zu haben," fuhr Roppenhagen dann fort, der zu Wolf in ziemlich brutalem Tone sprach.

"Ja, ich danke, es geht mir etwas besser," entgegnete Frau Wolf, "aber ich fühle mich immer noch ziemlich schwach."

"Dann wird es aber Zeit," sagte Roppenhagen, "daß

Ihre Schwester macht, daß sie davonkommt. Ich kann hier nicht Ihre ganze Familie durchfüttern, und Ihnen Jemand zur Unterhaltung und zum Vergnügen zu besorgen, dazu habe ich keine Verpflichtung. Sie werden auch selbst einsehen," wendete er sich darauf an die ältere Frau, "daß hier nichts mehr für Sie zu thun ist."

Diese, welche ganz gebückt im Stuhl saß und sich auf ihren Stod stützte, wurde erst von einem kranpfthaften Husten befallen, dann antwortete sie mit heiserer Stimme: "Ich will ja gehen, wenn ich hier überflüssig bin, aber ich dachte, meine Schwester bedürfe noch der Pflege. Sie ist noch so außerordentlich schwach, und ich fürchte, sie muß sich wieder niederlegen, wenn sie ohne Pflege ist."

Die Frau brachte diese Worte nur stoßweise hervor und hustete dann wieder bedenklich.

"Ihre Pflege mag auch viel werth sein," entgegnete Roppenhagen. "Ich glaube, Sie bedürfen mehr der Pflege, wie die Frau Wolf. Vielleicht legen Sie sich auch noch hin und werden krank, und ich habe dann das Vergnügen, Sie hier auf meine Kosten begraben zu lassen. Die Sache hört auf. Spätestens übermorgen machen Sie, daß Sie wieder fortkommen. Das Reisegeud werde ich dann geben. Ueberhaupt habe ich mich mit der ganzen Sache überdölpeln lassen. Ich hätte gar nicht darauf eingehen sollen. Aber Sie," wendete er sich barsch zu Wolf, "haben immer nichts als Gewimmer, Geschwäch und Klagegeheil. Ich erinnere Sie nochmals daran," setzte er flüsternd hinzu, "daß ich Sie für jede, auch die geringste Kleinigkeit verantwortlich mache, die zu meinen Ungunsten durch die

Anwesenheit dieses alten Weibes aufsteht. Weiben Sie heute zu Haus und machen Sie nicht wieder Ihre Spaziergänge in die Umgebung, die mir überhaupt sehr verdächtig vor- kommen. Ich komme wahrscheinlich Nachmittags zurück und werde vielleicht Ihrer bedürfen."

Nachdem Kopenhagen die Familie Wolf verlassen hatte, herrschte dort keineswegs die demüthige Zurückhaltung und Mangellichkeit, die während seiner Anwesenheit sich gezeigt hatte. Besonders Wolf war sehr aufgeregt und rief, wenn auch mit gedämpfter Stimme, ein über das andere Mal: "Dieser elende Gump! In welcher Weise magt er es jetzt, uns zu behandeln! Aber warte, Schuft, es soll Dir vergolten werden! Du hast dort oben eine neue Leuselei in's Werk gesetzt, und wir wollen Dir schon auf die Schliche kommen!"

"Triffst Du Rothmann heute nicht?" fragte Frau Wolf.

"Ich habe ihm gestern geschrieben," entgegnete Wolf, "aber heute ist er in Myslowik und vor Abend nicht zu sprechen. Ich will nur warten, was bis Abend hier geschieht, um ihm eventuell noch eine Nachricht zugehen zu lassen. Diese Franke, von der Kopenhagen spricht, scheint mir eher eine Gefangene zu sein."

"Es ist auch Niemand weiter bei ihr," erklärte Frau Wolf, "als die Frau."

"Wäre es nicht möglich," sagte die ältere Schwester, die jetzt merkwürdig aufrecht am Fenster stand und fast über weiblicher Größe war, "sich mit der Gefangenen in Verbindung zu setzen, oder wenigstens zu erfahren, ob sie in Wirklichkeit eine Franke ist?"

87  
Neben dem Zimmer," erklärte Frau Wolf, "in dem sich die Franke befindet, ist ein Verschlag, der uns bisher als Bodentraum diente. Wir mußten aber auf Befehl Kopenhagen's dort Alles ausräumen, als das Zimmer oben hergerichtet wurde."

"Ich werde versuchen, in diesen Verschlag zu gelangen," erklärte die Schwester. "Gegen mich wird man wohl am wenigsten Verdacht haben."

Sie humpelte vorsichtig die Treppe hinauf. Als sie indeß die knarrenden Stufen kaum erstiegen hatte, trat die Frau, die Eßher bewachte, aus dem Zimmer und rief der Heraussteigenden drohend zu, sich sofort zu entfernen. Dieselbe mußte daher den Versuch aufgeben, auf diesem Wege irgend etwas zu erfahren, und Frau Wolf gerieth in nicht geringe Angst, daß Kopenhagen von dieser veruchten Furcherei erfahren könne.

(Fortsetzung folgt.)

# Die Sklavin.

Novelle

von

Alfred Stelzner.

1.

(Nachdruck verboten.)

Vom Fort Prinz Friedrich zu Westebreden, dem Billenbiertel Batavia's, der Hauptstadt von Sava, dröhnt der Nachtschluß aus ehernem Munde, wie tosender Donner weithin über die wogende Oberfläche der Sundasee rollend. Noch ruht der Glanz der untergehenden Sonne auf dem Küstenmeere des malajischen Archipels. Das schwebende Tagesgestirn überschüttet die langgestreckte Meeresbucht mit roßigen Gluthen; das ganze Firmament ist in einen unbeschreiblichen Duft von Gold und Purpur getaucht. Ein Farbenzauber von berauschernder Pracht liegt ausgegossen über der köstlichen Meereslandschaft.

Es war ein drückend heißer Abend, wie ihn das Jahr 1859 zu Beginn der regenlosen Jahreszeit bisher noch kaum gebracht hatte. Von dem breiten Schiffskörper eines mächtigen Dreimastschooners, des „Sirius“ aus Hamburg, der stolz und friedlich auf der Rade von Batavia vor Anker lag, löste sich, durch kräftigen Sturmschlag bewegt, ein kleines Boot, das dem Landungsplätze zuflüchtete.

Langsam nur nähert das kleine, von einem Paar klammeriger Matrosen geruderte Boot sich seinem Ziele. Am Steuer, unter einem Sonnendach aus Segelleinwand, sitzt der Führer des Schooners, ein breitschulteriger, etwas derber, doch wohlgebauter Mann in mittleren Jahren, dem der helle, dem Klima angemessene Anzug, weiße Beinkleider und Weste, gelbseidener Rock und ein runder, weißer Strohhut vortrefflich zu Gesicht steht. Einen „biedereren, prächtigen Kerl mit einer Donnerstimme und einem Fellsenherzen“ hatte einmal Einer den Kapitän Bassian genannt, und daß diese Charakteristik nicht unzutreffend sein konnte, lehrt schon ein Blick in das tief gebräunte, von kurzen, krausem Vollbart umrahmte Antlitz des Mannes, aus dessen lebendigen Gesichtszügen ein ernster Lebensmuth und eine unbeirrte Entschlossenheit strahlte.

Er schien in nachdenklicher Stimmung; nur hin und wieder schlug er die hellen, durchdringenden Augen auf, um nach der Gafenseite und dem weithin sichtbaren Zollgebäude auszulugen, und die fast haarförmig von seinen „Sungens“ ohne seine Hilfe innegehaltene Richtung mit leisem Steuerdrucke zu verbessern.

Unner trüber wurde das Wasser, immer schwüler die Atmosphäre, je mehr man sich dem Lande näherte. Jetzt durchsurchte das Boot, an unzähligen chinesischen Dschunken vorüber gleitend, die am Ufer lagen, das schmutzige braune Wasser der breiten, in einen Kanal umgeschaffenen Flußmündung, die den Strand mit der Rade verbindet.

Eben versank der rothglühende Sonnenball in den

Kutschken und die Schiffsgloden der Schiffe auf der Rhede liegen wie zum Scheidelbeuge ihre gellende Stimme hören, als das Boot den „Boon“, den eigentlichen Landungsplatz erreichte.

„Abjäs, Jungens!“ rief Kapitän Bastian, der sogleich ausgefliegen war, seinen Leuten nach, die ohne Raft wieder abfliegen und die Richtung feewärts einschlugen, um an Bord des „Sirius“ zurückzukehren. Dann schritt er, ein paar herzugeeilte Zollwächter mit freundlichem Lächeln und achselzuckend abfertigung, auf einen der alterthümlichen offenen Wagen zu, die in der Nähe hielten.

Der Kutscher, ein dicker Malaye mit einem langen, blaurothen Kittel und einem schildeförmigen, schwarz und golden lackirten Gute, hing in tiefstem Schläse auf seinem Boode und wurde erst wach, als Kapitän Bastian ihn klatschend auf den Schenkel schlug.

„Nach Molenvliet, in's Marinehotel — verstanden?“ rief er in ziemlich geläufigem Malayisch.

„Sayah tuwan — jawohl, Herr!“ flammelte der Aufgewüttelte, nach seinem Siri-Friemchen suchend, das ihm vor Schreck zwischen den Zähnen herausgefallen war, und mit heftigem Rud zugleich seine beiden mageren Gänge ermunternd.

Reckend und knurrend und eine mächtige Staubwolke aufwirbelnd, setzte die Mietzkalese sich darauf in Bewegung.

Die Nacht war schnell hereingebrochen, kaum nachdem das letzte Fleischen Sonnengluth unter dem Horizonte verschwunden war. Silberne Sternbilder funkelten hernieder,

und ein milder, aber glänzender Mondenschein, wie man ihn nur unter den Wendekreisen findet, ergoß sein schimmerndes Licht über die ganze Gegend. Zahllose Grillen, Frösche und Eidechsen schienen wie mit einem Schläse lebendig geworden, und ein wunderliches, gleichförmig summandes Geräusch von tausenderlei Nachtinsekten erfüllte die Straßen der Stadt.

In einer weiten Grasfläche mit riesigen Pflanzbäumen vorüber, hatte der Wagen das große Gebäude des in alt-holländischem Styl erbauten Rathhauses von Mt-Batavia erreicht, passirte einige staubige Straßen mit kleinen, dicht neben einander gebauten verfallenen Häusern, die mit auffallenden Aufschriften versehen waren, und bog nun, über eine hölzerne Brücke fahrend, in einen wüsten breiten Sandweg, der zur Rinten von einem schmutzigen Gewässer begrenzt war.

Der Wagen gerieth jetzt in das chinesische Viertel Batavia's. Dicht gedrängt standen zur Rechten des Weges niedrige, mit winzigen Fensteröffnungen versehene Holzbaraden, von deren Thüren sich hochrothe Papierschilder mit großen chinesischen Buchstaben selbst im Mondlicht grell abhoben. Schlanke, hochragende Kokospalmen mit ihren Fächer bewegungsloser Blätter zu Häupten erschienen auf dem Hintergrunde des tiefbunten Himmels. Zugleich wurde das Leben in den Straßen immer lebhafter, je mehr das Fuhrwerk sich dem „europäischen“ Viertel näherte. Jetzt holperte es an den Willen des Molenvliet entlang, oftmals überholt von vorbeisauenden eleganten Equipagen, deren Bediente hoch aufflammende Tackeln führten. Und

Kapitän Bastian athmete erleichtert auf, als endlich in der Ferne ein großes, weißgestrichenes, von einer breiten Veranda umgebenes Gebäude sichtbar ward, in dessen Fenstern das Mondlicht sich glühend brach.

Gleich darauf durchfurchten die Räder knirschend eine frische Auffschüttung von Kieselsteinen und die Kutsche hielt vor dem Thore des Marinehotels.

Ehe ein malayischer Hausdiener, der aus dem Dunkel einer Art Laube auftauchte, den Kutschenschlag erreicht hatte, war Kapitän Bastian ausgefliegen. Er händigte dem Kutscher den Fahrlohn ein und begab sich sodann, vom Hausdiener geleitet, in's Hotel.

Durch die Veranda war er in einen größeren, marmor-gelästen Saal gelangt, in dem eine erfrischende Kühle herrschte. Hier begrüßte ihn der Wirth, ein dicker Herr in schneeweißem Anzuge.

„Willkommen in Batavia, Kapitän! Schon vorgeföhrt angekommen, wie?“

„Vorgeföhrt,“ bestätigte Kapitän Bastian in geläufigem Holländisch, „hatte noch an Bord zu thun. Ist mein Zimmer in Bereitschaft?“

„Alles in Ordnung! Auch Ihre Koffer — sie kamen heut' Mittag — sind schon drüben.“ Der Wirth deutete auf die offene Gallerie, die sich dem Saale anschloß. Dort lagen die Seitengebäude, welche die Logirzimmer des Hotels enthielten. „Gute Reise gehabt?“

„Gerade hundert Tage!“

„Dundert, hm — lange unterwegs, wahrhaftig! Geht aber noch an, wie?“

„Hatte viel flauwe Winde. Voriges Mal lief der Sirius' nur neunzig Tage.“

„Hm, wie die Zeit vergeht! Schon wieder ein Jahr herum! Hamburg-Batavia, Batavia-Hamburg, immer dieselbe Geschichte, Kapitän! Sind nun schon das sechste Jahr mein Gast, wie?“

„Das siebente!“ verbesserte Kapitän Bastian. „Sieben Mal habe ich Jahr für Jahr die Reise gemacht.“

Der Wirth nickte schmunzelnd vor sich hin.

„Werden auch dies Jahr zufrieden sein, Kapitän. Bleiben Sie wieder sechs Wochen?“

„Raum. In vierzehn Tagen etwa haben wir gewischt, hoffe ich. Als Rückfracht nehme ich Zinn und Indigo ein. Das ist bald geladen. Haben Sie mir den Retzil wieder zur Bedienung bestimmt?“

„Bedauere, Kapitän. Der Retzil, der Faulpelz, bedient Herrn Grotter seit Monaten, Ihren Landsmann . . .“

„Wie geht's ihm?“ unterbrach Kapitän Bastian den redseligen Wirth lebhafter als bisher.

„O gut,“ schmunzelte dieser selbstbewußt. „Meinen Gästen geht's doch immer gut, wie? Herr Grotter erwartet Sie übrigens. In der Gallerie werden Sie ihn finden. Er ist allein, so viel ich weiß.“

„Soll mich freuen, den Herrn wieder zu sehen,“ versetzte Kapitän Bastian, sich der Gallerie zuwendend.

Als er die weite, von nur wenigen Gästen besetzte Borgallerie betrat und sich forschend nach beiden Seiten umschaute, sprang ein Mann aus einem mächtigen Schaukelstuhle auf und eilte dem Ankömmling in freudiger

Saß entgegen, demselben schon von Weitem beide Hände zum Gruße hinstreckend.

Herbert Grotter überragte die mehr untersekte und mehr in die Breite gediehene Gestalt des Kapitän's fast um Kopfeslänge. Seine Kleidung, ein blendend weißer, luftiger Anzug, verrieth einen kräftigen Körperbau, der, wie auch die fernige Fülle des tropisch gebräunten Antlitzes bewies, den schädlichen Einflüssen des Klima's den ausgiebigsten Widerstand entgegensetzte. Ein froher, ungetrübter Lebensmuth strahlte aus seinen ausdrucksvollen Augen, und ein langer, aschblonder Schnurrbart, dessen Farbe mit derjenigen des kurzgelodten und ungeschaitelten Haupthaars übereinstimmte, hob sich eigenthümlich ab von dem bei Weitem dunkleren Teint, wie ihn ein Jahre langer Aufenthalt unter der tropischen Sonne gezeitigt.

Einer angesehenen Hamburger Kaufmannsfamilie entstammend, war er vor zwei Jahren mit einflußreichen Empfehlungen nach Batabia gekommen, um als Volontär in dem Hause der alten Firma Thaddäus Adefung & Comp. die javanischen Handelsverhältnisse kennen zu lernen. Das Studium derselben an Ort und Stelle war für den künftigen Chef des Hamburger Hauses so dringend wirthschaftswerth und bedeutungsvoll für dessen Gedeihen gewesen, daß die hochbetagten Eltern Herbert's sich um so eher zu der schweren Trennung von ihrem einzigen Kinde entschlossen hatten, als sie ihn gut aufgehoben wußten und vor Allem ein unumwundenes Vertrauen in seine eisenfeste und unerschütterliche Gesundheit setzten. Sein schon früh erwachter Hang zu allerlei waghalsigen und todkühnen

Abenteuern, der seinem unausrottbaren Ueberfluß an Kraft und Kraftbewußtsein entsprang, hatte sie freilich oft genug mit heimlicher Sorge erfüllt, doch aber ihre innerste Ueberzeugung, daß der helle Kopf und das gute Herz ihres Liebling's ihn vor allem Schaden an Leib und Seele bewahren werde, nicht zu erschüttern vermocht.

Netzt freilich wurde ihnen endlich die Trennung zu lang und sie hatten kürzlich den lebhaften Wunsch geäußert, ihn so bald wie möglich wieder in ihrer Mitte zu sehen, und insbesondere Kapitän Bastian bitten lassen, Herbert zu veranlassen, mit dem nächsten Dampfer in die Heimath zurückzukehren. Sie erhofften durch seinen Einfluß auf ihren Sohn um so sehnlicher die Erfüllung ihres Wunsches, als gewisse Mittheilungen in seinen letzten Briefen in ihnen die Befürchtung wachgerufen hatte, daß Herbert durch zarte Bande in Batabia gefesselt wäre und an eine Verbindung dächte, die schwerlich ihren Beifall finden würde.

Diesen Wunsch und diese Befürchtung seiner Eltern hatte Kapitän Bastian, nachdem er die etwas stürmische Begünstigung Herbert's freudlich erwiedert und an seiner Seite an der Brüstung der Gallerie Platz genommen, demselben in seiner ruhigen und nachdrücklichen Weise auseinander gesetzt, und sah jetzt mit seinen durchdringenden Augen forschend zu dem um etwa zwanzig Jahre jüngeren Manne hin.

Die hünenhafte und dabei doch elegante Erscheinung Herbert's, besonders aber seine ungezwungene und natürliche Art hatten den sonst sehr zurückhaltenden Seemann



von vornherein angezogen, und auf Grund dieses Gefallens war zwischen ihnen Beiden während seines vorjährigen Aufenthaltes in Batavia eine Freundschaft entstanden, die bei dem beträchtlichen Altersunterschiede zwar weit entfernt von jugendlichem, oft nur zu schnell verklobernden Enthusiasmus war, doch jenes überaus behagliche Gefühl einer gegenseitigen Vertrauenswürdigkeit in ihnen geweckt und gefestigt hatte, wie es nur bei gleich edlen und gesinnungstüchtigen Naturen möglich ist.

Offen und ohne Umschweife war Kapitän Bastian den heimlichen, von Herbert's Eltern beargwöhnten Beziehungen ihres Sohnes auf den Leib gerückt, und er zweifelte keinen Augenblick, daß ihm eine ebenso unbemäntelte Antwort zu Theil werden würde.

Herbert hatte seinen prüfenden Blick ruhig ertragen, und nur ein eigenthümlich verlegenes Lächeln verrieth, daß die Berührung dieses Themas ihm unbehaglich sein mußte.

"Sehen Sie, Kapitän," versetzte er nach einer längeren Pause, "jedem Menschen außer Ihnen — und vielleicht meinen Eltern — hätte ich jede Auskunft über diese Beziehungen schlechtweg verweigert..."

"Also waren die Befürchtungen Ihrer Eltern am Ende doch nicht ohne guten Grund so schwere?" unterbrach ihn der Kapitän theilnehmend.

"Es ist vorüber," versetzte Herbert finnennd, "die Eltern haben nicht mehr zu fürchten, nicht das Mindeste. Und ich danke meinem guten Glück, daß mir noch früh genug die Augen aufgingen. Kennen Sie die Familie Franffen hier zufällig?"

"Bedauere — nein."

"Da ist nichts zu bedauern," lachte Herbert bitter auf. "Der Mann machte vor einem Jahre Banterott und schloß sich darauf eine Krugel vor den Kopf. Er hatte schmächtig gewirthschafft. Ich erfuhr das leider zu spät, sonst wäre es mir wohl nicht eingefallen, in seiner Familie zu verkehren — wie so viele junge Leute. Die Franffens machten ein großes Haus. Nur ahnte Niemand, daß man sich auf Kosten der geprellten Gläubiger amüßte. Die Wittwe und deren Tochter hatten aus der plöthlich hereingebrochenen Katastrophe kaum mehr gerettet, als was sie auf dem Seibe trugen. Alles wurde ihnen genommen. Man bedauerte sie allgemein, helfen jedoch that natürlich Niemand, bis auf Einen, und dieser Eine, Kapitän — war ich. Die Tochter hatte schon Manchem den Kopf verdreht. Sie ist eine blendende Schönheit, aber ohne Herz, ohne eine Spur von Gemüth, wie ich zu spät entdeckte. Dieser Mangel sollte sich auch an der Mutter nur zu bald in erschreckendem Maße bemerklich machen. Auf die Schönheit ihres Kindes baute sie ihre ganze Zukunft, es sollte ein Spekulationsgeschäft gemacht werden."

"Sist Ihnen vielleicht bekannt," unterbrach der Kapitän den Erzählenden, "ob die Wittwe Franffen eine geborene van Ruyter ist?"

"Ganz recht, das ist ihr Mädchennamen. Woher wissen Sie..."

"Ich kannte ihren Bruder Cornelis, den alten Herrn van Ruyter. Er ist seit fünf Jahren todt. Hatte lange Bibliothek. Jahrg. 1887. Bd. XI.

hier gelebt und hier sein Glück gemacht. Geschäfte führten uns zusammen, als ich meine erste Reise hierher machte. Persönliches Gesallen beiderseits knüpfte engere Beziehungen. Zwei Jahre hinter einander war ich während meines hiesigen Aufenthaltes fast täglich sein Gast. Er bestand darauf."

"So kennen Sie also auch seine Frau, die Wittve van Nuyter?" fragte Herbert lebhaft.

"Sehr gut kenne ich sie!" bestätigte der Kapitän eigenthümlich erregt. "Ich mußte ihr feierlich versprechen, sie aufzusuchen, so oft ich nach Batavia komme. Erinnern Sie sich denn nicht, daß ich Sie voriges Jahr bei der alten Dame einführen wollte, daß Sie aber ablehnten, weil Ihnen gesellschaftliche Verpflichtungen aller Art bereits über den Kopf zu wachsen drohten?"

"Ich wußte eben nicht, daß es sich um Franffens's Schwägerin handelte. Sie wissen doch, daß man die Wittve Nuyter die Einsiedlerin am Königsplazze nennt? — Nein? Das wundert mich. Ihre Villa ist völlig zugewachsen, ihr Garten gleicht einem tropischen Urwalde auf ein Paar."

"Das war allerdings schon letztes Jahr so," meinte der Kapitän zustimmend. "Die Nuyter lebt sehr zurückgezogen seit dem Tode ihres Mannes."

"Niemand verkehrt mit ihr. Selbst mit den Franffens hatte sie keinen Umgang, was ich ihr freilich nicht bedenken kann. Sie weiß vielleicht, wie mißlieblich die Schwester ihres verstorbenen Gatten und deren Tochter sich über sie äußerten."

"So, thaten sie das? Die Franffens, Mutter und Tochter, würden sich aber doch sehr wundern, wenn sie wüßten, was ich weiß, und außer mir nur noch die Wittve des seligen Nuyter."

"Sie lächeln ja sehr geheimnißvoll, Kapitän," meinte Herbert. "Reizt mich aber blutwenig, auf mein Wort. Bin vielmehr froh, daß ich mich mit Erfolg bemüht habe, die Franffens, Mutter und Tochter, gänzlich aus meiner Erinnerung zu streichen."

"Sie liebten das Mädchen?" fragte der Kapitän.

"Niemals!" verlegte Herbert bitter, "so wenig die Schöne selbst jeder Liebe fähig gewesen wäre. Ich erwählte schon, daß nach dem Bankrott und dem Tode des Gatten die hinterlassene Wittve und Tochter völlig mittellos waren. Ob Frau van Nuyter nicht helfen wollte, oder ob sie überhaupt nicht um Hilfe angegangen wurde, ist mir nicht bekannt. Mich dauerten die so plögl. sich Berarmten, und ich muß gestehen, daß es der Mutter Franffens sehr leicht wurde, mir im Laufe einiger Wochen einige tausend Gulden abzunehmen. Sie mußte erfahren haben, daß ich über ein nicht unbeträchtliches Vermögen, das mir unlängst von großväterlicher Seite zugesallen, frei verfügen konnte. Außerdem war ihr nicht entgangen, daß ich ihrer Tochter eine gewisse Theilnahme entgegenbrachte. Diese beiden Motive bestimmten ihre ganze Handlungsweise. Sie gestand mir eines Tages, daß ihre Tochter mich liebe, und daß sie meine Bewerbung um deren Hand um so lieber sähe, als wir bereits — infolge meiner häufigeren Besuche — im Ueberdruß der Leute seien.

Sie können sich denken, Kapitän, wie verblüfft ich war. Und dieses Bekenntniß der Mutter wurde unter Lächeln und Thränen, unter Vorwürfen und Bitten mit so meisterhaften Komödiantentalent vorgebracht, die erwöthende Tochter erschien zu so außerordentlich gut abgepaßter Zeit, daß ich vollständig überrumpelt wurde. Doch lassen Sie mich kurz sein. Ein zufällig und unfreiwillig von mir belauschtes Gespräch zwischen Mutter und Tochter nahm mir die Binde von den Augen. Ich Verblendeter! Ein Abgrund bodenloser Gemeinheit und Niedrigkeit der Gesinnung hatte sich meinen jäh ermücherten Blicken aufgethan. Aus dem eigenen Munde der beiden Frauen erfuhr ich, daß Alles Lüge und Heuchelei war, daß sie ein abgetartetes Spiel trieben, nicht allein mit mir, nein, auch noch mit Anderen, daß man mir den Kaufpaß geben würde, sobald ich nur gehörig ausgebeutelt wäre, um dann das nämliche einträgliche Spiel womöglich an neuen Opfern zu wiederholen. Beiläufig erfuhr ich noch des Weiteren, daß dieses elende Weib, aus der nichts als die schmutzigste Habsucht sprach, es im Grunde gewesen war — wie die eigene Tochter in durchaus nicht verfluchten Vorwürfen durchblicken ließ — die den unglücklichen Gatten in Schande und Tod getrieben, indem sie ihn zu den verächtlichsten Spekulationen heranläßt hatte. Sie werden begreifen, Kapitän, daß ich sofort jede Beziehung zu diesen Damen abbrach. Nur einmal noch hörte ich von ihnen, ganz vor Kurzem, sie müssen ihre Latit schnell geändert haben, denn die Tochter heirathete einen reich gewordenen Krämer, mit dem sie jetzt die Süßerwochen in dessen

Landhaus vor der Stadt verlegt. Sprechen wir also nicht mehr davon, Kapitän. Sie sehen, die Befürchtungen meiner Eltern sind längst gegenstandslos, und ihrem Wunsch komme ich leichtem Herzens nach. Mit dem alten Abelung, meinem Chef hier, bin ich schon im Klaren. Der nächste Dampfer ist in vier Wochen fällig, wie?"

"In vier Wochen," bestätigte Bastian.

"Da kann ich also in aller Gemüthsruhe noch auf die Jagd gehen, ehe ich mich einschiffe," meinte Herbert.

"Sagen Sie, Kapitän, haben Sie schon einmal eine Tigerjagd mitgemacht?"

"Tiger wollen Sie jagen? Ist das Ihr Ernst?"

"Mein voller Ernst! Wir werden an zehn Jäger sein. Ueber fünfhundert Eingeborene mit ihren Pfeilen wird man zu Treibern bestellen. In Garoet, der Provinz der Pranger Regenschafften, wird das Treiben stattfinden. Mit Vergnügen würde ich Sie bei dem Plantagenbesitzer einführen, der mich schon voriges Jahr zu solcher ganz unergleichlichen Treibjagd einlud. Wollen Sie mitmachen?"

"Tigerjagd!" brummte der Kapitän in den Bart.

"Geht mir eigentlich über den Spaß. Soll aber ein sürliches Vergnügen sein, wie man es nicht alle Tage genießen kann. Wenn Sie daher Gelegenheit haben, mich noch anzubringen, so möchte ich wohl mit von der Parthie sein."

"Abgemacht!" lachte Herbert. "Das Nähere besprechen wir noch. Was fangen Sie morgen an und die nächsten Tage? Wir brechen erst nächste Woche nach Garoet auf."

"Morgen beabsichtige ich meinem Versprechen nachzu-

kommen und Frau van Ruyter meine Aufwartung zu machen. Habe mich bereits zum Nachsteffen bei ihr anmelden lassen."

"Es ist ein bißchen einsam da?"

"Sehr einsam! Deshalb möchte ich Sie bitten, mit mir zu kommen. Die alte Dame würde sich sehr freuen, Sie kennen zu lernen."

"Habe wahrhaftig keine Lust, Kapitän!"

"Sie sind ein schlechter Kamerad, lieber Grotter," brummte dieser halb lustig und halb ärgerlich. "Aus Rücksicht auf den verstorbenen Gatten, der mich mit Beweisen seiner freundschaftlichen Gesinnung geradezu überschüttete, fühle ich mich verpflichtet, der Wittwe meine freien Abende während meines Bleibens hier zu widmen. Schon letztes Jahr indessen waren mir diese Zusammenkünfte, offen gestanden, recht peinlich, nicht weil die alte Dame — die übrigens erst in den Vierzigern steht — eine merkwürdige Schweigsamkeit entwickelt und überhaupt etwas seltsam ist, sondern — wie sage ich gleich, hm — sehen Sie, lieber Grotter, Sie sind ein Ehrenmann, und Sie werden es Niemandem wieder sagen, daß ich vermuthlich Frau van Ruyter sähe es nicht ungern, wenn ich ihr in aller Form einen Antrag machte! Verstehen Sie mich?"

"Zum Teufel," lachte Herbert, "das ist allerdings eine heikle Geschichte. Na, wissen Sie, Kapitän, da es sich um einen Dienst handelt, den ich Ihnen leisten kann, so stehe ich Ihnen selbstverständlich für jeden dieser schweigsamen Abende zur Verfügung. Ich versichere Sie, daß

ich eine unüberwindliche Schranke abgeben werde. Uebrigens bin ich fest überzeugt, daß Frau van Ruyter von den jammervollen Beziehungen, die mich eine Zeit lang an ihre Verwandten fesselten, nicht die mindeste Kenntniß hat."

"Das hat sie gewiß nicht," versetzte Kapitän Bastian, "schon weil sie hier mit Niemand verkehrt und insbesondere, weil der Familie Franssen seit dem Tode ihres Gemahls mit keinem Worte Erwähnung geschwehen darf, aus gewichtigen Gründen, die ich nicht mittheilen kann. Beurtheilen Sie Frau van Ruyter jedoch nicht falsch in Folge meiner Mittheilung. Ich kenne kaum eine würdigere und ehrenwerthere Frau. — Eine gewisse Entschädigung für Ihre Mühelosigkeit werden Sie übrigens bei Alledem finden."

"Ei, und die wäre?"

"Ein eingeborenes Geschwisterpaar, Bruder und Schwester, die seit ihrer Kindheit dem Ruyter'schen Hause leib-eigen sind, bilden die einzige persönliche Bedienung der Wittwe. In dem Mädchen werden Sie Ihre Freude haben, ein Engel an Goldseligkeit und Liebreiz..."

"Hören Sie auf," lachte Herbert abwehrend. "Sie machen sich ja doch nur einen schlechten Witik mit mir. Ich hasse übrigens die Sklaven und die Sklaverei, mit der es ja wohl gottlob am längsten gedauert hat.\*) Ist die Schöne denn jünger als ihre Herrin?"

\*) Erst am 1. Januar 1860 wurde die Sklaverei auf Drängen der öffentlichen Meinung durch Beschluß der holländischen Regierung in Niederländisch-Indien abgeschafft.

„Spotten Sie nur, Sie werden Ihre Freude haben an dem Mädchen, sage ich, und auch an dem Bruder, einem ganz prächtigen Burfchen! — Aber es ist spät geworden,“ fuhr der Kapitän mit einem Blick auf seine Uhr plötzlich auf. „Wir sind die Letzten hier. Die Aerie da warten mit Schmerzen auf uns!“

In dem Augenblicke, als die beiden Herren sich erhoben, näherten sich ihnen in ehrerbietiger Haltung zwei malayische Diener mit brennenden Kerzen, die gewartet hatten, um die Fremden auf ihr Zimmer zu führen.

Es war kurz vor Mitternacht, als die letzten Gäste des Marinehotels sich zur Ruhe begaben. Ueber dem dichten tropischen Buschwerk des Gartens lag glühender Mondesglanz, der gespenstig zwischen den weißgrauen Stämmen und den dunklen Kronen der Palmen und Tamarrinden umherhuschte. Nichts unterbrach die Todtenstille ringsum, als das einsförmige Summen der Heimchen und hin und wieder der heiser kreischende Schrei der häßlichen Gekko-Gidechsen.

## 2.

Kurz vor acht Uhr am nächsten Abend bestiegen Herbert und der Kapitän des „Sirius“ eine schon längere Zeit vor dem Hotel haltende Kutsche, welche sie zur Villa der Frau van Ruyter bringen sollte. Es war ein angenehmer, kühler Abend. Ein leiser Lusthauch bewegte die Laubkronen der Palmen und Pfingstbäume, die zur Seite des von Wagen und Fußgängern belebten Molenplatzes standen, in den die Kutsche mit ihren beiden Anfassern gleich nach der Abfahrt eingebogen war.

Das umfangreiche, in hellem Sichterglanze strahlende Societätsgebäude der „Harmonie“, in welchem die musikalischen Unterhaltungen und Bälle der eleganten Welt von Batavia damals stattzufinden pflegten, war eben passiert, als der Kapitän seinen Gefährten auf ein großes, mit Thor und Garten versehenes Haus aufmerksam machte, das völlig dunkel war und unbewohnt schien.

„Gehört, wie ich zufällig weiß, einem feureichen chinesischen Kaufmann, der außer seinen Millionen auch eine ganze Reihe Häuser besitzt.“

„So, so,“ meinte Herbert gleichgiltig.

„Wird Sie interessieren, zu hören, daß der schitzhäugige, quittengelbe Sohn des himmlischen Reiches, der für einen ganz gemeinen Rekl gilt, ein gehöriges Stück Geld für die schöne Glima bot; so heißt nämlich die schon erwähnte Sklavin der Frau van Ruyter.“

„So, so!“ wiederholte Herbert, jedoch schon lebhafter als zuvor.

„Frau van Ruyter aber,“ fuhr Kapitän Bastian fort, „gab dem chinesischen Weberfreund, der keinen üblen Geschmack zu haben scheint, auf dessen wiederholtes Anerbieten eine entschiedenen abschlägliche Antwort. Da wußte der schlaue Chinese eines Tages Glima's Bruder in sein Haus zu locken. Die Ruyter wunderte sich höchlichst, daß Sidin, den sie nur mit ein paar kleinen Besorgungen betraut hatte, noch nach Stunden nicht heimkehrte, und wollte ihm kaum glauben, als er bei der Rückkehr berichtete, daß der Chinese ihm das Anfinnen gestellt hätte, mit Glima zusammen seine Herrin heimlich zu verlassen, um in Si-

Fischung's Haus überzufriedeln, wo sie Beide in aller Freiheit ein prächtiges Leben führen sollten. Sidin aber hatte den verlockendsten Versprechungen trotzig widerstanden und kleiner Beruführung Gehör geschenkt. Frau van Ruyter war darüber nicht wenig empört. Aber was hätte sie thun können? Sieh mit einem solchen gefährlichen Menschen, wie jener Li-Tschung, in ernstlichen Streit einzulassen, vermied man lieber. Ging doch vor Jahren das Gerücht, daß seine Frau, die unter unauferklärten Umständen ganz plötzlich starb, keines natürlichen Todes gestorben wäre; und dieses Gerücht schien allgemein um so glaubwürdiger, als des weiteren zwei Sklavinnen der Verstorbenen plötzlich spurlos verschwand, welche von dem Staatsanwalt als einzige Zeugen vernommen werden sollten. So verlief die dunkle Geschichte im Lande. Der Chinese soll Unsummen für Bestechungen aufgewandt haben, bis die Untersuchung niedergeschlagen wurde. — Etlima aber, die verfluchterische Sklavin, ist seit Sidin's Abenteuer nicht wieder auf die Straße gekommen, um vor etwaiger Entführung oder Verfolgung sicher zu sein.

Herbert horchte plötzlich hoch auf. In seinen ausdrucksvollen Augen begann mit einem Male ein unruhiges Feuer zu glühen, und er wandte sich seinem Gefährten mit einer Miene zu, die zu verrathen schien, daß eine alte Erinnerung in seiner Seele aufgetaucht sei, die noch heute einen besonderen Reiz für ihn nicht verloren haben konnte.

„Wann war das?“ fragte er lebhaft.

„Vor einem Jahre,“ versetzte der Kapitän, dem der eigenthümliche Eifer Herbert's nicht auffiel, „während

meines leztjährigen Aufenthaltes hier. Frau van Ruyter selbst erzählte mir die ganze Geschichte. Von einer Freilassung ihrer Leute aber, die ich ihr an's Herz legte, wollte die nicht eben vorurtheilsfreie Dame durchaus nichts wissen. Ich möchte sogar bezweifeln, ob sie, wie sie mir schließlich versprach, wirklich inzwischen die nöthigen Anordnungen getroffen hat, durch welche ihre Sklaven wenigstens nach ihrem Tode die Freiheit erhalten. Eine gar zu phlegmatische und indifferente Natur, die Gute.“

Herbert war sehr nachdenklich geworden und verharrte eine lange Weile in bitterem Schweigen.

„Eine nationale Sünde, diese infame Sklaverei,“ fuhr er plötzlich auf. „Eine erleuchtete Politik das, die sich scheut, ein erbärmliches Vorurtheil auszurotten! Als ob mit Abschaffung der Sklaverei Ackerbau und Industrie und die ganze koloniale Macht der Herren in die Brüche ginge! — Haben Sie schon einmal einer Sklaventauction beigewohnt, wie solche bei Gelegenheit von Nachlaßversteigerungen hier fast täglich vorkommen? Nein? Nun, da können Sie Aufstöße erleben, daß Ihnen das Herz im Reibe weh thut, sage ich Ihnen. Die Sabanen sind eine sanfte, schüchternere Nation, sonst stände es hier sicherlich längst anders!“

Die Rutche war inzwischen den Rijswijt, eine der Hauptstraßen Batavia's, entlang gefahren, bald nachdem sie das Hotel des Generalgouverneurs passirt, rechts in die Sekretärallee eingebogen, und von dort wiederum zur

Rechten dem breiten Wege des außerordentlich belebten, an seinen vier Seiten von prächtigen Willen eingerahmten Königsplatzes in Weltebreben gefolgt.

Der besonders am Abend, unter flimmerndem Sternenhimmel märchenhaft schöne Weg wimmelte von Wagen und Fußgängern aller Art, lehtere meist Malaien, die mit brennender Fackel vorüberreiteten, oder Chinesen, wie sie in ihrer Nationaltracht — Strohhut, langem Poppf, weißem Kittel und weiter blauer Hose — seit Jahrzehnten in der Hauptstadt des Landes herumschwärmten. Laut schallt die Glocke des Eisverkäufers, der schnelle Ruf des Fruchthändlers oder die Klingel des malayischen Strambudenbesizers; von einigen der ringum hellerleuchteten Willen her, die durch wohlgepflegte Gärten und mächtige Hecken vom Wege getrennt sind und lauschig hinter tropischem Gebüsch und Baumwerk hervorlugen, dringen fröhliche Akkorde durch die Nacht, begleitet von dem dumpfen Dröhnen der großen Trommel, ein Zeichen, daß dort getanzt wird.

An einer Stelle des Platzes nur, der mit all' seinem Licht und Leben fast einem einzigen großartigen Vergnügungsorte gleich, herrscht tiefe Finsterniß. Der hellrothe Fackelschein einer vorüberlaufenden Equipage läßt zur Gemüthe erkennen, daß der Garten, der die einsame Villa der Frau van Ruhter wie eine lebendige Mauer umgibt, in der That einem Urwalde gleicht, der seinen Lichtstrahl durchläßt.

Wie Niefengespenster und abschreckende Schutzgeister

der Wohnung stehen zwei gewaltige Bäume am Eingange des Gartens, einem wohlvergitterten Thore, hinter dem weder Weg noch Steg zu erkennen ist.

An dieser Stelle fährt jetzt die Kutse vor, die den Weg vom Marinehotel in kaum zehn Minuten zurückgelegt hat. Kapitän Bastian steigt zuerst aus, bezahlt den Kutscher und tritt, von Herbert begleitet, an's Thor.

Man mußte die Gäste erwartet oder ankommten gehört haben, denn im selben Augenblick dringt Fackelschein aus dem Dicht, mehr und mehr näher kommend. Ein malayischer Bedienter mit Kopftuch und langem, bis auf die Hüfte reichenden dunkelrothen Gewand, tritt aus dem dichten Bambusgebüsch und öffnet das Thor. Mißtrauisch und stukend mustert er Herbert's hünenhafte Gestalt, bezeugt auf die eigenthümlich unterthänige Weise seiner Nation dem ihm bekannnten Kapitän den üblichen Willkommenensgruß, schließt die Pforte wieder und leuchtet den ihm folgenden Fremden schweigend voran.

Die verwahrlosten Gartenwege, die sie passieren, machen den Eindruck von engen Fußpfaden, die man nothdürftig durch das undurchdringliche Gestrüpp und Buschwerk eines tropischen Urwaldes gehauen. Nicht selten streifen herunterhängende Zweige Herbert's Gestalt. Nach kurzer Wanderung jedoch wird eine Lichtung sichtbar, und jetzt taucht die kleine, aus dem Dunkel der Umgebung sich grell abhebende Villa der Frau van Ruhter vor den Blicken der sich Nähernden auf. Thüren und Fenster des einstöckigen, rings von einer offenen Gallerie umzogenen Hauses scheinen sorgfältig geschlossen zu sein.



An der hinteren Front desselben macht der Führer Halt und hält seine Fackel hoch. Der Kapitän, der mit den Gepflogenheiten des Hauswesens vertraut ist, schreitet, von Herbert gefolgt, die drei marmornen Stufen der Vorgallerie hinauf, wendet sich jedoch auf halbem Wege zu seinem Begleiter zurück, als er eines Dieners ansichtig wird, der in ehrerbietiger Haltung zum Empfange der Herren bereit steht.

„Das ist der Bruder, Olima's Bruder,“ flüsterte er Herbert zu. „Ein prächtiger Burfsche und gewandt wie eine Rakete! — Wie geht's, Sidin?“ begrüßte er sodann den Eingeborenen, der seine schwarzen funkelnden Augen mit fragendem Blicke auf Herbert's imponirende Erscheinung gerichtet hatte.

„O, gut, Herr!“ versetzte der Gefragte mit glücksvahrendem Lächeln, das eine Reihe blendend weißer Zähne sehen ließ, „der Himmel segne Sie und Ihre Theilnahme!“

Herbert hatte überrascht aufgehorcht, und sagte den Sundanesen scharf in's Auge, dessen lebendige Züge und geschmeidige Körperformen, die von einem langen, buntfarbigen, um die Hüften verschwürzten Kittel nur leicht verhüllt waren, das günstige Urtheil des Kapitän's nur bestätigen konnten. Das von schwarzem, kugellosem Haar umrahmte Gesicht zeigte nur eine wenig bräunliche Gesichtsfarbe, und nur die etwas breiten Nasenflügel und die etwas vollen, dunkelrothen Lippen vielleicht, sowie das langgeschlittige Auge, dessen Blick, glänzend wie der eines Adlers, unter schön geschwungenen Brauen hervorjag, ver-

riethen dem Kundigen die Abstammung des jungen Eingeborenen.

„Das erste Mal, Kapitän, daß ich einen Malayen Deutsch sprechen höre!“ gab Herbert seinem Erzkaunen hierüber Ausdruck, als Sidin durch eine offenstehende Thür den Gästen des Hauses nach einer inneren Gallerie hinausschritt, die mit bequemen Stuhlfühlen und Sophas ausgestattet und wie der Raum vorher durch ein gedämpftes Licht nur malt erhellt war.

„Nichts Merkwürdiges dabei,“ lächelte der Kapitän zurück. „Die Mutter der Frau von Ruyter war eine Deutsche, die niemals weder holländisch noch malayisch verstand, noch verstehen wollte, obgleich sie Jahre lang bis zu ihrem Tode unter diesem Dache bei ihrem Schwiegersohn lebte. Auf ihre Veranlassung kaufte Herr von Ruyter dergleichen das Geschwisterpaar, als es noch in den Kinderwohnhheit des Landes mit mütterlicher Bärtlichkeit der armen Waise an, und unterrichtete sie selbst in unserer Muttersprache, um sich deutschsprechende Diener zu ziehen. Nie mag es dankbarere Schüler gegeben haben, nicht oft wohl gelehrigere und begabtere. Sie mehr ihre schnelle Auffassungsgabe, die sie Alles spielend erlernen ließ, an den Tag kam, desto eifriger wurde die alte Dame in Lehren, so daß die beiden Sklaven schließlich nach wenigen Jahren an Bildung mit jedem Abendländer der besseren Gesellschaft wettsiefern konnten. Ob die beiden Ausnahmemenschen dadurch aber glücklicher wurden, möchte ich sehr bezweifeln. Ich weiß nur, daß nach dem plötz-



lichen Lobe ihrer Gönnerin, die sie mehr wie Zöglinge, denn als Diener gehalten, ihr Dasein eine ganz andere Färbung erhielt. Der selbige Herr van Stuyter war ein trefflicher Mann; über seine Dienerschaft aber führte er ein strenges Regiment, und verlangte von ihr nach der alten Tradition eine schlechthin slavische Unterwürfigkeit. Und unter Frau van Stuyter ist das nicht viel anders geworden."

"Seltsame Leute!" lächelte Herbert vor sich hin, der diesen Auseinandersetzungen aufmerksam gefolgt war, und nun mit seinem Begleiter durch eine Glasthür, die Sibitän öffnete, in die offene Hintergalerie des Hauses eintrat, deren Dach von schlanken eisernen Säulen getragen wurde, zwischen denen breite Vorhänge herabgelassen waren. Der glänzend weiße marmorne Fußboden des hallenartigen, an drei Seiten offenen, sehr luftigen Raumes war zum größten Theil mit zierlich gemusterten Matten bedeckt, und dieser selbst mit Ruheebänken, Schaukelstühlen, kleinen Tischen und Blumenbasen auf's Behaglichste möblirt. Am Ende der Gallerie, unter einer mächtigen Hängelampe, stand die reich ausgestattete Tafel, die indessen nur für zwei Personen gedeckt war.

Der Kapitän war bei seinem Eintritt sogleich auf die Frau des Hauses zugeeilt, die sich aus einem Divan in der Nähe der Tafel erhoben hatte und ihm einige Schritte entgegen gegangen war, und Herbert, der sich abgernd im Hintergrunde hielt, bemerkte sehr wohl, daß dieselbe ihn erkannt betrachtete und durch das unerwartete Erscheinen eines ihr gänzlich unbekanntem Fremden nicht eben an-

genehm überrascht war. Augenscheinlich bot der Hausfreund seine ganze Beredsamkeit in leise gesprochenen Worten auf, um die Einführung des Fremden zu rechtfertigen, und dessen Persönlichkeit in vortheilhaftestem Lichte zu malen. Mehrmals wenigstens streifte ein flüchtiger Blick über ihn hin, dessen müder Ausdruck zusehends freundlicher wurde, je länger der Kapitän auf die wunderliche, nach längst vergangener Mode gekleidete Dame einsprach.

Mit einer gewissen Feierlichkeit stellte der Kapitän ihr endlich seinen Freund Grotter vor, und obgleich Herbert auf ein etwas seltsames Benehmen der einfielerischen Wittwe vorbereitet und auf einen keineswegs warmen Empfang gefaßt war, berührte es ihn doch eigenthümlich, daß dieselbe ihn mit keiner Silbe anredete, sondern ihm nur schweigend die Hand gab.

Herbert verbeugte sich und murmelte der sich etwas hastig wieder Abwendenden einige höfliche Worte nach.

"Finde sie sehr verändert — halte sie für krank," flüsterte der Kapitän ihm zu, als sie, einer stummen Aufforderung der Dame Folge leistend, sich zur Tafel begaben, die Sibitän alsbald mit einem dritten Gedekte versorgte.

Herbert fand keine Zeit, über diese Bemerkung und den eigenthümlich verhaltenen Zug in dem sonst nicht eben unschönen Antlitze der bereits stark ergrauten und in ihrer Haltung gebeugten Wittve nachzudenken; seine ganze Aufmerksamkeit war soeben durch die Erscheinung eines jungen, aus dem Nebenzimmer eintretenden Mädchens vollständig in Anspruch genommen worden. Auf den ersten Blick

hatte er in Elima, die sich gesenkten Auges ihm gegenüber hinter dem Sessel ihrer Herrin zu deren Bedienung aufgestellt hatte, jenes entzündende Wesen wiedererkannt, dem er vor Jahresfrist an zwei aufeinander folgenden Abenden in der Nähe des Königsplatzes und dann nie wieder begegnet war. Erst heute aber war er aufgeklärt worden, und zwar durch die Bemerkung des Kapitäns, daß das Mädchen seit dem Kaufgebote jenes Chinesen das Haus nicht mehr verlassen durfte, weshalb er die Bewunderte trotz eifriger Nachforschens und Ausspähens nicht wieder zu Gesicht bekommen hatte.

Eine Javanin, eine Sklavin also war dieses herrliche Wesen, dessen garte, sammetweiche Haut doch nur jenen warmen, berückenden Ton zeigte, wie man ihn an brünetten Schönheiten der europäischen Gesellschaft manchmal zu bewundern Gelegenheit hat! Eine Sklavin dieser Engel an Liebreiz und Goldseligkeit! Er vermochte kein Auge von der reizenden Gestalt des Mädchens abzuwenden. Die kleidsame Tracht ließ vollendete Körperformen erkennen. Der geklümte Sarong, ein in tiefen Falten niederfallender Rock, war um die Hüften durch einen silbernen Gürtel aufammengefaßt, Armbänder äteten das feine Handgelenk, und wenn Herbert die Aussicht nicht versperrt gewesen wäre, so hätte er bemerken können, daß die tadellose Gestalt von kleinen, in golddurchwirkten Schuhen von rothem Sammet stekenden Füßchen getragen wurde. Was ihn jedoch vor Allem entzückte und zu immer neuer Bewunderung hinriß, war der herrliche Kopf und das wunderbar schöne Antlitz des kaum achtzehnjährigen Mädchens.

Die prachtvollen, glänzend schwarzen, in einen äierlichen Knoten geschürzten Haare, die reine Stirn, die dunklen Augen voll Gluth und Leben! Wie kalt hatte ihn im Grunde die blendende Schönheit jener Kokette gelassen, die sich ihm aufdrängte, um ihn zu verrathen; wie sehr entzückte ihn hier dagegen die Schönheit der Seele, der warme Hauch der Goldseligkeit, die sich nimmermehr erkünsteln läßt, weil sie der ursprünglichen Unschuld des Herzens entstammt.

Wie ein traumhafter Rausch war es über Herbert gekommen; mehr und mehr fühlte er sein ganzes Denken und Fühlen von ungeahnten Empfindungen umstrickt, und er hatte sich so sehr im Anschauen des liebreizenden Geschöpfes verloren, daß er seine Umgebung fast vergaß.

Berstreut kostete er von mehreren Gerichten, welche Sibin schmeizend aufgetragen und wieder abgeräumt hatte; und es war ihm nicht einmal aufgefallen, daß die Frau des Hauses sich ihren Gästen gegenüber sehr einfüßig und mit einer fast befreundlichen Theilnahmlosigkeit benommen hatte.

Eben war von Sibin eine mächtige Schale voll der herrlichsten Tropenfrüchte aufgetragen worden, und Herbert bewunderte gerade die Geschicklichkeit und Annuth, mit der Elima für ihre Herrin eine Apfelsine zerlegte, als ein unterdrückter Aufschrei ihn jäh aus seiner Träumerei aufschreckte.

Mit allen Zeichen eines lähmenden Entsetzens sah er Frau van Ruyter zur Seite auf den Boden starren, und die bestimmungraubende Angst, die sich in ihren Zügen

malte, sagte ihm sogleich, daß etwas Außerordentliches vorliegen mußte.

„Was ist das?“ flüsterte Sidin, der funkelnden Augen nach derselben Richtung sah.

„Um Gottes willen, rühren Sie sich nicht,“ raunte der Kapitän Herbert besfürzt zu, „die Bestie kehrt vielleicht wieder um, wenn sie nicht gereizt wird.“

Jetzt erst bemerkte Herbert in einer Entfernung von etwa drei Metern den unheimlich gestreckten, funkelnden Leib einer langen Schlange, die leichtgehobenen Kopfes bewegungslos am Boden lag; nur die tüftischen, wuthblickenden Augen, und die lange, gespaltene Zunge verriethen, daß Leben in dem Thiere war.

Er erblickte, denn er hatte auf der Stelle eine der gefährlichsten Giftschlangen erkannt, deren Biß für tödtlich gilt.

„Eine Krattschlange! Sehen Sie, sie ringelt sich zusammen.“

Wie ein drückender, furchtbarer Bann lag es auf allen Anwesenden, von denen Niemand sich zu rühren wagte. In athemloser Spannung harrte Jeder auf das, was ihnen so furchtbar drohend bevorstand.

Frau van Ruyter bot einen bemitleidenswerthen Anblick. Ihre Angst schien von Sekunde zu Sekunde zu steigen, wie ihre weit aufgerissenen Augen ein wachsendes Entsetzen bekundeten. Und doch hatte von Allen gerade sie die geringste Veranlassung, um ihr Leben besorgt zu sein; denn an ihrer einen Seite stand Sidin, dessen entschlossene Haltung und wider Blick zu sagen schien, daß

er um seiner Herrin willen opferwillig den Kampf auf Tod und Leben aufzunehmen bereit sei, und auf der anderen Seite befand sich Ekima. Die Rechtgenannte schwebte ohne Zweifel in der größten Gefahr, schon weil sie dem Reptil am nächsten stand. Sie war sich dessen sicherlich bewußt; nicht zu wissen jedoch schien sie, daß ihre großen, dunklen Augensterne flehentlich auf Herbert gerichtet hielt, als ob sie sich vertrauensvoll und bebenden Herzens zugleich unter seinen Schutz stellte, und alle Rettung aus seiner starken Hand erhoffte.

Während die Schlange bisher in ihrer ganzen Länge fast zusammengeringelt auf dem Boden gelegen hatte, erhob sie sich jetzt ohne augenfällige Veranlassung plötzlich, streckte sich und stieg empor, so daß es aussah, als ob sie sich auf ihren immer noch zusammengeringelten Schwanz gestützt hätte. Ihr Kopf befand sich fast in Tischeshöhe. Sie schien tüftischen Blickes die Vertikalität, wohin sie gerathen und welche zu dem dichtsten Bambusgebüsch des Gartens, dem sie sicherlich entschüpft war, einen sehr herausfordernden Gegenstoß bildete, erkunden zu wollen. Langsam und fast unmerklich näherte sie sich, immer kernengerade emporgerichtet, dem Tische.

Herbert sah, wie plötzlich ein leises Zittern über Ekima's vorgebeugten Körper lief. Von Mitleid übermannt sah er zu dem Mädchen auf, dessen Auge noch immer auf ihm ruhte, und mit einem so unbeschreiblichen Ausdruck von Furchen, von Todesangst und Hingebung zugleich, daß es ihn im innersten Herzen durchschauerte. Ein trunkenen Blick flammte über sie hin; dann begann er mit todes-

muthigem Sächeln seinen soeben gefaßten Entschluß zur Ausföhrung zu bringen, das Mädchen mit Einföhrung des eigenen Lebens zu retten.

Unausgeseht die Schlange im Auge behaltend, die nach wie vor die nümliche halbaufrechte Stellung behauptete und nach wie vor mit unheimlicher Lebhaftigkeit vor sich hin züngelte, holte er so behutsam wie möglich ein Paar weißleibener Handschuhe aus der Rocktasche, wie sie die Herren in Batavia zu tragen pflegen, zog sie an und über seine eigenen noch diejenigen des Kapitän's, welche neben dem Gebed desselben auf dem Tische lagen.

In athemloser Spannung verfolgten alle so verhängnisvoll Betheiligten sein unerhörtes Wagniß.

Es war, als ob das Reptil ahnte, daß diese Vorbereitungen ihm galten, denn es hatte Gerbert den wuthgeschwollenen Kopf zugewandt und züschte und züngelte tüschlich gegen ihn hin. Und kaum nachdem er die Handschuhe übergestreift hatte und nun die Rechte langsam vorstreckte, während er das Reptil mit festem Blicke im Auge behielt, schickte die Bedrohnte sich zum Beißen an.

Spiralförmig rollte sie sich plötzlich unter unheimlichem Bischen zusammen, richtete sich dann mit einem Schlage in die Höhe, legte Hals und Kopf nach rückwärts und öffnete weit den Rachen.

Gerbert war leichendlaß, verlor jedoch keinen Augenblick seine Geistesgegenwart. Er sah ganz deutlich, wie sich die Spitzen der sonst in einen sackähnlichen Wulst eingelagerlen Giftzähne durch eine Aufwärtsbewegung des Oberkiefers nach vorn richteten, und erwartete, während

seine Rechte kaum weniger als einen Fuß von der Schlange entfernt war, jeden Moment deren Angriff. An einem kaum merklichen Zucken des Rachens bemerkte er jetzt, daß die Schlange zum Biß ausholte. An diesem einzigen, genau berechneten furchtbaren Augenblicke hing Tod und Leben.

Wie Gerbert vorausgesehen, schnellte das tüschliche Reptil ganz plötzlich zu tödtlichem Biße vor.

Einen Moment vorher aber hatte Olima eine Bewegung gemacht, als ob sie ihrem ebenso tollfühnen wie großherzigen Retter in den Arm fallen wollte, und dabei einen herzzerreißenden Schrei ausgestoßen.

Das Unthier mochte dadurch jäh erschreckt und beirrt worden sein, so daß es sein Ziel verfehlte; wahrscheinlich war, daß Gerbert auch ohnedies als Sieger aus dem graufigen Kampfe hervorgegangen wäre, denn mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit hatte er im selben Augenblicke, als die Schlange zum Biße vor schnellte, sie mit seiner Rechten so außerordentlich gewandt dicht unter dem Rachen gepackt, daß sie in seiner muskulösen Faust wie in einem Schraubstock eingeklemmt war.

Ohne lange zu überlegen, sprang Gerbert sodann bei Seite und zermalnte dem Unthier mit einem einzigen Schlage auf die Marmorriesen den geifernden Kopf zu einem formlosen Brei.

Das Alles war so schnell geschehen, daß Sidin, der doch eiligst zur Hilfe herbeigesprungen war, nichts zu thun mehr übrig blieb. Denn auch den verstümmelten, sich gräßlich krümmenden Leib der Schlange halte Gerbert be-

reißt mit mächtigem Schwunge durch die zurückgeschobenen Vorhänge weithin in das dicke Unterholz des Gartens geschleudert.

„Die Sunte,“ schrie er Sidin athemlos zu, „bringe die Sunte, schnell!“

Während Sidin eilends fortlief, das Verlangte zu holen, begab Herbert sich in felsamer Hast zum Tische zurück. Er schien die Lobesäußerungen des Kapitän's nicht zu hören; es fiel ihm nicht auf, daß Frau van Ruyter nicht mehr zugegen war; ja, er sah nicht einmal zu Ekima hin, die selbstbergessen in einer Nische lehnte und mit ganz seltsamen, thränenfeuchtem Blicke unverwandt zu ihrem Netter hinsah. Er hatte sich vielmehr immer in derselben Hast die Handschuhe abgestreift und betrachtete nun forschend seine Hände unter der Lampe.

„Nichts!“ murmelte er dabei vor sich hin. „Und das hier? Um, eine einzige verdächtige Stelle! Hat wohl nichts zu sagen, aber man kann nicht wissen!“

Gelassen blies er in das glühende Ende der sonst nach altem Brauch zum Inbrandsetzen von Cigaretten benutzten Sunte, die Sidin soeben herbeigeschafft hatte; dann drehte er sich mit einem sonderbaren Sächeln mit dem Gesicht der Wand zu, und nur an einem leisen Zuden seines hochgewachsenen Körpers konnte man errathen, was vorging.

Kaltblütig hatte er sich die verdächtige Stelle, die nur wie eine punktförmige Hautverletzung aussah und doch vielleicht alle Erscheinungen der heftigsten Vergiftung hervorgerufen hätte, mit der Sunte ausgebrannt.

„Ein Radikalmittel allerdings,“ sagte der Kapitän,

als Herbert sich wieder umdrehte, ihm auf die Schulter klopfend, „wenn auch gewiß ein schmerzliches.“

Herbert nickte nur und beauftragte Sidin, ihm Leinwand und Garn und womöglich auch Watte zu bringen. Erst jetzt bemerkte er die Abwesenheit der Hausfrau.

„Wo ist Frau van Ruyter?“ fragte er. „Ich will nicht hoffen, daß der Schreck ihr geschadet hat.“

„Sie hat sich zurückgezogen, Lieber Grotter. Sie wankte wie eine Trunkene. War aber auch wahrhaftig ein grauenhafter Auftritt! Ich denke, wir machen uns, wenn Sie Ihre Wunde verbunden haben, auf den Heimweg.“

„Wenn nur die Geschichte keine nachtheiligen Folgen für Frau van Ruyter hat!“

Der Kapitän suchte die Achseln.

„Möglich wäre es schon. Aber Ekima wird um sie besorgt sein, das beruhigt mich. Doch nein,“ unterbrach er sich überrascht, „da ist ja das Mädchen!“

Weder der Kapitän noch Herbert hatten bemerkt, daß Ekima vorhin erschöpft und die Hand fest auf die Brust gepreßt, auf eine Wand im Dunkel jener Nische zugewandt war; ebenso wenig war ihnen aufgefallen, daß das Mädchen so völlig von den erschütterndsten Gemüthsbelegungen beherrscht wurde, daß sie sogar ihre nächsten Pflichten ihrer Herrin gegenüber hatte vergessen können. Unausgesetzt hatte sie auf Herbert gestarrt, wie wenn sie sich das Bild ihres Retters unauslöschlich einprägen wollte. Immer unwiderstehlicher und mit elementarer Gewalt fühlte sie sich zu dem Manne hingezogen, dessen Geldemuth sie verwirrte, der sein Leben aufs Spiel gesetzt

hatte ihretwegen. Die einzige Empfindung eines überwältigenden Dankgefühls ruchs plötzlich mit Tiefengröße in ihrer Seele auf, und willenlos dieser einen überquellenden Empfindung folgend, war sie, ohne zu wissen, was sie that, mit einem Male wie außer sich auf Herbert zurückgestürzt, hatte seine Linke ergriffen und sie, ehe er sich dessen versah, an ihre Lippen gepreßt, um dann im selben Augenblicke wie ein geseuchtes Reh davonzuschleichen.

Keines Lautes mächtig starrte Herbert dem Mädchen nach. Erst als der Kapitän ihm ziemlich dorthin auf die Schulter klopfte, kam er wieder zu sich.

„Diese leuchtenden Augen,“ meinte Jener mit sonderbarem Lächeln, „und diese glühenden Wangen werden Ihnen noch Kopfschmerzen machen, lieber Grotker! Aber ich dachte, Sie denken auf dem Heimwege darüber nach. So, da ist Sidin! Geben Sie Ihre Hand her, so, die Wunde wird bald heil sein. Der Verband ist schnell gemacht.“

Herbert, der schweigend der Mithelleistung des Kapitäns angesehen, dankte mit einem zerstreuten Kopfnicken. Dann schob der Seemann seinen Arm unter den des Freundes, und Beide verließen das Haus der Frau van Nuyter, nachdem sie Sidin noch aufgetragen, sie der Herrin zu empfehlen.

Untertwegs sprach Herbert kein Wort, und der Kapitän hütete sich, ihn in seinen Gedanken zu stören. Nur als er ihm zum Gutenachtsgruß die Hand drückte, meinte er: „Ein merkwürdiger Abend. Hoffen wir, daß er für Keinen von uns schlimme Folgen hat.“

## 3.

Auf der Landstraße, die von Süden her aus den Hochlanden in fast schnurgerader Richtung in Batabia einmündet, bewegte sich ein mit zwei prächtigen Grauschimmeln bespanntes Gefährt in schärfstem Trabe der Stadt zu.

Die erschlafte Haltung des Rutschers und des neben ihm auf dem Boche hockenden malayischen Dieners, dessen Obhut zwei größere Handkoffer anvertraut waren, der dampfende Schaum, der die feurigen Thiere fast über und über bedeckte, sowie die dicke Staubschicht, welche die elegante offene Kalesche und Alles, was darin und daran war, in ein eiförmiges Sachgrau hüllte, ließen darauf schließen, daß das augenscheinlich herrschaftliche Gespann eine längere Fahrt hinter sich haben mußte.

Am wenigsten waren die Strapazen einer Tagesreise im Innern Saba's den beiden in lange, dichtgeschlossene Staubmäntel gekleideten und mit leichten Sonnenschirmen versehenen Insassen des Wagens anzumerken, die schweigend neben einander im Rücken desselben saßen. Die ganz ausnehmend tief gebräunte Gesichtsfarbe der beiden Herren, von denen der ältere den linken Arm in einer Binde trug, legte den weiteren Schluß nahe, daß dieselben längere Zeit unter freiem Himmel den sengenden Strahlen der tropischen Sonne ausgefetzt gewesen sein mußten, und diese Annahme schien durch die Anwesenheit von allerlei Jagdzeug, sowie einer an Tragriemen hinter dem Rutschbock hängenden Büchse nur noch näher bestimmt und bestätigt zu werden.

Nekt tauchte zur Seite der Landstraße der schmale,

nur für Boote befahrbare Wasserlauf des Fischlilowung auf, ein Zeichen, daß man sich der Hauptstadt näherte, welche von einem weitläufigen Kanaleh dieses Flusses durchzogen wird. Die ersten Bambushütten eines Kampong's, einer der zahllosen von Eingeborenen bewohnten Vorküste Batavia's, wurden am Wege sichtbar.

„Das nenne ich mir doch noch kuschiren,“ unterbrach der Herr mit der Armbinde, der seine Uhr zu Rathe gezogen hatte, ein langes Schweigen. „Sagten Sie nicht, daß wir noch gute acht Meilen von Buitenzorg bis nach Haus hätten? Nun, wir haben die Strecke in nicht ganz vier Stunden zurückgelegt. War doch sehr liebenswürdig von dem Geschäftsfreunde Ihres Chefs, lieber Grotter, daß er uns einen Wagen zur Verfügung stellte. Mit dem Jammerfuhrwerk, das uns aus Garoet heut früh bis Buitenzorg brachte, hätten wir für diese acht Meilen mindestens ebenso viele Stunden gebraucht. Höchst gaffreundlicher Herr, dieser Geschäftsfreund — seine Küche — Donnerwetter!“

Der Kapitän hatte plötzlich die Zähne fest aufeinander gepreßt, und sein letzter Ausruf klang auch keineswegs so, als ob er mit angenehmen Erinnerungen an irgend welche kulinarischen Genüsse in Zusammenhang stände.

„Haben Sie wieder Schmerzen?“ fragte Herbert theilnehmend.

„Stiche, ja, ganz infernalische!“ versetzte der Kapitän, mit grimmigen Lächeln auf seinen eingebundenen Arm tupfend. „Ist aber nicht der Rede werth. Netze Narben wird's freilich geben. Der Landchirurg war ein voll-

endetes Kameel. Das aber versichere ich Sie, eine Tigerjagd würde ich sobald nicht wieder mitmachen, auch wenn ich einen so lieben und tapferen Gefährten wieder fände, der ein solches Talent zum Lebensretter entwickelte, wie Sie, lieber Grotter.“

Herbert entzog seine Linse beinahe heftig dem herzlichen Händedrucke, mit dem sein Nachbar seinen dankbaren Empfindungen Ausdruck gab.

„Sehen Sie dort, Kapitän,“ setzte er unvermittelt ein „das ist der Flaggenstod des Bürgerhospitals. Dort über den Palmen! In einer Viertelstunde sind wir am Molenbriet. Wie die Zeit vergeht! Sollte man's denken, es sind gerade drei Wochen verstrichen seit jenem verhängnisvollen Abend bei Frau van Ruyter!“

„Verhängnisvoll, das weiß der liebe Himmel!“ seufzte der Kapitän in komischem Ernst, „und zwar für Sie selbst sehr verhängnisvoll. Ich habe mir schon die schwersten Vorwürfe gemacht, Sie bei Frau van Ruyter eingeführt zu haben. Ich konnte das freilich nicht ahnen, daß Sie sich im Fluge bis über beide Ohren in die schöne Elima verliehen würden. Was soll daraus nur werden? Sind Sie sich klar darüber?“

Herbert hatte sinnend vor sich hingestarrt und die ganze eindringlich gehaltene Rede schweigend über sich ergehen lassen.

„Ich selbst werde Sie morgen zu Frau van Ruyter begleiten,“ versetzte er jetzt. „Elima muß frei sein. Ich werde mit Ihrer Hilfe vor nichts zurückweichen, um das durchzusetzen. Wissen Sie, daß ich heute schon den ganzen



Tag die unerträglich qualvolle Vorstellung nicht los geworden bin, was aus Ekima werden würde, wenn ihre Herrin eines plötzlichen Todes stürbe?"

"Sie siele als Eigenthum den Erben zu," meinte der Kapitän nachdenklich, "würde vielleicht verkauft, vielleicht gar öffentlich versteigert. Barbarische Zustände das! Aber gefegten Falls, es ginge Alles nach Wunsch — Sie wollen das Mädchen doch nicht etwa heirathen?"

Herbert richtete seine ausdrucksvollen Augen groß und ernst auf seinen Gefährten.

"Nicht heirathen?" fragte er. "Warum nicht?"

"Warum nicht?" wiederholte der Kapitän verbüßigt.

"Sie sind wirklich nicht übel, lieber Grotter! Ist das Ihr Ernst?"

"Mein voller Ernst, Kapitän!" bestätigte Herbert mit Nachdruck. "Ich versichere Sie heilig, daß ich über meine Empfindungen und Absichten so ziemlich im Reinen bin. Und vor meinen Eltern, die Sie verimuthlich im Auge haben, würde ich meine Wahl zu rechtfertigen wissen, wenn sie nicht beim bloßen Anblick des lieben Geschöpfes jeden Widerspruch von vornherein fallen lassen; und was die Welt sagt, ist mir sehr gleichgiltig, denn ich bin unabhängig und Niemandem verpflichtet."

Der Kapitän war sehr nachdenklich geworden und schien auf diese freimüthigen Geständnisse seines jüngeren Freundes um eine passende Antwort zu verlegen. Er murmelte noch etwas Unverkündliches vor sich hin und versank dann in ein brütendes Schwelgen.

Ueber den sogenannten Kasernenweg, an den ausge-

dehnten Gebäuden des Bürgerhospitals vorbei war das Gefährt inzwischen in die Willenvorstadt Wettebreden gelangt, passirte den Waterlooarkt, fuhr an der Ostseite der Citadelle vorüber durch Rijswijk und erreichte endlich den am gleichnamigen Kanal sich hinziehenden Molenvliet mit seinen luftigen, durch Gärten mit Fruchtbäumen aller Art getrennten Häusern, in denen zum größten Theil schon Nicht brannte.

Mit einer Parade, die dem erschlafften Reiter der überangestregten Pferde alle Ehre machte, hielt der Wagen vor dem Marinehotel.

Der Wirth war auffällig vor dem Portale augen, sprang eifertig an den Schlag und begrüßte seine zurückgekehrten Gäste mit einem Schwall von Worten, während einige Bediente des Hauses sich der Handkoffer und des mitgeführten Jagdgeuges bemächtigten.

"Was gibts Neues?" fragte der Kapitän, während Grotter in's Haus trat. "Sind Briefe gekommen? War Jemand vom Schiffe hier?"

"Das nicht," versetzte der Befragte. "Aber ich sprach den Schiffsmakler. Es geht fix mit der Fracht. Ich fürchte, Sie werden dies Jahr kaum vier Wochen mein Gast gewesen sein. Und so verliere ich also zwei liebe Gäste zu gleicher Zeit. Der nächste Dampfer geht ja auch schon über acht Tage in See. Will denn Herr Grotter wirklich schon mit dem nächsten Schiffe heimreisen?"

"Glaube wohl! Müßten ihn selbst fragen, bester Herr! — Apropos, hat Frau van Ruyter nach mir geschickt? Sie wußte nicht, daß wir so lange ausbleiben würden."



„Frau van Ruyter?“ wiederholte der Wirth, plötzlich stehen bleibend und den Kapitän, der ihm bis in den Hausflur gefolgt war, starr anblickend. „Sie wissen also noch nicht . . .“

„Was ist?“ rief Herbert, der stehen geblieben war und die letzten Worte vernommen hatte. „Sprechen Sie, was gibl's?“

„Frau van Ruyter ist gestorben.“

„Was sagen Sie?“ rief der Kapitän erschrocken. „Gestorben?“

„Sie sind toll, Herr!“ schrie Herbert, der wie vom Schläge getroffen zurückgefahren war.

Der Wirth zuckte die Achseln.

„Retz!“ schrie er einen in der Nähe herumlungern den Bedienten an, „bring' uns das Handelsblatt von heute auf der Stelle! — Frau van Ruyter,“ wandte er sich sodann dem Kapitän wieder zu, „ist gestern begraben worden. In acht Tagen wird der Nachlaß versteigert. Es steht heute in allen Blättern. Die Erben scheinen's eilig zu haben.“

„Nicht möglich, nicht möglich!“ zweifelte der Kapitän noch immer. „Erzählen Sie uns, was Sie über den Todesfall erfahren haben. Es ist sehr schnell gekommen!“

„Habe nicht viel zu erzählen, Kapitän,“ versetzte der Wirth, „was ich weiß, habe ich von dem Diener der Frau van Ruyter, der gleich nach deren Ableben hier war. Er schien sehr niedergeschlagen, Sie nicht anzutreffen. Ich brachte aus ihm nur so viel heraus, daß die Dame bald nach Ihrer Abreise vom Dieber befallen wurde, daß die

Gewalt der Krankheit trotz aller Pflege ihre Kräfte wie mit einem Zauberschlag brach und ihren Geist unnachtete, daß sie schrie und wüthete und phantastirte wie eine Rasende, sich immer verfolgt wähnend von einer gräßlichen Schlange. Am Todestage in der Frühe schien die Krankheit eine günstige Wendung zu nehmen, wenigstens kehrte ihr Bewußtsein zurück. Eine Stunde später jedoch, ehe noch der Notar, nach dem sie verlangte, eintraf, hauchte sie ihren letzten Athem aus. — Aber was haben denn Sie, Kapitän? Erst jetzt bemerke ich, daß Sie den Arm in der Binde tragen!“

„Eine Verletzung auf der Jagd, nicht der Rede werth! Und gestern, sagen Sie, fand das Begräbniß statt?“

„Besten, ja! Und hier — gib her, Retz! — sehen Sie, im ‚Batabischen Handelsblatt‘ finden Sie die Auftragsanzeige. Sehen Sie dort!“

Den Athem anhaltend und sich gewaltsam zusammennehmend, starrte Herbert dem Kapitän über die Schulter in die Zeitung, welche der Wirth ausgebreitet vor ihm hinhielt. Hundertmal hatte er ähnliche Anzeigen gelesen; nicht selten auch ähnlichen Verstärkungen, wie er sie hier in fetten Lettern angefündigt sah, persönlich beigewohnt. Und doch schwindelte ihn, als er jetzt mit Blicken berschlang, was er doch kaum zu fassen vermochte.

Da stand es schwarz auf weiß, daß auch eine „kaum achtzehnjährige Skabin von ganz außerordentlicher Schönheit“ dem Meißbietenden unwiderrufflich zugeschlagen werden sollte.

Herbert fuhr sich über die Augen, als ob er träumte. Bibliothek. Jahrg. 1887. Bd. XI.

Er ätztete am ganzen Leibe. Eine unsägliche Empfindung von Schreck und Wuth, von Hohn und Schmerz durchrüttelte seine mächtige Gestalt, und trieb ihm den Angstschweiß auf die Stirn. Schweigend und unsicheren Schrittes hatte er sich zu einem der nächsten Tische begeben, sich in einen Sessel geworfen und war dort in ein tiefes Brüten versunken.

Erst als nach einer längeren Weile der Wirth an ihm vorübereilte, der sich bisher mit dem Kapitän des Weitzeren unterhalten hatte, und sich nun aus diesem, von keinem Gast sonst besetzten Theil der Gallerie entfernte, wohl um sich nach dem Abendessen für die Herren umzusetzen, sprang er plötzlich wieder auf. Sein fester Blick verrieth, daß er sich zu einem schnellen Entschlusse durchgerungen haben müsse.

„Bitte, Herr Wirth, mir sogleich einen Wagen holen zu lassen. Ich gehe nur noch auf mein Zimmer, um die Kleider zu wechseln. Dann möchte ich sofort den Wagen zur Verfügung haben.“

„Soll besorgt werden,“ versetzte der Wirth, indem er davon eilte.

„Was haben Sie vor, lieber Grotter?“ fragte der Kapitän, der sich langsam genähert hatte, mit besorgter Miene.

„Wollen Sie mich begleiten?“ fragte Herbert dagegen. „Ich fahre auf der Stelle zum Ruyter'schen Hause. Muß selbst sehen, wie es da steht.“

„Das werden Sie nicht thun,“ erklärte der Kapitän sehr bestimmt.

„Ich verstehe Sie nicht!“

„Sie werden mich verstehen, wenn ich Ihnen sage, wer die Ruyter'schen Erben sind. Der Tod entbindet mich des gegebenen Versprechens. Und was heute wohl die ganze Stadt weiß, darf ich Ihnen in aller Ruhe mittheilen.“

„Sie machen mich sehr gespannt!“

„Um es kurz zu sagen, der verstorbene Cornelis van Ruyter hatte nicht lange vor seinem plötzlichen Tode sein ganzes Vermögen, seine ganze bewegliche und unbewegliche Habe den Kindern seiner Schwester, der berechneten Franßen, vermacht, und zwar ohne alles Vorwissen seiner ihm nunmehr nachgefolgten Gattin, die vielmehr erst in der Stunde, als sie die Wittwenhaube anlegte, zu ihrer nicht geringen Bestürzung erfuhr, daß ihr, so lange sie lebte, nur die Nutznießung der gesammten Hinterlassenschaft vorbehalten sei. Nur mich allein hatte der Erblasser in's Vertrauen gezogen, da er, noch weiterer Vorbehalte wegen, eines Zeugen bedurfte, und außer mir und dem unter amteseidlicher Verschwiegenheit stehenden Notar, der bei der Abfassung des Testamentes zu Rathe gezogen und bei dem letzteres niedergelegt wurde, wußte kein Sterblicher um diese lehtwilligen Verfügungen. Sene weiteren Vorbehalte betrafen insbesondere den Wunsch des Testators, die Welt möge bis zum Ableben seiner Gattin in dem Glauben erhalten werden, daß diese die unumschränkte Erbin der ganzen Hinterlassenschaft geworden sei, die übrigens nicht so bedeutend ist, wie wohl Viele meinen. Diese Verkaufsurkundung erfolgte, um die eigentlichen Erben, die

Kinder der Schwester, nicht hoffährtig zu machen, und um der Wittve van Ruyter alle Demüthigungen zu ersparen, und sehr begreiflich ist, daß Letztere jenem Wunsch durchaus nachkam, wenn ich auch nicht verschweigen kann, daß das unter großen Umständen abgefaßte Testament der Wittve zeitweilig zur Verbitterung gereicht hat. Da die beiden blühenden Nessen schon vor Jahren, wie Sie wissen, von einer Epidemie dahingerafft wurden, so begreifen Sie, daß zu Erben der Ruyter'schen Hinterlassenschaft nunmehr ausschließlich die Tochter der Wittve Franßen berufen ist, zumal, da sonst keine weiteren Verwandten existiren."

Herbert war des Kapitän's Worten in steigender Erregung gefolgt. Bei der Erwähnung des Namens der Erben nur hatte er eine heftige Bewegung gemacht, verächtlich die Lippe gekräuselt, und war dann in seine finstere und fast drohende Haltung zurückgesunken.

"Ich kann mir denken," unterbrach der Kapitän ein längeres Schweigen, "daß eine Begegnung Ihrerseits mit der Wittve Franßen oder deren Tochter Ihnen höchst peinlich sein müßte."

"Sie werden doch nicht in's Todtenhaus übergesiedelt sein?"

"Ja allerdings unwahrscheinlich, dennoch scheint es mir aber ein heikles Unternehmen, jetzt zur Nachtzeit das Ruyter'sche Haus aufzusuchen."

"Ich gehe trotz alledem," erklärte Herbert aufspringend. "Sie werden mich hier zurückerwarten, wie? Fürchten Sie nichts, ich werde mich in Acht nehmen und die größte

Vorsicht beobachten. Auf Wiedersehen denn, es ist besser vielleicht, wenn ich allein gehe!"

Er nickte dem in bedenklicher Stimmung Zurückbleibenden noch einmal zu und eilte dann hastig hinaus.

Nach kaum einer Viertelstunde war er am Königsplatz. Um sein eigentliches Ziel nicht zu verrathen, ließ er den Wagen eine gute Strecke vor der Ruyter'schen Villa halten und befahl dem Kutscher, an derselben Stelle auf seine Rückkehr zu warten. Mit jägernden Schritten näherte er sich sodann, immer die dunkelsten Stellen des Reges unwillkürlich suchend, seinem Ziele.

Die Palmen wiegten ihre grünen Diademe über ihm im Gauche der Abendkühle, zu seinen Häupten wölbte sich der strahlende Sternenhimmel, wie ein Bild ewigen Friedens; in seinem Herzen aber wohnte toben der Unruhe, und ein stechender Schmerz verkrampfte immer wieder seine von Trost und Born und maßlosem Weh erfüllte Seele, weil er sich immer wieder erinnern mußte, daß Estima sich jetzt wie durch eine tückische Schicksalslaune in der Gewalt Derjenigen befand, die ihn haßte, wie er sie verachtete, von der er keine Regung des Mitleids für sich selbst und die Geliebte je erhoffen durfte, um so weniger, als sie von einer ebenso herzlosen und dazu geldgierigen Mutter berathen war, die auf keinen geringen Gewinn beim Verkauf der begehrenswerthen Sklavin rechnen mochte.

Ueberlegend hemmte er vor dem Gitter der Villa den Schritt. Wie ausgestorben lag das Dicksicht des ungepflegten Gartens vor seinen Blicken, und umsonst suchte er nach irgend einem lebenden Wesen, mit dem er sich hätte ver-

ständigen können. Einmal hatte er die Hand nach dem Glockenzuge am Thore ausgestreckt, dieselbe jedoch sogleich wieder zurückgezogen. Prüfend sah er an dem hohen, eisernen Gitter empor. Er schätzte es als ein unschwer zu überwindendes Hinderniß. Dennoch aber konnte er eine Uebersteigung desselben nicht wagen, die Straße war nicht unbesetzt genug zur Ausföhrung solchen Vorhabens.

Schnell entschlossen wandte er sich endlich ab, hastigen Schrittes durchhefte er eine unfern vom Plage abzweigende Querstraße, bog dann in einen einsamen, dunklen Nebenweg ein, und stand nun vor einer manushohen Gartenmauer an der Hinterfront des Stuhler'schen Besitzthums, wie er schon an dem dichten, hochragenden Baumtauchs erkannte, und sich zur Uebergenüge durch Wurzeln der vorhin passirten Grundstücke versichert hatte.

Mit leichtem Sprunge packte er das Gesimse der Mauer, stemmte sich an derselben empor, und ließ sich an der anderen Seite geräuschlos wieder herab.

Er besand sich inmitten eines fortlaufenden Bambusgebüßes, dessen senkrechte Röhre sich wie ein Gitter vor ihm zusammenschloffen. Forchtend spähte er eine Zeit lang um sich und bahnte sich sodann, mit nerviger Faust das Strauchwerk zur Seite biegend, einen Weg in's Innere des Gartens.

Eher als er erwartete, hatte er einen Riesweg erreicht, und schließlich nun behutsam auf ein Licht zu, das aus der Ferne ihm entgegenblinnte. Niemand hatte offenbar seine Annäherung an die Villa bemerkt.

An der offenen Wintergalerie hemmte er plötzlich er-

schreden den Schritt. Männerstimmen waren laut geworden.

Vertaubert und bestürzt zugleich hatte er im Innern der Gallerie durch eine Spalte der herabgelassenen Vorhänge zwei uniformirte Polizeidiener bemerkt, die bei einer Ramme Wein sehr ungenirt Karten spielten, während am anderen Ende des Raumes ein viersehrtiges, Herbert durchaus unbekanntes Frauenzimmer mit einer Handarbeit beschäftigt war. Sonst war Niemand in der Gallerie zu entdecken.

Vorsichtig tastend schritt Herbert weiter, denn vor diesen Seiten mochte er sich nicht sehen lassen, jetzt kam er an ein schmales, mit schweren Eisenstäben vergittertes Fenster, aus dem ein matter Lichtschein in's Freie drang. Er vermutete, daß es einer Gesindestube angehören mußte. Geräuschlos schlich er an dasselbe heran und fand es nicht nur geöffnet, sondern sah auch in dem Raume eine Gestalt, in der er zu seiner freudigen Genugthuung Sidin, Estima's Bruder, erkannte.

Ueberrascht fuhr derselbe von seinem Buche auf, als er leise seinen Namen rufen hörte, und eine helle Freude strahlte ihm aus den lebhaftesten Zügen, als er Denjenigen erkannte, der ihm und der Schwester schon einmal so herzlich herzig geholfen.

"Du bist erkaunt, Sidin, mich hier zu sehen," hob Herbert in leisem Flüsterton an. "Ich mußte mich heimlich heranschleichen, weil ich sonst sicherlich weder Dich noch Estima zu Gesicht bekommen hätte."

"Großer Jammer, Herr, großes Glend!" versetzte der

Angeredete in ebenso leisem Flüster, sich eng an das Gitter drückend. „Alles verändert hier!“

„Ich weiß, Sibir. Du wirst aber unser Ausbleiben begreifen, wenn ich Dir sage, daß wir erst vor einer Stunde aus Garret von der Jagd heimkehrten. Wo ist Elvira?“

„Es waren schreckliche Tage, Herr, und es kommen noch schrecklichere Tage. O, daß die gute Herrin sterben mußte! Die neue Herrin ist böse. Elvira ist dort in der Kammer! Ich werde sie holen. Sie haben uns eingesperrt, Herr, weil sie fürchten, daß wir davonlaufen. Zwei Wächter von der Polizei und eine abscheuliche alte Hure sitzen im Haus als Aufseher.“

„Geh, bring' die Schwester hierher, wenn Du kannst,“ drängte Herbert ungeduldig.

„Ich kann es, Herr! Sie drohte, sich zu tödten, wenn man sie von meiner Seite nähme. Da gaben sie nach. Und doch wollen wir sterben, ehe sie uns verkaufen.“

„Ich will Euch retten, Sibir,“ flüsterte Herbert, dessen Erregung von Minute zu Minute wuchs, „ich will es versuchen. Deshalb kam ich, um mit Euch zu sprechen. Wirst Du in der Kammer bleiben, wenn ich mit Deiner Schwester spreche,“ legte er zögernd hinzu. „Wirst Du uns so lange allein lassen?“

„Ich will es, Herr.“

Eine Minute später erschien Elvira selbst am Gitter. In ihrer ganzen Haltung drückte sich ein verwirrendes Gefühl von Furcht und Freude, von Zaghaftigkeit und Hingebung aus, als sie Herbert's ansichtig wurde.

Sie mußte geweint haben; die langen Wimpern der großen glänzenden Augen zeigten noch Spuren von Thränen, und sie sah mit einem so unendlich bewegten und rührenden Blick auf Herbert, daß dieser im innersten Herzen sich erschütterte und beseligt fühlte.

Dreimal noch hatte er nach jenem in der That verhängnißvollen Abend, an den eine kleine, unscheinbare Narbe ihn zeltlebens erinnern sollte, das Mädchen in Gesellschaft des Kapitäns und der Frau des Hauses wieder gesehen, ohne Gelegenheit zu finden, dasselbe allein zu sprechen; ungern hatte er sein Versprechen eingelöst und an dem Jagdausflug Theil genommen; das Bild der Geliebten hatte ihn in den Wochen der Trennung im Wachen und im Träumen verfolgt, immer ungestümer war seine Sehnsucht gewachsen, sie wiederzusehen, um ihr zu sagen, worüber er die lange Zeit im tiefsten Herzen Klarheit errungen; jetzt fühlte er sich Elvira mit einem Male so unendlich nahe und vertraut, als ob er jeden Schlag ihres Herzens von jeher belauscht hätte, und jede Regung ihrer Seele ihm immerdar bekannt gewesen sein müsse.

Fingerhaken von seinen Alles überwältigenden Gefühlen hatte er die kleine, weiche Hand des Mädchens stürmisch gepackt und sie mit brennenden Rüssen bedeckt.

„Elvira,“ stammelte er in bestürztem Flüster, „ich darf Dich so traulich nennen, süßes Mädchen, weil ich Dich liebe, unsäglich liebe, wie ich weiß, daß Du mich liebst seit der ersten Stunde, da ich Dich sah. So küßtest Du mich, und so vergelt ich Dir's“ — wieder und wieder drückte er ihre zuckende Hand an seine Lippen — „so, so

verlobe ich mich Dir, weil ich Dich nicht halten kann in meinen Armen, an meinem Herzen."

Wie ein Rausch von Glück und Seligkeit zog es über das auf's Tiefste erschütterte Mädchen hin, auf deren Antlitz jähes Eröthen und Erblichen wechselten. Sie hatte die Sinne auf die flüchtig wogende Brust gepreßt, und sie wankte, als ob das Uebermaß von trunkenen Empfindungen sie übermanne.

"Sag', daß Du mich liebst," flüsterte Herbert in überströmender Bärtlichkeit. "Sag', daß Du mein bist, mein eigen allezeit!"

Mit unbefehrblichem Blick sah Estima auf den Geliebten nieder. Zwei schwere Thränen rannen ihr langsam über die glühenden Wangen und doch umspielte ein seltsames Lächeln ihre bebenden Lippen.

Zu sprechen jedoch vermochte sie kein Wort. In ihren leuchtenden Augen nur las Herbert die glühendsten Betherungen, die hinstimmende Erwieberung seiner Liebe.

Und wie sie standen Aug' in Auge, so stuheten ihre Seelen zu köstlichem Bunde in einander, und sie fühlten sich entrückt während eines<sup>o</sup> langen, innigen Schweigens allen Grenzen der Zeit und des Raumes. —

Erst das Erscheinen Sidin's entriß sie dieser verzückten Selbstverlorenheit und brachte sie wieder zur Besinnung.

"Seien Sie auf der Hut!" raunte der Eintretende mit behaltener Stimme Herbert zu. "Ich hörte Stühle rücken. Die alte Gere horcht zuweilen hier an der verschlossenen Thür. Ich hab's längst gemerkt!"

"Höre, Sidin," rief Herbert, einer plötzlichen Umgebung

folgend, "komm näher heran, daß Du mich gut verstehst. Am Liebsten würde ich Dich und Estima gleich jetzt aus diesem Kerker befreien. Sind die Eisenstangen sehr fest?"

"Seider sehr fest, Herr! Bis morgen Abend aber hätte ich sie bewältigt — sicherlich!"

"Würdest Du mir folgen, Estima, wohin es auch sei?" flüsterte Herbert dem erröthenden Mädchen leise zu.

"Wohin es auch sei!"

Herbert sah flammenden Auges auf sie hin. Es waren die ersten Worte, die sie sprach, und sie klangen ihm wie himmlische Musik in den Ohren.

"Sidin," rief er nach einer Weile tief aufathmend und sich gewaltsam aufrassend, "sind denn alle Thüren verschlossen?"

"Alles verschlossen, Herr, doppelt und dreifach verschlossen und verriegelt! Man würde es leicht hören, wenn ich mir an den Thüren zu schaffen machen wollte!"

Herbert hatte sich überzeugt, daß die dicken und ohne dies durch eine Querschiene versteiften Eisenstangen selbst im Laufe von Stunden nicht zu durchbrechen waren. Es blieb nichts übrig, als die Befreiung der Geliebten bis auf morgen Abend zu verschieben. Das sah er nur zu wohl ein. Bis dahin würde Sidin das Hinderniß leicht beseitigen können.

"Galtet Euch bereit zu morgen Abend um dieselbe Stunde!" raunte Herbert ihm zu. "Bis dahin machst Du das Gitter los, Sidin, verstehst Du?"

"Ja, Herr. Doch jetzt geht, es ist die höchste Zeit!"

"Und Du, Estima," wandte Herbert sich noch einmal

zurück, „verspricht mir hoch und heilig, daß Du Dir kein Leid anthun wirst, so lange Du noch ein Fräulein Hoffnung auf unsere Vereinigung hegen kannst.“

Das Mädchen nickte ihm innig zu. Behmuth, Angst und Besorgniß aber spiegelten sich in ihren selbstsam bewegten Zügen wieder.

Es war die höchste Zeit gewesen, daß Herbert sich zurückgegeben hatte, denn kaum nachdem er, vorföchtig ausspähend, ein paar Schritte über den Weg gethan, hörte er eine Thür zuschlagen und gleich darauf eine kessende Weiberstimme auf die Zurückgebliebenen einzufahren.

„He, was gibt's denn zu ärscheln mittammen,“ scholl es in's Freie, „und gar am offenen Fenster! Hör' ich nicht Schritte da draußen? Bei Gott, 's ist nicht geheuer in dem vermaledeiten Hause! Und dort — ich will nicht gesund sein, wenn dort nicht Jemand in den Busch schlüpft! Hallo! Die Polizei soll nachsehen! Da ist 'was nicht richtig, Ihr Galunken!“

Stills war Herbert denselben Weg zurückgegangen, auf dem er vorhin gekommen war, und gerade, als er sich mit nicht geringer Anstrengung wieder auf den Rand der Mauer geschwungen, bemerkte er, wie der Schein zweier Fackeln austauchte, die sich in der Richtung auf ihn zu bewegten.

Geräuschlos ließ er sich jenseit zur Erde gleiten, und mehr laufend als gehend, erreichte er bald darauf die Stelle, wo der Wagen, der ihn hergebracht, noch immer seiner harzte.

Nach kaum einer Viertelstunde saß er wieder dem Sa-

pitän gegenüber, der seinen Bericht mit aller Theilnahme anhörte. Als aber Herbert ihm schließlich das Ansuchen stellte, den zu Befreienden auf seinem Schiffe eine heimliche Zufluchtsstätte zu gewähren und sie, wie ihn selbst, als Passagiere aufzunehmen, erhob er sich plötzlich mit bedenklicher Miene und lehnte es ab, an diesem Abend noch eine Entscheidung zu treffen.

„Was ich irgend für Sie thun, was ich mit Ehre und Gewissen irgend vereinbaren kann, lieber Grotter, wird geschehen. Wir wollen die Frage in aller Ruhe morgen früh noch einmal gründlich besprechen. Und dann will ich Ihnen meine Meinung sagen. Heute fühle ich mich so todtmüde, daß es mir unmöglich ist, den immerhin doch sehr bedenklichen Fall richtig zu beurtheilen. Auch Ihnen wird die Ruhe gut thun! Morgen stehe ich zu Ihrer Verfügung!“

## 4.

Durch eine Mittheilung von nur wenigen Worten, welche Herbert am nächsten Vormittag zu seiner Bestürzung erhielt, war der Kapitän der immerhin sehr peinlichen Verlegenheit, über das bedenkliche Ansuchen, das jener ihm am gestrigen Abend gestellt, eine Entscheidung zu treffen, überhoben worden.

Man hätte Glima, weil dringender Muthverdacht vorläge, zur größeren Sicherheit schon am frühen Morgen in's Haus des Herrn van der Palle — so hieß der Schwiegervater der Wittve Franssen — übergeführt, wo sie unter strengster Aufsicht bis zur Aktion verbleiben werde.



Das war der Inhalt der niederschmetternden Botschaft, die Herbert in Gestalt eines kleinen, in offener Gast bekränzten Zettels von einem Sabanenknaben überbracht worden war, der nicht die geringste sonstige Auskunft zu geben vermochte. Sidin, der sich vorsichtiger Weise der deutschen Sprache bedient, hatte noch angefügt, daß er den Bettel dem Schließer des Hauses, seinem Kameraden, der weniger streng bewacht würde, zur Beforgung übergeben hätte, und es war Herbert nicht zweifelhaft, daß dieser Letztere, dessen er sich wohl erinnerte, die erste beste Gelegenheit wahrzunehmen und die Weiterbeforgung irgend einem der auf dem Königsplatz herumlungern den Bettel-jungen übertragen hatte.

Stunden lang war Herbert durch diese unvernünftige Nachricht, die ihm jede Hoffnung auf Olima's Rettung abzuschneiden schien, so niedergedrückt, daß er sich außer Stande fühlte, irgend einen klaren Gedanken zu fassen; erst nach einer, seinerseits sehr erregten Berathschlagung mit dem Kapitän war er auf die naheliegende Idee gekommen, den Versuch zu machen, das Mädchen zu kaufen.

„Und Sie, Kapitän,“ hatte er die bezüglichen Erörterungen mit dringender Verebtsamkeit geschlossen, „werden mir den herzlich erbetenen Siebedienst nicht verweigern, die Unterhandlungen mit den Sklaver'schen Erben selbst in die Hand zu nehmen. Ich kann durch Vermittlung und Auftragen von Adelong & Comp. hier jede Stunde über mein persönliches Vermögen frei verfügen, über rund fünfunddreißigtausend Gulden. Fünf bis sechszehntausend Gulden, unter Umständen noch mehr, würde mein Chef mit

gewiß kreditiren, so daß Sie bis fünfzigtausend Gulden bieten dürfen. Wahrscheinlich aber sind die Sklaver'schen Erben schon mit dem zehnten Theile zufrieden; jedenfalls brauche ich Sie wohl nicht erst zu versichern, daß ich Alles, was ich besitze, mit Freuden hingebe für die Befreiung des Mädchens.“

Schweigend und den ausdrucksvollen Kopf nachdenklich in die Hand gestützt, hatte der Kapitän diesen eindringlichen Worten zugehört, zerstreut gelächelt, als Herbert ihn noch darauf hinwies, daß bei den Erben auch nicht der geringste Verdacht aufkommen dürfe, daß die Unterhandlungen im Auftrage eines Dritten, geschweige denn in seinem — Herbert's — Auftrage angeknüpft würden, und hatte nach längerem Ueberlegen sich endlich bereit erklärt, dem Anliegen zu entsprechen.

„Hätte mir's freilich nie träumen lassen, lieber Freund,“ hatte er gelächelt, „daß ich noch einstmals Menschenhandel treiben würde, aber Ihnen zu Siebe bin ich selbst dazu bereit. Lassen Sie einen Wagen kommen und mir vom Wirth die Adresse dieses Herrn van der Pulle aufschreiben. Das Weitere werde ich dann auf dem Wege zu meinem Arzte, den ich hoffentlich das letzte Mal konsultire, nach besten Kräften besorgen.“

Wenn Herbert in seiner ersten Begeisterung ein Mißlingen dieses Planes überhaupt für ausgeschlossen und, nachdem der Kapitän ihn verlassen, mindestens doch für höchst unwahrscheinlich gehalten hatte, so sollte er durch die Rückkehr desselben auf's Herbsie enttäuscht werden.

Die Unterhandlung war als gründlich gescheitert zu



betrachten. Die Wittve Franzen hatte im Namen der erbberechtigten Tochter alle Gebote, und selbst das höchste, kurzer Hand mit der Bemerkung abgelehnt, daß sie schon einmal in Versuchung geführt worden sei, und zwar durch das außerordentlich hohe Gebot eines steinreichen Chinesen, die Sklavin unter der Hand zu verkaufen, daß sich übrigens schon mehrere Kaufliebhaber gefunden hätten, und gerade deshalb im wohlverstandenen Interesse der Erbin auf dem Meißgebot der Konkurrenten bei Gelegenheit der nahe bevorstehenden Versteigerung beharrt werden müsse.

Eine grimme Verwünschung war Alles, womit Herbert auf den ausföhrlichen Bericht des Kapitäns geantwortet hatte.

Rein Trosteswort vermochte ihn seinem dumpfen, finsternen Brüten zu entreißen, dem er verfallen war; er schien es zu überhören, was jener, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, von seinem Arzte erzählte, der ihn versichert hätte, daß alle Gefahr vorüber wäre und seine Wunden nun sehr bald vernarben würden, was ihm, dem Kapitän, um so lieber wäre, als er in spätestens acht Tagen schon in See gehen wolle, da der "Sirius" bis dahin infolge sehr günstiger Ladeverhältnisse segelfertig sei.

Mit einem krampfhaften Ausschlagen, das dem Kapitän tief in die Seele schnitt, war Herbert plötzlich aufgesprungen, hatte drohend die Fäuste vor sich hingeballt, und war dann auf sein Zimmer geeilt, um sich bis zum späten Abend nicht wieder blicken zu lassen.

In den nächsten Tagen suchte der Rathlose verschiedene Advokaten auf, um deren Gutachten über den von

ihm ohne Namensnennung vorgebragene Fall einzuholen. Nichts wollte er unversucht lassen, um der Geliebten die Schande der öffentlichen Versteigerung zu ersparen. Er suchte das Bureau des Landrathes auf, ja, er war zweimal in der Kanzlei des Generalgouverneurs. Ueberall aber begegnete er gleichgültigem Achselzucken und dem Bescheide, daß sich in einer Sache, die durchaus auf dem Boden des Gesetzes stehe, selbstverständlich auch nicht das Mindeste thun ließe.

So verfrisch die Zeit in bangster Erwartung und Hoffnungslosigkeit, und der angelegte Tag der Auktion war gekommen, ohne daß Herbert seinem Ziele, der Befreiung Ekima's, auch nur einen winzigen Schritt näher gekommen wäre.

Mit jeder Stunde stieg seine Erregung, bis er endlich im entscheidenden Augenblicke dem einzig möglichen Troste des Kapitäns, sich in's Unvermeidliche zu fügen, wohl oder übel zugänglich werden mußte.

Mit der Entschlossenheit, wie sie verhaltener Grimm und wilder Trost und Verzweiflung, die sich an einen letzten Rettungsanker klammert, so unheimlich zeitigt, begab er sich in Begleitung des Kapitäns zum Ruyter'schen Hause, wo auf dem freien Platz vor der Veranda schon am Vormittag die Versteigerung begonnen hatte, und jetzt — es war gegen drei Uhr — mit derselben fortgeföhren werden sollte.

Schon von Weitem hatte er den dumpfen Ton vernommen, den ein Eingeborener zum gewöhnlichen Zeichen, daß Auktion gehalten wurde, in regelmäßigen Pausen

einem kupfernen Becken mit gewichtigem Stöpsel entlockte. Hundertmal mochte er diesen Reichen gleichgiltig zugehört haben; heute hatte der Ton für ihn eine bezweifelste Wehmüchtheit mit den erschütternden Lauten einer Sterbeglocke, die an die Vernichtung alles irdischen Glückes gemahnt.

Das Gartenthor des Hauses stand weit geöffnet, die Wege waren gesäubert und an dem sonst so einsamen Orte herrschte das regste Treiben.

Ohne den Blick zu wenden war Herbert an der Seite des Kapitän's geraden Weges auf die Veranda zugeschritten und hatte auf deren Stufen einen Platz gewählt, von dem aus er Alles bequem zu übersehen vermochte. Er stand nachlässig an eine Säule gelehnt, und nur die seltsame Blässe seines Antlitzes, der hin und wieder glänzend aufflammende Blick seiner unruhigen Augen, und ein finstler drohender Zug, der seine festgeschlossenen Lippen umspielte, ließ seine ungeheure Erregung errathen.

Innichten des freien Platzes vor der Veranda stand eine plumpe Tafel, die mit Hausrath aller Art überbald bedeckt war, während zur Seite derselben sich eine Menge Möbel aufgestapelt fanden, die zumeist mit Nummern und kleinen Zetteln versehen waren.

Zahlreiche Käufer und wohl noch mehr Zuschauer hatten sich eingefunden, Holländer und Deutsche, Franzosen, Engländer und Amerikaner, insbesondere viele Chinesen, auch Armenier, Araber und Sabanen, die insgesammt den ausgestellten Sachen eine mehr oder weniger kritische Beurteilung angedeihen ließen.

In Batavia zählten früher derartige Auktionen zu den öffentlichen Lustbarkeiten, zu denen man sich einfind, nicht so sehr um zu kaufen, als um zu guden und Stadtklatsch zu sammeln; insbesondere durch die Auktion des Mutter-schen Nachlasses aber war sogar eine ungewöhnliche Anzahl von Müßiggängern angelockt worden, welche die Anzeige über die „ganz außerordentliche Schönheit“ der zur Erbschaftsmasse gehörigen Sklavin gereizt hatte.

Um den Auktionator, in dessen Nähe einige Polizeibeamte postirt waren, hatten sich nur die eigentlichen Käufer versammelt, während der Hauptstrom der Neugierigen an Herbert vorüber durch die Veranda in den Salon des Hauses fluthete. Dort mußten also zweifellos Sibir und Olima zur Befichtigung ausgestellt sein.

Um keinen Preis der Welt hätte Herbert es über sich vermocht, sich diesen Neugierigen anzuschließen, um Olima hier gegenüber zu treten; denn er fühlte nur zu wohl, daß die Unglückliche in nichts achtendem Gefühlsausbruch bei seinem Anblick sich selbst und ihre Liebe vor aller Welt verrathen mußte. Und doch erzitterte er in aufwallendem Zorn, und eine Thräne ohnmächtiger Wuth preßte sich zwischen seine Wimpern, als er sich bergegenwärtigte, mit welcher Verwirrung sich selbst und ihre Liebe vor aller Welt gen die Vermisste wohl behelligt wurde, die bei ihrer holdseligen Unschuld sicherlich vor Scham verging.

„Sie muß unsäglich leiden,“ küßte er dem Kapitän zu. Dieser, der eben aus dem Saale zurückkam, nickte.

„Schändlich, dieser Menschenhandel! Ein alter Kerl von Chinesen mußte sie beharrlich — wahrscheinlich war

es Ei-Fischung, der Schuft — daß es mir in den Fingern juckte, ihm eins hingulangen. Uebrigens viele gemeine, abstoßende Gesichter hier; nur die Franzosen, die würdigen Damen, habe ich nirgends bemerkt. — Aber nur Muth, lieber Grotter, ich glaube in Ihrem Sinne zu handeln, als ich Olima auf Ihre Anwesenheit vorbereitete und sie versicherte, daß Sie sie auf alle Fälle freikaufen würden.“

Herbert nickte dem Kapitän dankbar zu, entgegnete jedoch nichts. —

Die Verleigerung hatte inzwischen längst begonnen und ihren geregelten Fortgang genommen. Unaufhörlich erscholl die einformig heisere Stimme des Auktionators, der sich seiner Pflichten mit dem gelassenen Gange und der mechanischen Geschmeidigkeit einer Maschine entledigte. Stück auf Stück des Hausstandes verschwand unter dem Hammer und wurde von geschäftigen Skulis aus dem Garten getragen und in die Wohnung des neuen Eigenthümers geschafft. So war Alles, was auf dem Plage gestanden hatte, nach einander an die Reihe gekommen, als endlich zu guter Letzt die fünf Menschen aufgerufen wurden, die in allen Blättern der Stadt wiederholt ausgeschrieben worden waren.

„Endlich!“ rief der Kapitän ungeduldig, der schon unzählige Male seine Uhr gezogen hatte. „Es ist weit über Fünf. Ich muß jedenfalls noch bei Tage an Bord. Zu sechs Uhr habe ich mein Boot an den Landungsplatz bestellt. Möchte meine Seele nicht gern lange warten lassen. Und wenn der Wind günstig ist, gehe ich gegen Mitternacht in See. Dann geht der Mond auf.“ fügte

er hinzu, als Herbert ihn fragend ansah, „Wollmond! Bei bedecktem Himmel werde ich bis Tagesanbruch warten müssen. Die Küste ist nicht ungefährlich.“

„Könnten Sie Ihre Abreise nicht doch noch verschieben?“ fragte Herbert. „Es ist mir, als ob es ein Unglück gebe und ich Ihrer Hilfe noch dringend bedürftig wäre!“

Der Kapitän sah seinen finster zu Boden blidenden Gefährten kopfschüttelnd an, wurde jedoch von einer Entgegnung durch das Erscheinen der Sklaven der Tafel abgelenkt.

Die Unglücklichen näherten sich der langen Tafel, auf der sie, wie es so Brauch war, feilgebotenen werden sollten, unsicheren Schrittes und mit niedergeschlagenen Augen.

Aller Blicke waren neugierig auf diese kostbare Waare, vor Allem auf Olima gerichtet, bei deren Erscheinen ein unwillkürliches Murren der Bewunderung durch die Menge ging.

Olima hatte in ihrer Verwirrung Herbert nicht bemerkt, als sie an ihm vorüber die Stufen der Veranda hinabgeschritten war; und sie hob auch dann nicht den Blick, als sie jetzt am Rande der Tafel stand, auf welche sie ihre bebende Rechte geflügt hatte, wie wenn sie eines Falles bedürftig wäre.

Herbert aber starrte auf sie hin mit flammenden Augen voll Siebe und Born, voll unfäglichen Mitleids und wildstem Trost, und jede Thräne, die er an ihren tiefgelentkten Wimpern hervorquellen und ihr über die Wangen perlen sah, erpreßte ihm ein dumpfes, drohendes Stöhnen.

Die Sklavin.

die Tafel!" befahl der Auktionator, der einen Schritt herangerückt hatte. Er sah eine ältere Frau, welche, wie der Kapitän meinte, Elima's Eltern noch gekannt, kam dem angetretenen Befehle in demüthiger Haltung nach. Er sah die Drei nicht zusammen verkauft?" fragte er Holländer gelassen, indem er zugleich auf die übrigen Sklaven, die Söhne der alten Frau, in denen die Alte sich hoben mit einer Lekten eben den Uarmung verabschiedet hatte. Sie, wie den Söhne waren seit Jahren dem Ruyster'schen beigeigen gewesen.

"Hören, lauten die Auktionsbedingungen!" hatte der Auktionator versetzt. Und nach wenigen Minuten Rutter und Kinder drei verschiedenen Eigenthümern zugehen, in dem furchtbaren Bewußtsein, sich vielleicht im Leben wiederzusehen.

In trohiger Haltung be- reihe kam an Sidin. In trohiger Haltung be- die Tafel. Sein dunkles Auge hing wie gebannt ber, der ihm unmerklich zunichte.

prächige Gestalt des Ausgerufenen zog viele bhaber an; Gebot folgte auf Gebot, bis endlich, der bis zuletzt geschwiegen, mit einem, das vor- ande um fünfshundert Gulden übersteigende Sek- von zweitausend Gulden Eigenthümer des Ber- en wurde.

• t einem lauten Ausruf der Genugthuung, in dem eude und Troh, Stolz und Berachtung mit un- dlichem Ausdruck mischten, sprang Sidin von der

Tafel, eilte auf Herbert zu, küßte wiederholt dessen Hand und trat endlich ehrerbietig auf seine Seite.

Dieser hatte den stürmischen Dank des Befreiten, ohne sich zu regen und wie gefesselt wesen über sich ergehen lassen. Als ob der Boden unter ihm wankte, hatte er dann plötzlich die schlanke Säule umklammert, an welche gelehrt er bisher gestanden.

Elima war auf der Tafel erschienen. Tiefgeknitten Hauptes war sie der rauhen Aufforderung nachgekommen. Thränen entströmten ihren Augen, Todtenblässe bedeckte ihre sonst so lebensvollen Züge; trotzdem war sie von höchster Schönheit und Holdseligkeit; und manch' Eimer, der hergekommen sein mochte, um sich die schöne Sklavin anzusehen, wendete sich verlegen zur Seite, als Elima von Reid und Scham übermannet, jetzt plötzlich in die Kniee sank und ihr Antlik bekümmert in beide Hände vergrub.

"Elima Melati," kündigte der Auktionator mit immer derselben trockenen Stimme und unerschütterlichen Geschäftsrufe an, "achtzehn Jahre alt, Waife, von ganz außerordentlicher Schönheit. Spricht vier Sprachen, hat auch sonst eine vortreffliche Bildung genossen und wird selbst den höchsten Ansprüchen an eine europäische Erziehlerin gerecht. Spielt Klavier, singt, versteht kunstvolle Handarbeiten, und pflegte mit seltener Eingebung ihre verstorbene Herrin, die das Mädchen wie eine Tochter hielt! — Wer bietet?"

Eine seltene Stille trat ein. Verwundert sah der Auktionator um sich. Es war, als ob Jeder sich schente,

sehen um diese Unglückliche den Anfang zu

„Ist ja nichts von der Schönheit,“ schnarrte die Stimme eines jungen Stuhlers, in dessen Memmer das einzige Bemerkenswerthe bildete, den sollte doch die Hände auf den Rücken

„I haltet soll der grüne Junge,“ schrie der Lärm über den Platz, „sonst stopfe ich's ihm, daschengeld kaum ausreichen dürfte!“

„meine Herren!“ rief der Auktionator dann: „Muß dringend um Ruhe erfuchen! — Wer

send Gulden!“ tönte es in schlechtem Pol- dem Munde eines langen Engländers, der angt war, und sich nach diesem — wie er e — ganz exorbitanten und nicht zu über- böte triumphirend im Preise umfah und schon Brieftasche langte.

„send!“ rief ein kleiner Franzose, der auf allen finden war.

„send Gulden!“ brummte der Engländer. „ngose vorlor sich achselzuckend in der Menge. tetet mehr als viertausend Gulden?“ fragte die nne des Zuschlägers.

„sendhundert!“ rief ein Araber, der sich in : Tafel gedrängt hatte und Geschmach an der re zu finden schien.

„send Gulden!“ fiel ihm der Engländer in's

Wort, die Hände in den Hosentaschen vergraben, und anscheinend kaltblütig wie vorher.

„— und fünfhundert!“ schrie der Araber. „Sechstausend Gulden! Höher gehe ich nicht,“ sagte der Engländer.

„Sechstausend Gulden sind geboten,“ rief der Auktionator mit einem forschenden Blick auf einen in der Nähe stehenden Ghinesen. „Bietet Niemand mehr?“

Eine längere Pause trat ein.

„Siebentausend Gulden!“ erscholl plötzlich eine eigenthümlich krächzende Stimme, bei deren Klänge Clima flüchtlich zusammenzuckte.

Die Bejammernswerthe rang fassungslos die Hände, und ein herzzerreißendes Aufschluchzen erschütterte gewaltsam ihren Körper. Röße und Blässe jagten sich in jähem Wechsel auf ihrem von Thränen überströmten Antlitz.

Alle Anwesenden hatten unwillkürlich nach der Richtung geblickt, aus der das letzte Gebot ertönt war, nicht so sehr vielleicht deshalb, weil durch die Höhe desselben die meisten Kauflustigen von fernerm Bieten abgeschreckt wurden, als vielmehr der Persönlichkeit wegen, von der das Gebot ausging.

Auch Herbert, der bisher mit verchränkten Armen und finster zu Boden gerichteten Blicken vor sich hingestarrt, hatte, plötzlich zusammenfahrend, aufgesehen. In finstern Schweigen war er den bisherigen Geboten der verschiedenen Kaufsliebhaber gefolgt. Er wußte nur zu wohl, daß er es mit einem Einzigen aufzunehmen hätte, der sich bisher nicht hatte hören lassen, und obwohl er

## Die Skavin.

esen, der sich schon vor Jahresfrist um Etsima's Vorben, nie gesehen zu haben wähnnte, war er zeugt, daß die Stimme, die er jetzt eben gehört, ihm ausgehen konnte.

„Zehntausend Gulden!“ rief der Auktionator. „Sie hat das Gebot! Bietet Niemand mehr?“ Nennung dieses Namens war eine unwillkürliche g in der Menge entstanden; und Herbert, der ist war, wußte nur zu wohl, daß die Sichtung, von Chinesen herum plötzlich entstand, wie wenn im großen Reichthum sonst meist einzuschreiben e vielmehr, daß Si-Fschung für einen der berühmtesten Menschen der Hauptstadt galt.

„Wachte die magere und steifgliederige Gestalt des mit durchbohrendem Blick in's Auge, als wenn Kampf gelte auf Leben und Tod. Raum zehn war sein Gegner von ihm entfernt. Sein Augaug aus dem weißen Kittel der Chinesen und weiter, Vom Wirbel seines edigen Kopfes hing ein langer runter, ein schmühiger, kündenhafter Schnurrbart e seine Oberlippe. Sein gelbes Gesicht war über er mit Falten und Runzeln bedeckt, in denen viele Sünden versteckt zu sein schienen, die ihren hein insgesammt in dem stehenden Blick der listigen den Augen fanden.

„Fschung hat das Gebot,“ wiederholte der Auktionator. „Siebentausend Gulden zum Ersten . . .“

„Soll ich jetzt für Sie bieten, Lieber Grotter?“ flüsterte der Kapitän.

Der Befragte nickte zustimmend.

„Achttausend Gulden!“ rief der Kapitän mit der größten Ruhe.

Alle Blicke wandten sich dem neuen Bieter zu, und auf aller Gesicht begann sich eine lebhaft Spannung zu malen. Nur der Chinese blieb unbeweglich stehen; er schien zu wissen, von welcher Seite ihm der Kauf streitig gemacht werden würde.

„Zehntausend Gulden!“ sagte er, ohne eine Miene zu verziehen.

Ein lautes Gemurmel lief durch die Reihen der Umstehenden. Man reckte die Häse. Außer Herbert und dem Chinesen dachte aber offenbar Niemand mehr daran, mitzubieten.

„Wollen sehen, daß wir ihn abschrecken,“ raunte der Kapitän Herbert nach einer Weile nachsinnens zu. Dann rief er laut: „Zwanzigtausend Gulden!“

„Eine lebhaft Uruhe bemächtigte sich der Zuschauer. Ein solches Gebot für einen Sklaven war unerhört.

„Bitte um Ruhe!“ schrie der Auktionator in den Sämn. „Zwanzigtausend Gulden sind geboten!“

Si-Fschung schwieg und schien zu überlegen, wie er weiter vorgehen sollte.

„— und eintausend!“ sagte er endlich, den edigen Kopf langsam wendend und zu seinem Gegner hinschielend.

Die Thränen waren Etsima versiegt. Sie hatte sich aufgerafft und stand nun regungslos wie zu einem Stein-

Ich bin in meinem Rechte und die Polizei wird mich beschützen."

"Si-Eschung hat das Gebot!" wiederholte der Aufseher mit lauterer Stimme. "Vierzigtausend Gulden, zweites, vierzigtausend..."

"Zwanzigtausend Gulden!" schrie Herbert über seine Stimme zitterte und bebte.

Um die erkünstelte Ruhe des Chinesen war es geschehen. Als ob er seinen Sinnen nicht traute, er sich plötzlich mit wilder Geberde Herber und als dessen Gebot von stürmischen Zurufen Menge begleitet wurde, ergriff ihn plötzlich Wuth. Die Augen quollen ihm aus dem Kopfe, Falten und Runzeln seines erbfahl gewordenen Antlitzes tückisch auf, und seine knochigen Fingerspitzen zusammen.

"Gratulire, lieber Grotter!" flüsterte der Schriftbietet nicht höher!"

Es schien in der That, als ob Si-Eschung sei, den Kaufpreis, der eine nie dagewesene hatte, noch höher zu treiben.

"Zwanzigtausend Gulden zum Ersten!" hatte er dann gesagt. Seine Stimme verhallte in dem ihm umgebenen Lärm, der immer noch anwuchs.

"Zuschlagen, zuschlagen!" tönte es von Stellen her.

"— und zum Zweiten!" schrie der Aufseher mit chinesischem nicht bange.

traurigem  
i, daß sie  
en Kampfe

ausstrufen,

end, seiner

durch den  
die Herren  
zu geschehen  
ast."

g, ohne daß  
nen zu sehen  
als vorher,  
fidenfarbene  
er zu dem  
t, als eine  
bietet mehr!

Gulden! —

Schluchzen

sen verzweif-  
rmehr! Ich

mit chinesischem  
nicht bange.



Die Skavin.

wert stand weit vorgebeugt. Er hielt trampfhaft hem an und jeder Nerv seines Leibes schien auf's gespannt. Dieselbe ungeheure Spannung besing ima. Einmal nur war ein schmerzliches Lächeln re Züge gehuscht, um sogleich aber der qualvollsten ung wieder zu weichen.

on wollte der Auktionator, der stets den Chinesen ge behalten hatte, zuschlagen, als dieser den Arm d ihm zuwinkte.

schnell sein giftiger Zorn ihn übermannt, so schnell ieder schien er zu sich selbst gekommen zu sein, und kte auffallen, daß er aufstehend um so ruhiger je unverbämter gegen ihn gerichtete Schmähworte potreden laut wurden. Heimtückisch schielte er zu Gegner hinüber, von ihm auf Gima, und hielt r absichtlich mit einem Mehrgebot bis zum letzten blick zurück.

ieder winkte er mit dem Arme, und sah mit teuf- i Lächeln zu dem Auktionator auf, dessen besondere ht er sich ohne Zweifel versichert hatte.

Bitte um Ruhe!" schrie derselbe noch lauter als vor-

"Fünzigtausend Gulden zum —"

Sechzigtausend Gulden!" krächzte Si-Tschung.

Was sagt er?" schrie es brausend durcheinander. Sechzigtausend Gulden sind geboten," brüllte der onator, der zum ersten Male in seinem Leben bei ung seines Berufes in eine hochgradige Hitze ge- i war, "Si-Tschung hat das Gebot! Wer biet

Den Worten war ganz plötzlich eine so überraschende, von dem vorherigen tosenden Lärm sich so festlam ab- hebende Stille ringsum gefolgt, daß Einer den Anderen erstaunt anblickte. Das verblüffende Zehntgebot mußte ungefähr wie ein lähmender Schrecken gewirkt haben; wenigstens waren fast Alle eine lange Weile sprachlos vor Ueberraschung.

"Sechzigtausend Gulden zum Ersten!" rief der Auk- tionator, daß es gellend durch die fast unheimliche Stille hallte, — und zum Zweiten —" er sah sich fragend um, — und — zum — Dritten!"

Da fiel der Hammer. Er war gefeßlicher Eigen- Si-Tschung lachte tödtlich. Er war geßlicher Eigen- thümer der Skavin geworden; mit Leib und Seele ge- hörte sie ihm fortan unbestritten zu eigen, und wenn sie ihm nicht gutwillig folgte, so würden die Wächter des Befehes ihm mit Gewalt zu seinem Rechte verhelfen.

Gima hatte, als der Hammer fiel, wie vom Donner gerührt gestanden, und erst, als Si-Tschung sich ihr hastig näherte, war sie mit einem herzerreißenden Schrei zu- sammengebrochen.

5.

Niemand hatte sonderlich darauf geachtet, daß es dem Kapitän, als Gima dem Chinesen zugeschlagen wurde, nur mit Mühe gelungen war, Herbert von einem Schritte zurückzuhalten, der ihm nur zum Unheil hätte gereichen können.

"Grotter, um Gottes willen, Sie sind außer sich! Die

Seidenmaske verblendet Sie. Zum Mörder würden Sie werden in Ihrer Kaserne. Befinnen Sie sich!"

Si-Tschung's Segtgebot hatte Herbert wie ein Blitz getroffen. Umsonst rang er nach Worten. Es war ihm, als ob er erslicken sollte an dem betäubenden Uebermaß der erschütterndsten Empfindungen, die sein Inneres durchtobten.

An die Brüstung der Gallerie war er gewankt und mühte sich nun, das Antlitz in beide Hände vergraben, vergeblich ab, unter den theilnehmenden Worten des Freundes seine Fassung wieder zu gewinnen. Er sah nicht, was um ihn her vorging. Es entging ihm, daß Elima unter den Sieblosungen des Bruders aus ihrer Ohnmacht erwachte, und Beide trotz des barschen Dazwischentretens des Chinesen erschütternd Abschied von einander nahmen. Er merkte auch nicht, daß das geliebte Mädchen sich felsamer Weise ziemlich gefaßt den getroffenen Anordnungen ihres neuen Herrn fügte, und daß der Blick sich allmählig zu leeren begann.

Zusammenfahrend horchte er erst auf, als Sidin an ihn herantrat und ihm zustüßerte: "Es ist keine Sekunde zu verlieren, Herr! Ich weiß, wohin Elima gebracht werden soll. Ich hab's erhorcht, als Si-Tschung vorhin mit dem Polizisten sprach. Si-Tschung hat ein Landhaus über Kampongballi hinaus, dicht am Ufer des Fschilwung; es liegt einsam; man kann nicht fehlen! Dorthin wird Elima gebracht!"

"Bist Du Deiner Sache sicher?" fragte Herbert, plötzlich wie verwandelt, und wie wenn ihm eine neue Hoff-

nung mit einem Schläge alle Spannkraft des Geistes und des Körpers zurückgegeben hätte. "Ich erinnere mich des Hauses ganz genau."

"Ich sage, was ich hörte," versetzte Sidin hastig. "Und aus dem Hause muß sich eine Gelegenheit bieten zu Elima's Flucht. Das sagte ich ihr leise, als sie an meinem Hause hing und — wie die Leute meinten — von mir Abschied nahm für alle Zeit. Das hat sie wunderbar gestärkt, als ich ihr weiter sagte, daß sie sich bereit halten sollte, schon diesen Abend, schon nach ein, zwei Stunden, zu ihrer Rettung."

"Aber wie wäre denn das möglich?" fragte Herbert in einer Spannung, die ihm den Athem benahm. "Si-Tschung wird sich vorsehen."

"Nein, Herr," erklärte Sidin, während eiferne Entschlossenheit in seinem Antlitze sich ausprägte. "Si-Tschung und seine Leute werden an Anderes zu denken haben."

"Sprich deutlicher, Sidin!" flüßerte Herbert, die Hand auf die Brust pressend, wie um ein fast hörbares Herz-Klopfen zu unterdrücken. "Du wolltest ihm au's Leben?"

Der Befragte schüttelte stumm den Kopf.

"Nicht so schlimm, Herr! Aber mein eigenes will ich gern hingeben, um die Schwester vor dem furchtbaren Schicksale, das ihr droht, zu retten. Ein immenschliches Weß ist wider uns — nicht unsere Schuld ist es daher, wenn wir in unserer Bergweisung, zur Wahrung unserer Menschenrechte, zur Gewalt schreiten müssen. Fragen Sie mich nicht, Herr — aber seien Sie mit Anbruch der Nacht mit einem Boote am Landhaus des Chinesen. Ich rette Elima — oder sterbe bei dem Versuch."

Herbert hatte plötzlich die Rechte des sich hastig Abwendenden ergriffen und sah ihn mit umbeschreiblichem Ausdrücke an.

„Sidin, wenn Du mir Elima gewinnen hilffst, so will ich Dir danken zeitlebens, und Dich halten und Dich lieben wie einen Bruder!“

Finstern nickte Sidin vor sich hin und war im nächsten Augenblicke hinter dem Buschwerk des Hintergartens verschwunden, in der Richtung auf Kampongballi, der südlichsten der nur von Eingeborenen bewohnten Vorstädte Batavia's, über die hinaus der leichte, nur für Boote befahrbare Wasserlauf des Eschilwung sich in schmalen Windung in's Land zog, begrenzt zumeist an beiden Ufern von Meilen langen künstlich bewässerten Reisfeldern.

„Kommen Sie, Kapitän,“ rief Herbert, kaum nachdem Sidin ihn verlassen, brennend vor Ungeduld. „Untertwegs will ich Ihnen sagen, was ich von Ihnen erbitten muß. Es ist sechs Uhr vorbei,“ fuhr er fort, als er zur Seite des Kapitäns die Straße erreicht hatte und nun mit ihm quer über den Rönigspfad schritt. „Ihr Boot wird bereits am Landungsplake sein. Wie groß ist die Be-mannung?“

„Vier Mann an den Riemen, einer am Steuer.“

„Wäre wohl noch außerdem Platz für vier Personen?“

„O, die Jolle ist groß genug!“

„Sehen Sie, Kapitän,“ begann Herbert zuerst wieder, „meine Bitte kann Sie nicht überraschen. Sie hören doch, was Sidin sagte?“

„Ich hörte es,“ bemerkte der Kapitän, unruhig zur

Seite blüend, „und ich will Ihnen sagen, besser Freund, um was Sie mich bitten wollen. Anstatt mit dem Dampfser nächster Tage nach Holland, möchten Sie sich diesen Abend mit meinem Schooner nach Hamburg einschiffen, und zwar in Begleitung Elima's, die wir rauben und in meiner Jolle an Bord entführen sollten. Diese abenteuerliche Idee sieht Ihnen ähnlich. Aber Sie haben doch wohl nicht an die Folgen gedacht. Vorausgesetzt, es gelänge uns wirklich, das Mädchen zu finden und in unsere Gewalt zu bekommen, ungehindert ferner an den Zollwächtern am Eschilwung vorüber zu kommen, ohne Verfolgung endlich von Seiten des Chinnesen und seiner Leute und der doch gewiß alarmirten Polizei zu bleiben: wie aber sollten wir uns dann hernach vor den Gerichten und den Kon-sultatsbehörden schütten, wie sollte ich jemals daran denken können, mich hier wieder sehen zu lassen? Und doch hat mein Schooner alle Jahre Batavia anzulaufen. Geleht aber, das Unternehmen mißlänge, was entschieden das Wahrscheinlichste ist, man ergreift uns und macht uns den Prozeß. Dann hätten wir zu dem Schaden noch den Spott und über beides könnten wir dann im Zuchthaus nachdenken. Die dritte Möglichkeit aber, daß die ganze Entführung unbemerkt bliebe, halte ich für absolut ausgeschlossen!“

Als Herbert, der an seiner Sippe nagte, schwieg, fuhr der Kapitän erregt fort: „Bei gehöriger Ueberlegung also, besser Freund, werden Sie mir Recht geben, wenn ich diese Ihre Bitte, so unendlich leid es mir auch um Sie thut —“

„Halten Sie ein!“ unterbrach Herbert ihn mit eigenhändlich rauher Stimme. „Sprechen wir nicht mehr darüber. Ich billige Ihre Gründe und muß Ihre Gedanken anerkennen. Dabei fällt mir aber eine Geschichte ein, die ich einst erlebte, es ist schon so lange her, daß sie einer meiner Freunde, der mit dabei war, längst vergessen haben wird. Es war auf einer Zigeijagd. Ich stand mit meinem Freunde am Rande eines Dickichts. Reife raufchte es im Gebüsch, ein Schatten schwebte über uns, und als ich auf sah, erblickte ich den Freund in den Klauen eines Tigers. Der gewagteste Schuß meines Lebens glückte mir, und als das Unthier sich verendend am Boden wälzte, fiel mir mein nur aus einigen Fleischwunden blutender Freund um den Hals und schwur mir, ich solle ihn nur an diese Stunde erinnern, wenn ich einmal in Noth gerieth. Er würde mir beispringen, ohne Bedenken, in jeder Lage —“

„Es ist gut,“ unterbrach der Kapitän ihn erschütterter. „Ich erinnere mich jedes Wortes, das ich Ihnen damals sagte. Ich war in der That recht vergeblich. Aber ich werde es gut machen. Ich stehe zu Ihrer Verfügung, wie und wo und wann Sie wollen.“

Herbert hatte denn so plötzlich Bekehrten beide Hände auf die Schultern gelegt und sah ihm bewegt in die Augen.

„Seien Sie nicht böse, Kapitän, daß ich so alte Geschichten auskramte, und machen Sie sich keine Sorgen! Fangen lassen werden wir uns nicht, und wenn Ihnen Batavia in Zukunft meinethalben verschlossen ist, so werde

ich mit Allem, was ich besitze, für Ihre Zukunft einstehen. Darauf gebe ich Ihnen mein Wort! — Und nun zur Sache! Sie werden also sogleich mit Ihren Leuten den Abschilbung hinauf bis zum Sandhaus des Chinesen fahren und dort in Ihrer Rolle so versteht wie möglich warten, bis Sidin und ich dort anlangen. Das Weitere wird sich dann finden. Was mich betrifft, so werde ich schleunigst in's Hotel fahren, meine Siebenfachen zusammenwerfen und sofort an Bord des ‚Sirius‘ schaffen lassen, und sodann mit Ihnen zusammentreffen. Ich hoffe, bei alledem ebenso schnell wie Sie an Ort und Stelle zu sein. Eine kleine Stunde werden Sie beinahe gebrauchen.“

„Einverstanden!“ rief der Kapitän. „Ich helfe Ihnen, soviel in meinen Kräften steht. Mag kommen, was da will!“

„Ich danke Ihnen, Kapitän! Auf Wiedersehen also am Einschiffung!“

Der Wirth des Marinehotels war über die so plötzliche Abreise seines Gastes zuerst sehr überrascht gewesen, hatte es jedoch sehr bald durchaus begreiflich gefunden, daß Herbert bei seiner Freundschaft mit dem Kapitän des „Sirius“ die Gelegenheit wahrgenommen, mit dessen Schooner in die Heimath zurückzufahren.

Glückliche Reise wünschend hatte er Herbert dann an den Wagen geleitet, und stand eben im Begriff, sich mit einem letzten Händedruck und der Versicherung, daß das Gepäck sofort an Bord geschafft werden sollte, von ihm zu verabschieden, als er mit einem Male aufhorchte und ringsum auspähend zur Seite trat.

Ein eigenthümliches Geräusch erfüllte die Luft, wie fernes Stimmengewirr, untermischt mit Trummelschlägen.

„Das ist Feuer!“ sagte der Wirth.

Herbert war läh zusammengesunken. Er erblickte unter dem Verdachte, der sich plötzlich seiner bemächtigte.

„Muß ja nett brennen,“ sagte der Wirth. „Der ganze Horizont im Süden ist blutroth.“

„Vorwärts, Rutscher!“ schrie Herbert. „Sehen Sie wohl!“

„Glückliche Reise, Herr Grotter! Se, 's ist wahrhaftig heinade, als ob man Schretwegen das Feuerwerk angelegt hätte, zum Abschied! — Glückliche Reise!“

Herbert waren diese letzten Abschiedsworte unter dem Gerassel des sich in Bewegung setzenden Fuhrwerks entgangen. Er hatte dem Rutscher die größte Eile empfohlen. Kaum aber war das Hotel aus seinem Gesichtsfeld verschwunden, als er sich erhob und den auf seine Säule eingehauenden Malayen am Kittel zapfte.

„Gabe mich anders besonnen, Rutscher! Fahren Sie mich nicht an den Landungsplatz, sondern nach Weltebreden. Bei der Schlenfenbrücke will ich aussteigen. Verstanden?“

„Ganz wohl, Herr!“

„Rehren Sie aber nicht um! Wiegen Sie hier rechts ab!“ Der Wagen bog in eine Seitenstraße des Molendbiet, dann wieder rechts um, fuhr eine breite, schnurgerade Allee entlang und erreichte über Weltebreden nach einer guten Viertelstunde das angelegte Ziel.

Herbert lohnte den Rutscher reichlich ab und schlug sodann eilends einen schmalen Fußweg ein, der sich am

linken Ufer des Eschiltung durch Kampongali, die Borstadt, in sanften Krümmungen hinzog.

Die Sonne war bereits untergegangen, und die Dämmerung schnell einer immer mehr zunehmenden Dunkelheit getwichen, und doch herrschte in dem Kampong ein noch ungewöhnlich reges Leben. Die Feuerbrunst, von der hier nur blutrother Widerschein zu bemerken war, hatte Alles auf die Beine gebracht. Eine Menge Menschen, Chinesen und Malayen, liefen mit qualmenden Fackeln an Herbert vorüber, Hunde Klafften und die Bewohner der kümmerlichen Bambushütten standen gestikulirend vor ihren Thüren.

Herbert hatte seinen Schritt in wachsender Erregung immer mehr beschleunigt. Endlich hatte er den Kampong durchkreuzt und betrat jetzt die Sichtung eines breiteren Weges.

Schaudernd hemmte er plötzlich seinen Lauf. Unwillkürlich griff er nach dem Stamme eines am Wege stehenden Rananibaumes und starrte mit großen Augen über den Fluß nach Süden. Die Aussicht war hier unbedeckt.

Da, wo sonst unabhsehbare, amphitheatralisch aufsteigende Felsfelsen ihr Meer von Wehren in der Abendbrise wiegten, wüthete jetzt thurnhoch eine graufenerregende, ungeheure Feuersgluth, die Millionen aufstiehbende Funfengarben und Wolken von dickem, weißem Qualm zum Himmel aufsandte.

Oft genug hatte Herbert auf gelegentlichen Spaziergängen die trockensten, unter der sengenden Gluth der tropischen Sonne schnell verdorrten Blätter und Halme dieser

Felder im Lustjuge der Abendkühle rascheln hören, um zu begreifen, daß ein einziger Funke hinreichte, einen unauslöschlichen Brand zu entzünden, der nur endigt, wo der Brennstoff aufhört, und nur zu erschütternd trat es Herbert vor die Seele, was dieses furchtbare Schauspiel vor ihm zu bedeuten habe, denn kein anderer als Sidin mochte der Urheber desselben sein.

Gewalttham riß Herbert sich plötzlich aus den herzbeftimmenden Vorstellungen los, denen er bei dem graufigschönen Anblick des wogenden Feuermeeres unwillkürlich anheimgefallen war; und als ob er Versäumtes nachholen wollte, setzte er in eiligem Laufe seinen Weg fort. Der selbe führte wiederholt durch kurze Strecken Waldes. Alles aber leuchtete gelpenflich in dem blutrothen Widerschein des unfern brandenden Flammengraos.

Nach Umgehung eines undurchbringlichen Bambusgebüsches hielt Herbert, der schon die Richtung verloren zu haben wähnte, fast außer Athem wieder den Schritt an und sah forschend um sich.

Da drangen Ruderschläge aus nächster Nähe an sein Ohr. Noch wenige Schritte und der Wasserspiegel des Tschilowung tauchte vor ihm auf.

„Hallo da unten!“ rief er leise, als er die Anfass eines größeren Bootes gewahrt, das sich emsig gegen den Strom fortarbeitete, „ich möchte mitfahren! Erkennen Sie mich?“

„Erkenne Sie!“ antwortete eine Herbert wohlbekannte Stimme, „warten Sie, wir legen an!“

Nach wenigen Minuten saß Herbert neben Kapitän

Bastian im Boote, das sofort seine Fahrt wieder aufnahm.

Raum aber hatten sie Beide die ersten Worte gewechselt, die sich begreiflicher Weise auf die Feuerbrunst bezogen, von der auch der Kapitän keinen Augenblick gezweifelt, daß sie in den Plantagen Si-Tschung's ausgebrochen sei und mit Glima's geplanter Rettung in Zusammenhang stehe, als wiederum ein Anruf vom Ufer her extönte und zwar von der gegenüber liegenden, dem Feuer zugekehrten Seite.

„Das ist Sidin,“ flüsterte Herbert seinem Nachbar zu. „Ich erkenne seine Stimme. — Sprich deutsch,“ rief er dann lauter an's Ufer. „Wißt Du einsteigen?“

„Nein, Herr,“ scholl es zurück. „Wir haben die Zeit nicht! Es ist die höchste Gefahr für die Schwester! Soeben kehrte der Chinese vom Brande zurück. Er muß Argwohn geschöpft haben. Zum Glück ist in seinem Hause Alles in größter Verwirrung. Die meisten seiner Leute sind zum Feuer gelaufen, wie ich mir's dachte. Dicht hinter dem Hause ist eine Brücke. Unter den Stagen drüben legen Sie an. Da erwarte ich Sie. Es ist nur noch eine kleine Strecke. Aber eilen Sie, eilen Sie, es ist die höchste Noth!“

Während Sidin diese Worte im Gehörn sprach und nun mit Windeseile vorauslief, hatte das Boot unaufhaltsam seine Fahrt fortgesetzt.

„Sie ausholen, Jungens!“ rief der Kapitän seinen Leuten zu, während Herbert sich vor Aufregung und Besorgniß, mit der Sidin's Mittheilung ihn erfüllt hatte,

kaum zu fassen wußte. „Wo sind die Stricke, Maas?“ wandte er sich an den Steuermann, der scharf auslugte.

„Da hinter Ihnen, Kapitän!“ versetzte der Gefragte. „Muß ohne Blutbergießen abgehen, lieber Grotter. Wer uns in den Weg tritt, dem binden wir einfach die Knochen zusammen.“

Herbert nickte stumm, und als das Boot nach kurzer Fahrt, von Sidin herangerufen, an's Land stieß, war er der Erste, der heraussprang.

Zwei von den Rudern und der am Steuer blieben zur Bewachung der Jolle in derselben zurück. Die Uebrigen folgten Sidin, der vorsichtig vor sich hin spähend dem Hause Si-Tschung's zuschlich.

Die Nacht war dunkel. Kein Stern funkelte am Himmel, der ringsum durch schwere, von röthlich schimmernden Streifen durchzogenen Rauchwolken wie verhängt war; doch aber erglänzte der weiße Giebel des einsamen Sandhauses im Widerschein des unsern lodern den Feuers weithin durch die Wipfel der Bäume in mattem, flackerndem Licht.

Das Thor des schnell erreichten Gartens stand weit offen. Die Schließung desselben mußte in der Verwirrung von der davongelaufenen Dienerschaft vergessen worden sein.

„Wir müssen Sidin vielleicht tadeln,“ raunte der Kapitän Herbert zu, als sie bis zur Gallerie vorgebrungen waren, die sich rings um's Haus zog, ohne auch nur einer Seele begegnet zu sein, „aber er hat eine vortreffliche Menschenkenntniß bewiesen. Was ist ausgefallen.“

Herbert nickte ihm lebhaft zu.

„Wenn Si-Tschung, von Argwohn gestachelt, wirklich zurückgekehrt ist,“ fuhr der Kapitän flüsternd fort, „so wird er außer sich sein über seine Diener. Hoffentlich ist Keiner im Hause!“

„Warten Sie hier, Kapitän, mit Ihren Leuten,“ versetzte Herbert leht, „am Eingange der Gallerie, es ist zu unserer Aler Sicherheit. — Sidin und ich wollen allein vorgehen, und mit dem Chinesen werden wir Beide schon fertig werden.“

In überwallendem Kraftbewußtsein reichte er seinen mächtigen Körper und sah Sidin in die flammenden Augen, aus denen dieselbe wilde Entschlossenheit loderte, die ihn selbst besetzte. Dann schritten die Beiden, den Kapitän und die Matrosen an den Stufen der Gallerie zurücklassend, behutsam dem Innern des Hauses zu, dessen im chinesischen Styl eingerichtete Räume durch allerlei Lampeln nur matt erleuchtet waren.

„Hast Dich doch mit Striden versehen?“ fragte Herbert, vor einer Glashür stehen bleibend, in leisem Flüstertone.

Sidin nickte bejahend.

„Es darf kein Blut fließen,“ fuhr Herbert mit fliegenden Füssen fort, „es ist genug an der einen Uebelthat, zu der Dich die furchtbare Noth gezwungen. Aber so öffne doch!“

„Die Glashür ist verschlossen, Herr!“

„Die erste, die wir verschlossen finden. Siehst Du, ob der Schlüssel steckt?“



„Auf der anderen Seite, ja!“

„So drücken wir die Scheibe ein, Sidin, und schließen von da auf.“

Älirrend fielen die Glascherben zu Boden. Raum aber hatte Herbert den hinter der Thür belegenen, durch eine zierliche Treppe getheilten Hausrufe betreten, als plötzlich gellende Hilferufe aus dem oberen Stockwerk her ertönten.

„Um Gottes willen,“ schrie Herbert außer sich auf. „Das ist Elima's Stimme!“

Wild stürzte er die Treppe hinan.

Die jähren Hilferufe waren verstummt. Dafür drangen aber krampfhaft, halberstickte Laute wie von Ringenden hinter einer Thür her, an die Herbert jetzt heftig rüttelte.

„Deffnen Sie — auf der Stelle, oder ich schlage die Thür ein,“ schrie er mit einer Stimme, die durch Zorn und Empörung plötzlich ganz heiser geworden war.

„Es regt sich nichts mehr!“ flüsterte Sidin ihm, kaum weniger ergrimmt, zu. „Der Schuß wird sie doch nicht umbringen?“

Keum war dieser Verdacht ausgesprochen, als Herbert sich mit solcher Wucht gegen die Thür warf, daß das Schloß krachend nachgab.

Der Anblick, der sich ihm bot, trieb ihm plötzlich alles Blut zu Herzen.

Elima lag, wie zu Tode erschöpft, am Boden, die Augen starr offen, die Lippen zusammengepreßt, das prachtvolle Haar aufgelöst über den Nacken herabfließend. Es war, als ob sie ringend vor dem Chinesen zusammen-

gebrochen wäre, der noch jetzt ihr Handgelenk fest umklammert hielt.

Bei dem plötzlichen Erscheinen ihres Retters lief ein Zucken über ihren ganzen Körper, die Lippen öffneten sich unter flammelnden Freudenlauten, sie fuhr sich mit der freien Hand über Augen, Stirn und Haar, und brach dann in ein erschütterndes Schluchzen aus.

Si-Tschung stand, mühsam nach Athem ringend, mit schrecklich entstellten Gesichtszügen und bleich vor Entsetzen vor seinem unermutheten Gegner, als die Thür in's Zimmer flog. Plötzlich aber riß er einen Kreis unter seinem Gewande hervor. Seine kleinen tüdtschen Augen funkelten in grenzenloser Wuth.

„Elima!“ schrie Herbert in jähem Schreck. „Stimm Dich in Acht!“ Und mit einem einzigen Satz war er, Sidin zuvorkommend, zugleich auf den Chinesen losgestürzt, schlug ihm mit Wütheschnelle den Kreis aus der Hand, daß die Waffe in weitem Bogen zur Erde flog, und setzte dem Glenden einen so heftigen Faustschlag, daß er rückwärts taumelte und zu Boden stürzte.

Das Alles war das Werk eines Augenblickes gewesen. Noch bevor jedoch Sidin den zu Boden Geschlagenen gepackt hatte, um ihn zu binden und unschädlich zu machen, raffte derselbe sich urplötzlich wieder auf und entschlopfte seinem Gegner mit einer Behendigkeit, die dieser ihm bei seinem Alter nicht zugetraut hatte. Si-Tschung war auf eine Gardine zugeeilt, welche den Eintritt zu einem angrenzenden Zimmer bildete, riß dieselbe zurück, stieß eine Thür auf und verschwand hinter derselben.

Sidin warf sich gegen die Thür. Zu spät, sie mußte von außen verriegelt sein.

„Daß ihn laufen,“ rief Herbert. „Wir aber müssen noch schneller sein, als er!“

In zärtlicher Sorge beugte er sich zu Etima hinab, die von Mes überwältigenden Empfindungen erschüttert, ihre beiden Arme um des Geliebten Nacken schlang und ihn mit unbefehrblicher Innigkeit in die Augen sah. Wie ein Kind hob er sie auf, küßte ihr süße, schmeichelnde Liebesworte zu und küßte sie in überströmendem Glück.

Sidin hatte mit lelsamen Blicken auf Herbert und die Schwester gestarrt; jetzt aber drehte er sich plötzlich um, durch ein Geräusch wie von einem zurückgeschobenen Kiegel aufgeschreckt. Unwillkürlich wich er einige Schritte zurück, als er die Mündung zweier Pistolen auf sich gerichtet sah.

„Verdammte Räuber!“ schrie Si-Schung, der plötzlich, in jeder Hand eine Schußwaffe, aus dem Nebenzimmer zurückgelehrt war, kreischend vor Bohn, daß seine Worte wie ein heileres Wuthgeschrei klangen. „Das Mädchen ist mein! Sterben soll sie jetzt mit Euch!“

Er hob die Waffe gegen die zitternde Gestalt des Mädchens, doch schon hatte Sidin wie ein Panther, der jählings seine Beute herbringt, sich auf den Chinesen geworfen.

Ein Schuß trachte. Sidin wälzte sich in seinem Blute und unter ihm Si-Schung, mit dem er rang auf Leben und Tod, und dessen Hilferufe gellend durch die Räume des Hauses hallten.

Entsetzt hatte Herbert die Geliebte fahren lassen. Zu

spät jedoch stürzte er auf die Ringenden zu. Sidin hatte plötzlich das neben ihm am Boden liegende Dolchmesser des Chinesen gepackt und ihm dasselbe in die Brust gestossen.

Im Hausflur war es laut geworden. Auf der Treppe erkündeten schwere, eilige Schritte.

„Wir sind's, Grotter!“ rief der Kapitän, der soeben in der Thür erschienen war. „Kommen Sie, eilen Sie!“

Hastig trat er auf Sidin zu, der regungslos, die Hand auf die Brust gepreßt, am Boden lag.

„Lebt er?“ fragte der Kapitän.

„Weiß nicht!“ versetzte Herbert, indem er Etima in beide Arme hob und sie fest an sich preßte. „Da sind Ihre Leute! Sie sollen den Hermosten mit in's Boot tragen.“

„Für, Jungens!“ rief der Kapitän. „Er schlägt die Augen auf. Tragt ihn behutsam in die Yolle. Aber spuret Euch. Dem aber,“ setzte er hinzu, sich über den Chinesen beugend, „ist nicht mehr zu helfen. — Vorwärts, Jungens.“

Ohne einem Menschen zu begegnen, hatten die Flüchtigen auf demselben Wege, den sie vorhin gekommen, die Stelle am Fluße erreicht, wo die Yolle auf ihre Rückkunft wartete.

Niemand sprach ein Wort. Schweigend wurde zuerst der Schwerterwundete in's Boot geschafft, dann folgte Herbert mit seiner bebenden Last und endlich der Kapitän und seine Leute.

Es war die höchste Zeit gewesen, daß die Yolle ab-

stieß, denn kaum war sie im Schatten dichter Ufergebüſche in voller, durch den Strom noch verstärkter Fahrt, als unsern des Sandhauſes und jenseit des Wassers Stünnen laut wurden und vereinigt auch Fackeln austauchten, die sich dem Hause langsam näherten.

„Fixer, zieht, was Ihr könnt,“ raunte der Kapitän den vier Matrosen zu, welche die Riemen mit so außerordentlicher Kraftanstrengung handhabten, daß die Zolle wie ein Pfeil über's Wasser glitt. „Wenn nur die Schleiſen noch offen stehen!“

Herbert hatte sich zu Sidin hinabgebengt, dessen Haupt in seinem Schoße ruhte, während Klima sich angstvoll und schauernd und keines Wortes mächtig an die Seite des Geliebten schmiegte.

„Mein armer Sidin,“ flüsterte er auf's Tieſte erstickt, und seine Augen wurden ihm feucht. „Mit Deinem Blute hast Du Dich für Deine Schwester geopfert.“

Er strich dem Bewußtlosen über das weiche Haar und sah besorgt dem Kapitän zu, der sich jetzt kopfschüttelnd angeschickt hatte, die schnell untersuchte Wunde dicht unterhalb des Herzens mit einem vorläufigen Verbande zu versehen. —

Das Boot legte unterdessen in immer derselben Schnelligkeit seine Fahrt fort. Mit eiserner Ausdauer handhabten die Ruderer immer gleich kräftig ihre mächtigen Riemen. Der Widerschein der noch immer loderbenden Feuersbrunst, der in den Wipfeln des Ufergesträuches spielte, erhellte die Wasserstraße nothdürftig.

Ungehindert waren die Schleiſen, sowie das in einiger Entfernung vom Ufer gelegene Wachtthaus Bazar-Baroe passiert worden, und die Zolle glitt nun auf dem Kanal am Molenbölet entlang, sich mehr und mehr der alten Stadt und dem gefürchteten Zollhaus nähernd.

Jetzt befand sich die Zolle dem steinernen Gebäude der Zollbehörden gegenüber, an dem die Ruderer in unermünder Schnelligkeit vorbeizukommen trachteten. Chi-neſiſche Dschunken, Fahrzeuge aller Art begegneten den Glühtigen; sie überholten Fiſcherboote von sonderbarem Bau und Latelwert, am Vordertheil mit Blumen geschmückt; und schon glaubten sie unentdeckt in diesem Gewirr des Kanallebens den überall herumkauernden Zollwächtern zu entgehen, als sie sich plötzlich von vorn her angerufen hörten und zum Weilegen aufgefordert wurden.

„Vorwärts, Jungens!“ raunte der Kapitän seinen Leuten zu. „Wir wollen uns die Peris schon vom Leibe halten.“

Die vier Matrosen legten sich mit übermenschlicher Anstrengung in die Riemen, und saulend durchfurchte die Zolle das schmutzige Wasser der Flußmündung.

Herbert, der Klima fest umschlungen hielt, beobachtete in athemloser Spannung, wie der Kapitän selbst das Steuer übernahm und seinem Vorgänger, einem früheren Wallſchiffahrer, mit bezeichnender Geberde mehrere aufgewollte Seile in die Hand drückte.

„Galt!“ schrie ein Beamter, der sich hoch im Bug des Bibliothek. Jahrg. 1887. Bd. XI.

Zollbootes aufgerichtet hatte und seine Büchse in Anschlag brachte. „Halt, oder ich schieße.“

Am selben Augenblicke fauchte laßoartig ein Seil aus der Hand des ehemaligen Wallfischfahrers durch die Luft; ein kräftiger Ruck, ein Platschen in's Wasser, und der Zollwächter war sammt seiner Büchse spurlos verschwunden.

„Schad' ihm nichts,“ sagte der Mann mit den Seilen, sein Briemchen gelassen auf die andere Seite schiebend, „die Rerls schwimmen Me wie die Ratten.“

Dann setzte er sich wieder gelassen an seinen alten Platz. „Ich will gehenkt werden,“ meinte er schmunzelnd, „wenn die da uns noch erwischen. Und ihr Geschimpfe kann uns nichts mehr thun.“

Wenn die fluchenden und wetternden Zollbeamten in der That eine Verfolgung der tollkühnen Fiskalklinge beabsichtigt haben sollten, so mußten sie diese Absicht sehr bald wieder aufgeben haben, denn schon nach kurzer Zeit war nichts mehr von ihrem Boote zu sehen.

Schon machte sich der frische Luftstrom des nahen Meeres bemerkbar. In kaum zehn Minuten war die Rhebe erreicht. Eine scharfe Brise wehte und die See ging ziemlich hoch.

Auf dem „Sirius“ war Alles zur Abfahrt bereit, und noch von der Rolle aus gab Kapitän Bastian den Befehl, den Anker zu lichten. Raum war der letzte Mann aus dem Boote an Bord gestiegen und dieses selbst hochgewunden, so setzte sich der Schooner bereits unter dem Druck der entfalteten Segel in Bewegung, mehr und mehr in immer schnellere Fahrt gerathend.

Sidin war sogleich unter Deck gebracht und unter unfsichtigste Fürsorge gestellt worden. Wider besseres Wissen, nur um den Liebenden die erste Stunde eines glückseligen Zusammenseins nicht zu vergällen, hatte der Kapitän ihnen günstigen Bescheid nach Untersuchung des Schervertwundenen ertheilt und unter dem Vorgeben, daß derselbe der dringendsten Ruhe bedürftig sei, Me aus der Kajüte verwiesen.

An einander geschmiegt und mit verschlungenen Armen standen die beiden Menschenkinder, die sich unter so merkwürdigen Verhältnissen für's Leben gefunden, auf dem Oberdeck des stolzen Ostindiensfahrers, zu Füßen das dunkle Meer, zu Häupten den mächtigen Sternenhimmel, die Welt in ihren Herzen aber voll eitel Glanz und Gluth und Sonnenschein.

„Jetzt erst bist Du ganz mein,“ brach Herbert endlich ein langes, seliges Schweigen, das zitternde Mädchen in zärtlicher Umarmung an seine Brust ziehend und ihr Wangen und Stirn und Haar mit heißen Küffen bedeckend. „Sieh, Elima,“ fuhr er fort, „wie eine süße, herrliche Blume habe ich Dich herausgeriffen aus heimatlichem Boden und Du gehst einer Dir unbekanntem Welt voll fremden Scheins entgegen. Aber ich schwöre Dir, daß ich Dich lieben und hegen will immerdar und Dich geleiten mit aller meiner Kraft und allem meinem Sinnen und Trachten durch alle Wirrnisse des Lebens. Willst Du mein sein mit Leib und Seele, mit Mem, was Du fühlst und denkst?“

„Dein, Du lieber, Lieber Mann, Dein für alle Zeit und in alle Ewigkeit!“

Dann sprachen Beide kein Wort mehr. Sie standen noch immer auf Deck, als längst das lieblichste Himmelslicht der Tropen eine zauberlich schöne Meereslandschaft vor ihnen wachgestift hatte, und sahen sich immer wieder in die strahlenden Augen, der doch den schönsten Himmel voll Glück und Frieden widerspiegelt.

\*

\*

Im Herbst desselben Jahres wurde die Trauung Herbert's und Elima's in der Michaeliskirche zu Hamburg vollzogen. Der eiserne Wille des jungen Gatten und mehr noch die Allgewalt holdseligster Schönheit, wie sie so bebildend von Elima ausströmte, hatten jeden Widerstand der Eltern Herbert's gebrochen, und ihre anfängliche Aversion gegen die Verbindung in Liebe für die Verbundenen verlehrt. Nur ein Schatten war am Hochzeitstage in das Glück des jungen Paares gefallen, als sie Sidin's gebachten, der auf der Reise seiner Wunde erlegen war, und nun in fremder Erde den ewigen Schlaf schlief — am Kap der guten Hoffnung! Da hatten sie ihn begraben und ein schlichtes Denkmal schmückte sein Grab.

Ein treuer Zeuge aber ihres Glückes blieb den Neuen vermählten jahraus jahrein der wadere Kapitän des „Sirius“. Wohlweislich hatte er seinen Rheder getuschelt und erklärt, daß er Batavia auf seinen Reisen künftighin meiden werde. Es hätte jedoch dieser Vorsicht nicht bedurft, denn die Hauptstadt Java's wurde über das räthselhafte Ende des Chinesen Si-Tschung und das Verschwinden Elima's nie aufgeklärt. In Rattutta erfuhr der Kapitän

einmal von einem holländischen Steuermann, daß die Wittwe Draussen, sowie deren Tochter und Schwiegersohn in sehr auffälliger Weise sich mit der Verschwendung des ihnen zufallenden Vermögens der Frau van Ruyter beschäftigten und daß man in der besseren Gesellschaft Batavia's nicht viel von ihnen wissen wollte.

Viele frohe Stunden verlebte der wadere Kapitän alle Jahre in dem gastlichen Hause Herbert Brotter's, und wenn Herbert ihm sein eheliches Glück vor Augen hielt, so nannte er Elima nie anders als die Elavin seines Herzens.

## Aus dem Leben der Königin Viktoria.

Von

**Hans Marschall.**

(Nachdruck verboten.)

Fünfundzwanzig Jahre werden es am 20. Juni 1887, daß die Königin Viktoria von Großbritannien und Irland, Kaiserin von Indien, den Thron einnimmt; das außerordentlich seltene Ereigniß einer so langen Regierungszeit hat weit über das englische Inselreich hinaus große Theilnahme hervorgerufen, und England wie die Kolonien rüsten sich, dasselbe festlich zu begehen. Nicht nur, weil es die Königin verstanden hat, ihre Regierung zu einer der glücklichsten für ihr Volk zu machen, sondern auch wegen der trefflichen, echt weiblichen Eigenschaften, die sie darin bethätigt hat. Die unter ihren vier unwürdigen Vorgängern auf dem Throne — den vier Georgs aus dem Hause Hannover — den Engländern mehr und mehr verächtlich gewordene Monarchie hat sie wieder hoch zu Ehren gebracht. Trotz der politisch zurückhaltenden Stellung, die sie gegenüber dem Parlament und den Ministern nach englischem Gesetz und Recht sich aufzuerlegen hat, wußte sie dennoch durch ihren natürlichen Verstand und ihr richtiges Gefühl in großen entscheidenden Fragen die Regierung zu beeinflussen und selbst über ministerielle Gelüste,

Eigenfinnigkeiten und dabei aufgebotene politische Rüststücken den Sieg davonzutragen.

Wohl kann man behaupten, daß sie ihre feste Stellung in dem ewig unruhigen Parlegetriebe Englands und den klugen Gebrauch, den sie von ihren königlichen Rechten machte, ihrem deutschen Gemahle Albert, Prinzen von Sachsen-Coburg-Gotha, dem sie am 10. Februar 1840 ihre Hand reichte, verdankt. Obwohl der Verfassung nach die Herrscherin des Reiches, gab sie ihrem Gemahl doch die Stellung, die ein liebendes Weib der gereiften Einsicht und der charaktervollen Tüchtigkeit ihres Lebensgefährten vertrauensvoll einräumt. So war Prinz Albert der König der Königin, und in den einundzwanzig Jahren, während er ihr treuer, wohlmeinender Rathgeber war, ist sie seine gelehrige Schülerin gewesen, die dann, seiner Leitung beauftragt, des rechten Weges zum rechten Ziel sich wohl bewußt blieb.

Diese stille Mitregierung des Prinz-Gemahls erregte zu seinen Lebzeiten viel Unzufriedenheit im englischen Volk und manche Eifersucht von Ministern, bei denen der Prinzipal-Einfluß seiner überlegenen Klugheit in politischen Dingen zur Anerkennung zu bringen wußte. Lord Palmerston namentlich war in seiner eiteln Gedenhaftigkeit und Abenteuerlust sehr wenig davon erbaut. Als er Ende 1853 Minister wurde, begann er sogar planmäßige Vexereien gegen den ihm verhassten Prinzen und ließ verbreiten, daß derselbe England feindliche Durchstechereien mit den deutschen Höfen treibe. Man ging so weit, der Königin zukunftsfern, sie möge das Parlament nicht mehr

mit ihrem Gemahl zur Seite eröffnen, da dessen Gegenwart sie den Beleidigungen des Böbels aussetzen könnte. Sie machte ihm daraus kein Gehehl. Infolge dessen bestieg der Prinz am Morgen vor der Parlamentsöffnung, die ja ganz London in Bewegung zu setzen pflegt, sein Pferd und ritt, nur von einem Diener begleitet, durch die belebtesten Straßen Londons, als wolle er Jeden, der ihm etwas zu sagen habe, dazu herausfordern. Niemand belästigte ihn jedoch, vielmehr imponirte der persönliche Muth, den er derartig begeigte, der Menge so sehr, daß, als er Nachmittags an der Seite der Königin in dem mit acht Staffellen bespannten Galawagen nach dem Westminsterpalaste fuhr, Beide mit Enthusiasmus überall begrüßt wurden.

Prinz Albert, der die Palmerston'sche Politik mißbilligte, traute auch ebenso wenig dem sich plötzlich als deren Freund aufspielenden Kaiser Louis Napoleon und hätte gern das Abenteuer des Primtrieres 1854 vereitelt. Aber das Parolament war für Palmerston und die englischen Minister benahmen sich wie bezaubert von Louis Napoleon. Am 27. März 1854 erfolgte die Kriegserklärung Englands an Rußland. Ein deutscher Gesandter in London, Graf Bixthum, erzählt in seinen höchst werthvollen Denkwürdigkeiten folgenden interessanten Zug, der so recht das Hosielen auch Angesichts der furchtbarsten Ereignisse für die Völker kennzeichnet. Die Königin Viktoria hatte zur Geburtstagsfeier ihres Verwandten, des Herzogs von Cambridge, der ein Kommando der englischen Truppen in der Prim führen sollte, einen Familienball veranstaltet. Sie selbst tanzte

auf demselben sehr viel, unter Anderem auch den schottischen Reel mit dem Herzog von Hamilton und Lord Elgin, welche Beide das schottische Hochlandskostüm trugen. Mit Graf Bixthum dann in einer Quadrille. Mit der Liebestrüblichsten Unbefangenheit sprach sie dabei von den Beiterereignissen, und vertraute ihrem Partner während der Touren des Langes an, daß sie am anderen Tage zu ihrem größten Bedauern den Krieg an Rußland erklären müsse.

Der Krieg störte auch die hergebrachten Vergnügungen der Saison nicht im Geringsten, weder in Paris, noch in London. Es wurden herrliche Bälle gegeben, während in der Prim die blutigen Waffentänze stattfanden. Bei Wac-lactawa, an der Alma, bei Inferman errangen die Verbündeten ihre schwereren Siege über die Russen. Von den 30,000 Engländern waren schon zwei Drittel theils in den Schlachten, theils in den Lagern, wo Cholera und Dieber wütheten, zu Grunde gegangen. Eine unverantwortliche Nachlässigkeit in der Kriegsversorgung setzte die englischen Truppen noch dazu dem Hungertode aus. Ein Schrei der Entrüstung brach darüber unter dem Volk in England aus, und wieder sollte es Prinz Albert, der „Kleine Verspfligungsbystem für die Armee trage. Das Dünne gilt in solchen Augenblicken der Erregung dem Volke stets für das Wahrscheinlichste. So hatte sich die geradezu blödsinnige Meinung verbreitet, der Prinz habe aus Liebe für seine deutschen Verwandten die Armee in der Prim aufopfern wollen, und Lord Raglan, deren Oberkomman-



danten, den Befehl gegeben, nur einen Scheinkrieg zu führen und die Russen möglichst zu schonen.

Nur langsam kam man in London von diesen widersinnigen Vorwürfen ab, man wollte dem Prinzen einmal nicht wohl und, obgleich in Wahrheit Prinz Albert statt der Königin regierte, erstrebte diese doch vergebens bei dem Parlamente, daß ihm der Königstitel und -Rang verliehen würde. Die hingebende Verehrung der Königin und seine staatsmännische Ueberlegenheit allein gaben dem Prinz-Gemahl jenen weitreichenden Einfluß, der thatsächlich den eines wirklichen Königs und also auch einer Königin auf englischem Throne überstieg. In seiner Familie wie bei Hofe geschah nicht das Geringste ohne seinen Befehl.

Das Hofleben war ja, von offiziellen Beurlaubungen abgesehen, verhältnismäßig sehr einfach, besonders in den fortwährend wechselnden Residenzen außerhalb Londons; es bedeutete da nicht mehr als ein trautes Familienleben, in dem die Schaar Kinder der Königin die meiste Unruhe hervorbrachte. Aber der Prinz Albert mußte auch da zu arbeiten. In Windsor, wo der Hof am meisten lebte, gab der Prinz dem stillen Schlosse durch eine Sammlung von Kunstschätzen einen eigenartigen Reiz. Im Sommer oder im Herbst nahm die königliche Familie mehrwöchentlichen Aufenthalt theils auf der Insel Wight, theils auf Schloß Balmoral in den schottischen Hochlanden. Dies sowohl, wie Schloß Osborne auf Wight verbandte dem Prinz-Gemahl seine Entflehung, und da lebte er mit seiner großen Familie nur in traulicher Zurückgezogenheit.

Große, äußerlich merkwürdige Ereignisse durchbrachen

das idyllische Leben des Hofes der Königin Viktoria zu Lebzeiten ihres Gemahls sehr selten. Eines der interessantesten war der Besuch Louis Napoleon's und seiner Gemahlin Eugenie in London im Jahre 1855. Prinz Albert, der zuvor dem Kaiser im Lager von Boulogne einen Besuch gemacht hatte und da natürlich mit großen königlichen Ehren gefeiert worden war, holte seinen getrudten Gast schon in Dover ab und fuhr an seiner Seite durch die dicht mit Menschen besetzten Straßen Londons. Dabei zeigte der Kaiser, der ja gern mit seinem Emporkömmlingsthum kokettirte, ihm in Kingstreet das kleine Haus, wo er einst, bis 1848, als Flüchtling gewohnt hatte. Jetzt winmelte es von französischen und italienischen Flüchtlingen in London, und Louis Napoleon, dessen Staatsstreich so viele Franzosen dahin in die Verbannung getrieben hatte, ättertete im Geheinen vor einem Racheatt derselben, nun er sich in ihre Mitte zu begeben genöthigt sah. Auch hatte die englische Regierung mit Hilfe der französischen die umfassendsten Maßregeln gegen einen Morbanschlag auf ihren Gast getroffen, der sicher froh war, als er endlich im stillen Windsor-Schlosse bei der königlichen Familie saß. Aber da ihm die Stadt London ein Baufest anbot, mußte er wohl oder übel wieder dahin zurück und in die City nach Guildhall kommen. Es geschah in einer verschlossenen Staatskarosse, umgeben von Gardereitern, und die Fahrt ging so schnell durch London, als entföhre man einen Staatsgefangenen nach dem Tower. Napoleon kam bei dem glänzenden Fest auch aus der Nervosität nicht heraus und blücte mit seinen glanzlosen Augen sehen umher, als könnte doch ein Ber-

dächtiger unter der Menge sein und es mit Dolch und Revolver auf ihn abgesehen haben.

In Windsor fanden natürlich Hoffeste aller Art für ihn statt, auch ein Ordenstapitel, bei dem die Königin ihm den Gosenbandorden ertheilte, wobei der neue Ritter galant den üblichen Schwur der Treue „nicht nur dem Orden, sondern der Monarchin und zwar für ewige Zeiten“ leistete, was einen ganz hübschen Theatereffekt machte.

Die schöne, damals 28 Jahre alte Kaiserin Eugenie gefiel außerordentlich bei Hofe. Der Königin Herz gewann sie durch die lebenswürdige Weise, wie sie mit deren Kindern umzugehen verstand, und durch die ausgesprochene Sehnsucht nach ähnlichem Segen, der ihr während der dreijährigen Ehe noch versagt war, aber ein Jahr später ihr Glück auf die Höhe bringen sollte. Die Königin Viktoria nahm dann Bathenstelle bei dem kaiserlichen Prinzen an und bewahrte ihm ein wahrhaft mütterliches Interesse bis an sein unglückliches Lebensende. Bald nach seiner Geburt erwiderte sie auch den französischen Besuch in Paris.

Allein diese Freundschaft lockerte sich bald, und schon im Jahre 1857 traute England dem Kaiser Napoleon trotz seines Kreuzschwurs als Ritter vom Gosenbandorden gar nicht mehr. Prinz Albert veranlaßte daher seine Gemahlin, mit ihm zusammen auf ihrer Nacht nach Oxbourg hinüber zu fahren, um sich im Geheimen über den Stand der dort ihrer Vollendung nahen riesigen Festungswerke zu unterrichten. Es geschah dies im tiefsten Inkognito, und erst nach zwei Tagen kamen die vornehmen

Rundschaffter wieder heim. Der Prinz hatte sich die französischen Seefestung, die England so drohend gegenüber lag, mit militärischen Augen genau angesehen. Infolge davon wies er die Minister auf die Nothwendigkeit hin, für alle Fälle die englischen Küsten und Häfen in besseren Verteidigungszustand zu setzen, und regte überdem die Bildung von Freiwilligencorps zur Landesverteidigung an. Der Gedanke fand unter dem wachsenden Mißtrauen des englischen Volkes gegen Louis Napoleon begeisterte Aufnahme. Schnell bildeten sich die freiwilligen Schützen-corps, und im Jahre 1860 hielt die Königin Viktoria eine erste Truppenschau über 21,000 Mann derselben im Hyde-park von London ab. Sie erschien im offenen Wagen an der Seite des Königs der Belgier, Prinz Albert neben ihr zu Pferde. Der Herzog von Cambridge kommandirte die Truppenschau, die glänzend verlief.

Im Dezember 1861 erkrankte der sonst so kraftvolle Prinz Albert an einem gastrischen Fieber in Windsor. Niemand hielt den Fall für gefährlich, am wenigsten die Königin, die sich stets einer so festen Gesundheit erfreute, daß sie nicht wußte, was krank sein heißt. Der Prinz, obwohl erst im 42. Lebensjahre, hatte indessen Todesahnungen. Einige Tage vor seinem Ableben trug er, nachdem er sich versichert, daß die Königin nicht im Zimmer war, seiner achtzehnjährigen Tochter Alice (der späteren Großherzogin von Hessen) auf, ihrer älteren Schwester (der deutschen Kronprinzessin) nach Berlin zu schreiben, daß er nicht wieder genesen würde. Die Prinzessin that dies nicht, als aber der Zustand ihres Vaters in der

That beunruhigender erschien, berief sie ihren Bruder, den Prinzen von Wales, von Cambridge, wo er studirte, nach Windsor, während die Mutter, die noch immer in Eäuschungen lebte, nach Berlin telegraphiren ließ, sie hoffe, daß die Gefahr vorüber sei. Am Abend desselben Tages starb Prinz Albert.

Die Königin, die mit Leidenschaftlicher Stiehe an ihm hing, war anfangs vollständig erklarrt und ihre Fassung unnatürlich. „Ihre Majestät ist bedenklich ruhig,“ flüsterete sich ihre Umgebung zu. Sie saß vor der mit Blumen überdeckten Leiche und hatte keine Thränen. Tage lang starrete sie dann in namenloser Verzweiflung vor sich hin, und es war kaum für die dringendsten Sachen ihre Unterschrift zu erlangen. Dann floh sie trotz des Winters in die Stille von Osborne, wo sie zum ersten Male auch wieder den geheimen Rath berief und mit ihm Sitzung hielt, weil das Parlament einberufen werden mußte. Aus dem tiefsten Schmerz als Frau hob sich so die Königin, ihres treuen Gemahls gedenkend, mit bewundernswerther Kraft zur Ausübung ihrer Pflichten ohne feinen Beistand empor. Es war Balsam für ihr wundtes Herz, daß nun alle Welt in England, die den Prinzen so oft verdächtigt und viel verleumdet hatte, in Lobeserhebungen auf ihn überfloß. Er wurde populär, nun er todt war, und man suchte allgemein, was der Staat an ihm verloren hatte.

Die Königin lebte nur in seinem Andenken, in einem wahren Kultus der Trauer um ihn, abseits der Welt und allen königlichen Glanzes in ihren ländlichen Residenzen. Werthvoller als alle Denkmäler aus Erz und Stein, die

nun fort und fort zum Gedächtniß und zu Ehren des Verstorbenen auf ihre oder auf Anderer Anregung hin im Lande, zumal im Schottischen, erklangen, war die von ihr bewirkte Lebensbeschreibung desselben mit Herausgabe seiner Briefe. In dem eigens für ihn erbauten stolzen Mausoleum von Frogmore betete sie an seinem Grabe.

Mein mußte sie fortan die Erziehung ihrer noch unermachsenen Kinder, der Prinzessin Louise, des Herzogs von Connaught, des Herzogs von Albany und ihres kleinsten Lieblings, der Prinzessin Beatrice, leiten und sich über die Verheirathung der älteren entscheiden. Neun Kinder waren ihr geschenkt worden, und von ihnen das älteste, die Prinzessin Viktoria, seit 1858 bereits an den preussischen Kronprinzen verheirathet. Bald nach dem Tode des Vaters, im Sommer 1862, vermählte sich die zweitälteste Tochter, jene schon erwählte Prinzessin Alice, mit dem Prinzen, jetzigem Großherzog von Hessen-Darmstadt. kaum ein Jahr darnach hielt die Braut des Prinzen von Wales, ihres 22jährigen Sohnes, ihren Einzug in London. Es war die Prinzessin Alexandra von Dänemark, des „See-königs Tochter“, wie man sie poetisch bei ihrer Ankunft in England begrüßte. Monate lang konnte sie nie ausfahren, ohne von dichtgedrängten Volkshaufen begrüßt zu werden. Die Bewunderung ihrer jugendlichen Anmuth wurde förmlich Nationalhache und kam ihrem sehr lebenslustigen Gemahl zugute. Bei der Trauung des jungen Paars in der St. Georgskapelle zu Windsor hielt sich die Königin-Wittve ungelesen auf einer Tribüne auf. Die nächste Verheirathung war 1866 die der Prinzessin Helena

mit Prinz Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg; dann 1871 die der Prinzessin Luise mit dem Marquis v. Sorne, eine Herzogsverbindung, die allein von den beiden jungen Seiten auf einem der Ausflüge der königlichen Familie in Schottland geschlossen wurde.

Dort in den Hochlanden, wo Prinz Albert das Schloß Balmoral für den Herbstaufenthalt seiner Familie hatte erbauen lassen, hielt sich die Königin Viktoria mit besonderer Vorliebe auf, schon deshalb, weil da so viele Erinnerungen an ihren verstorbenen Gemahl zu ihr sprachen. Und dann liebte sie das noch halb wilde Schottland mit seinen romantischen und von Sagen und Poesie umwobenen Fels- und Seelandschaften, ebenso das treuherrliche und stolze Volk der Schotten. Vorzugsweise Schotten waren denn auch in ihrem häuslichen Dienst, und an der Spitze desselben ihr Liebling Brown, der immer um sie war und mit der Stellung eines Kammerdieners die eines vertrauten Rathgebers, ja eines wahren Freundes verband, dessen Gabe an sie die Königin nicht allein bei jeder Gelegenheit öffentlich rühmte, sondern die sie nach seinem Tode im Jahre 1882 sogar durch eine Widmung ihrer in Schottland geführten und von ihr zur Veröffentlichung gegebenen Tagebücher in gewiß von solcher Seite gehörte dann noch der alte Zu ihrer nächsten Umgebung gehörte auch noch der alte Rabinetssekretär Grey, der schon zu Prinz Albert's Zeiten im höchsten Vertrauen der königlichen Familie stand. Mit diesem sehr bescheidenen Hofstaat alter, in Treue erprobter Diener lebte sie ihrer Wittwentrauer in Windsor, in Osborne oder in Balmoral, glücklich in dieser Zurückgezogen-

heit vom Geräusch der Welt, umringt von dem traulichen Kreis ihrer noch unermäßigsten Kinder, der freilich durch die folgenden Verheirathungen der jüngeren Söhne sich nach und nach immer mehr lichte, aber durch den Besuch dieses oder jenes Ehepaars während des Sandaufenthalts sich auch immer wieder etwas ergänzte.

Rein Sommer, kein Herbst, der ihn derartig nicht um die würdige königliche Matrone auf Schloß Balmoral schloß. Da wurde denn die Einsamkeit des Lebens ungestört in der innigsten, einfachsten Häuslichkeit genossen. Was von Regierungsgeschäften zu besorgen nothwendig war, erledigte die Königin in der Morgenstunde nach den ihr zukommenden Berichten und Depeschen. An jedem Tag wurde ein gemeinsamer Spazierritt mit den anwesenden Kindern und den beiden klugen Hunden Noble und Sharp, oder eine Ausfahrt unternommen; Abends beim Thee geplaudert, gelesen, gezeichnet oder Klavier gespielt. Die Königin liebte das letztere, spielte es selber, und auf ihren Ausflügen nahm sie stets ihr Stizzenbuch mit, um irgend einen landschaftlichen Punkt, der ihr gefiel, mit Bleistift darin aufzunehmen. Dester wurden von ihr auch weitere, Tage lange Streifparthien durch das Gebirge unternommen, oder infolge einer Einladung dieses oder jenes schottischen Lords, die sich ganz als alte Glanhäuptlinge anzusehen pflegen und mit ihren Hirten und Bauern nach altschottischer Sitte leben, machte sie einen Besuch auf dessen Schloß, beschäftigte seine Heerden, wohnte der Schafschur bei oder sonst einer landwirthschaftlichen Arbeit der Dorfleute. Man errichtete ihr bei solchen Gelegenheiten

gern Triumphbogen und führte schottische Länze im Nationalkostüm auf. Ihre Töchter tanzten dann mit und fragten nicht nach den Mynen der abgehärteten Mäuner, die sie im Kreise schwanen. Die Königin pflegte einer Sitte gemäß bei jedem solchen Besuch einen Baum zu pflanzen. Und war sie nicht auf schottischen Burgen zu Gaste, so richtete sie ihren Gang wohl zu dem Förster ihres Waldreviers, um da einem bescheidenen Familienfesse beizuwohnen, oder nach dem Dorfe zu einem Fest oder einer Hochzeit, oder nach den Hütten der Armen und Kranken.

So ist sie vom Volke um Balmoral hoch verehrt. Ueber diese Jhdellen hat sie selbst in dem 1868 erschienenen Buche „Unser Leben in den Hochlanden“, wie auch in den schon erwähnten, vor einigen Jahren veröffentlichten Tagebüchern ausführlich berichtet.

Trotz aller dieser Abgeschlossenheit aus der glänzenden Sphäre des Hoflebens versteht sie auch heute noch ihre Pflichten, als Staatsoberhaupt zu erfüllen. Ueberließ sie die Regierung auch völlig ihren Ministern, Lord Russell oder Gladstone, Disraeli oder Derby oder Salisbury — bald liberalen, bald konservativen Parteihäuptern — so besaß sie doch stets in auswärtigen Fragen sehr ausgesprochene Ansichten, die sie selbst den mächtigsten Ministern gegenüber mehrfach mit Erfolg geltend machte. Beim amerikanischen Unionskriege verhinderte sie die schlimmsten Absichten des alten Gladstone, der mit seiner beschränkten Auffassung von der auswärtigen Politik Englands überhaupt wohl nicht der Mann ihres Vertrauens war. Desto mehr besaß dies Disraeli,

der Lorch, der sie auch am 1. Januar 1877 zur Kaiserin von Indien in Delhi proklamiren ließ und den sie dafür zum Lord Beaconsfield erhob. Mit ihrer vollsten Ueber einstimmung führte er die Politik im letzten russisch-türkischen Kriege.

Fünzig Jahre nun auf dem Throne des englischen Weltreiches, vermag die Königin Viktoria wohl mit Stolz auf ihre lange Regierungszeit zurückzublicken. Ungetrübt ist dieser Rückblick für die hohe Frau allerdings nicht. Das Mausoleum von Frogmore hat auf das sonnenhelle Gemälde einen tiefbunten Schatten geworfen, Kinder sind ihr gestorben, Attentate auf ihr Leben haben nicht gefehlt, die Lories haben Anstoß an ihrer zu bürgerlichen und allem glänzenden Hofleben abgewendeten Lebensweise genommen und warten ungeduldig auf die Thronbesteigung des Prinzen von Wales. Die irische Landfrage, denen sich eine schottische und eine englische anschließt, nimmt immer bedrohlicheren Umfang an. Aber dennoch ist die Königin populär im ganzen Inselreich, und wer bedenkt, daß 1837 bei ihrem Regierungsantritt durch die Mißachtung der monarchischen Staatsverfassung ein sehr kritischer Wendepunkt der inneren Geschichte Englands vorhanden war, der wird das stille Verdienst ihrer Herrschaft zu schätzen verstehen.

beider Ereignisse erfüllt sein müssen? Worin besteht die vernichtende Gewalt des Blitzschlages? Wie können wir uns gegen ihn am besten schützen? Das sind Fragen, die sich gewiß jeder unserer Leser schon mehr als einmal vorgelegt haben wird. — So weit die wissenschaftliche Forschung bis heute darauf Antwort zu geben vermag, möge das in den folgenden Zeilen kurz geschehen.

Der Blitz ist ein elektrischer Funke. Das weiß wohl jedes Kind und viel mehr wußten die Gelehrten bis vor ganz kurzer Zeit auch noch nicht. Wie beschaffen, wie stark dieser Funke sei, ob er überhaupt ein einziger, oder ob es stets mehrere Funken seien, die im Auge nur durch die Schnelligkeit ihrer Fortbewegung den Eindruck eines Blitzstrahls hervorrufen: das ist auch bisher nicht ermittelt worden. Doch hat man untrügliche Beispiele von mehrfach getheilten Blitzen schon seit vielen Jahren. In allerjüngster Zeit ist es gelungen, den Blitzstrahl durch die photographische Platte zu fixiren und da zeigte es sich denn, daß diese ein ganz anderes Bild davon erhält, als das weit weniger lichtempfindliche menschliche Auge. Mit einem breiten Hauptstrahl laufen beiderseits mehrere schmale und feinere Seitenlinien parallel und entsenden nach allen Seiten weitverzweigte, baumartige und sehr scharf gezeichnete Ausläufer. Die Zahl der bis jetzt gelungenen Blitzaufnahmen ist jedoch nur verhältnißmäßig gering und bezieht sich nur auf eine Art von Blitzen, die gewöhnlichen blendend hellen, zickzackartigen Streifen. Schon Arago aber unterschied von diesen eine andere Art, die Flächenblitze, die nie gesackt oder bandartig erscheinen, sondern immer

## Etwas über die Gewitter.

Nach dem neuesten Stande der Wissenschaft.

Von

N. Wexsel.

(Nachdruck verboten.)

Es ist ein warmer, schwüler Sommerlag. Die Atmosphäre ist feucht, fast übersättigt mit Wasserdämpfen. Kein Lüftchen regt sich. Die Pflanzen lassen ihre Blätter hängen, die Vögel klattern tief am Boden, die Hausthiere suchen Schutz in der Nähe des Menschen und dieser zieht sich in's kühle Innere der Häuser zurück. Weißliche, zerzauste Wolken verhüllen den Anblick der Sonne, unheimliche Stille vollendet das Beängstigende der ganzen Natur.

Plötzlich fangen die Wetterfahnen auf den Dächern an zu knarren; am Horizont steigt eine tiefschwarze, mächtige, kompakte Wolkenmasse auf, die, gejagt von den schnell entseffelten Winden, sich mit rapider Geschwindigkeit über den ganzen Himmel verbreitet. Sähle Blitze zuden aus ihr hervor; anfangs entfernt groellende, dann immer gewaltigere Donnerschläge folgen ihnen und lang entbehrt Regen strömt herab auf die durstenden Thuren.

Weshalb kommt nicht der Regenschauer ohne Blitz und Donner, wie zu tausenden von anderen Malen? Welches sind die Bedingungen, die zum Zusammentreffen

große Wolkenkomplexe zugleich erbellen, gewissermaßen wie wenn ein Blitz durch den transparenten Wolkenvorhang hindurchschimmerte. Diese Art von Blitzen ist nicht zu verwechseln mit dem sogenannten Wetterleuchten, welches weiter nichts ist, als der Widerschein eines unter unserem Horizonte aufflammenden Blitzes. Eine dritte Sorte von elektrischen Entladungen der Wolken ist bedeutend seltener und auch ihrer äußeren Erscheinung nach von den anderen gänzlich verschieden: die Kugelblitze. Das Vorkommen dieser letzteren wird von manchen Forschern immer noch in Frage gestellt trotz vieler authentischer Nachrichten. Es sei mir gestattet, als Beitrag zu den Erscheinungen von Kugelblitzen einen von mir selbst vor einigen Jahren beobachteten Fall anzuführen.

Am einem Julinachmittage gegen vier Uhr entlud sich über dem in einem Thalkessel am Rande der norddeutschen Tiefebene gelegenen Städtchen M. ein heftiges Gewitter. Der strömende Regen veranlaßte uns, die sämtlichen Fenster des Hauses zu schließen. Mein Bruder und ich waren gerade im Begriff, die zu ebener Erde befindlichen Kellerfenster zuzumachen, als ein betäubend krachender Donnerschlag das ganze Haus erzittern und die Scheiben klirren ließ. Im selben Moment rollte draußen, unmittelbar vor den Fenstern eine weißglühende Kugel langsam mit einer Geschwindigkeit von etwa 1 bis  $1\frac{1}{2}$  Meter in der Sekunde über die Erde dahin. Betäubt und erschreckt eilten wir aus dem Keller herauf, unseren Angehörigen den Vorfall zu erzählen. Diese nun wollten zur selben Zeit deutlich durch das Fenster gesehen haben, wie der Blitz, gleich einem

Feuerball aus den Wolken herausfallend, in die gegenüberliegende Wothese eingeschlagen habe, und sie erwarteten insolge dessen in jedem Momente, aus letzterer Rauch aufsteigen zu sehen. Mit diesem Blitz schien die Macht des Gewitters gebrochen zu sein und der Regen ließ nach. Als wir uns nun noch über diesen merkwürdigen Vorfall unterhielten, kamen Nachbarn in's Haus und sprachen ihre Verwunderung darüber aus, daß wir nicht bemerkt hätten, wie jener Blitz in unser Haus eingeschlagen habe. Deß wurden wir auch inne, sobald wir in die anderen Zimmer kamen. Vom Giebelschornstein hatte der Blitz, ohne zu zünden, seinen Weg durch fast alle Zimmer genommen, Gasrohre, Drähte, Klingelzüge u. als Bahn benutzend und in den oftmals durchgeschlagenen Backsteinwänden ein glattes, cylindrisches Loch hinterlassend und war schließlich unter dem Kesselfenster vorbei, an einem Brunnenrohre in's Grundwasser gefahren. Das Interessante dabei war die von Allen, auch den Nachbarn wahrgenommene Kugelform des Blitzes, und mit diesem Vorfall ist mir die Existenz von Kugelblitzen und die völlige Verschiedenheit derselben von den sogenannten Blitz- und Flächenblitzen unabweislich.

Die Frage nach der Entstehung des Donners muß als ein noch gänzlich ungelöstes Problem gelten, und die bisher versuchten Erklärungen der Gelehrten sind meist so mangelhaft, tragen so deutlich den Stempel der Verlegenheit an der Stirn, daß es sich nicht verlohnt, darauf einzugehen. Am wahrscheinlichsten ist wohl die Hypothese des großen Philosophen Arthur Schopenhauer, daß der Blitz die



Wassermassen der Wolken in Wasserstoff und Sauerstoff zerlehe und diese Gase zugleich entzünde, der Donner also eine Reihe von aufeinander folgenden Knallgas-Explosionen sei.

Doch lassen wir diese zweifelhafte Frage bei Seite und kehren wir zum Blitze zurück. Jedermann weiß, daß es zwei verschiedene Erscheinungsweisen der Elektrizität gibt, welche man in der Wissenschaft als positive (Plus-Elektrizität) und negative (Minus-Elektrizität) bezeichnet, ebenso, daß zwei Körper, die mit gleicher Elektrizität geladen sind, sich gegenseitig abstoßen, die mit ungleicher Elektrizität erfüllt sind oder geladenen Körper sich aber gegenseitig anziehen. Liegen diese letzteren beiden Körper nun fest, so daß die Ausgleichung der Elektrizität nicht durch Berührung erfolgen kann, so springt unter günstigen Umständen ein Funke über, wodurch die Ausgleichung vor sich geht. Dieser elektrische Funke ist aber nichts weiter, als der Ueberschuß an Elektrizität eines Körpers gegenüber einem anderen. Kann die Ausgleichung der Elektrizität nicht durch einen Funken erfolgen, so fließt der Ueberschuß an Elektrizität allmählig und unsichtbar durch die Luft ab; dieses Abfließen geschieht besonders aus den Ranten, Ecken und Spitzen eines Körpers.

Wir haben uns nun alle Körper als mehr oder weniger elektrisch vorzustellen, sowohl die festen, wie die flüssigen und die gas- oder luftförmigen. Ist nun ein Körper, z. B. ein Schiff, durch irgend welche Verhältnisse stärker elektrisch geladen als die umgebende Luft, so fließt der Ueberschuß an Elektrizität aus demselben und zwar

vorwiegend aus seinen Spitzen, den Massen, in die Luft ab und diese Erscheinung kann man bei gehöriger Sinterfähigkeit Nachts sogar wahrnehmen an den damit verbundenen Lichterscheinungen. Es zeigen sich dann auf den Spitzen der Massen u. kleine Flämmchen, die man St. Elmsfeuer nennt.

Ein viel häufigerer Ausgleichungsprozeß der Elektrizität zweier Körper in der Natur sind aber die Gewitter. Die beiden mit Elektrizität geladenen Körper sind entweder zwei Wolken, oder eine Wolke und die Erde mit Allen, was darauf ist. Kommen zwei elektrische Wolken einander nahe genug, so springt der Ueberschuß an Elektrizität der einen auf die andere in Gestalt eines Funkens, des Blitzes, über. Stähert sich eine Wolke der Erdoberfläche genügend, so springt auch aus ihr oder aus der Erde (besonders aus hohen Bäumen, Kirchtürmen, Blitzableitern u.) der Ueberschuß an Elektrizität zur Erde, beziehungsweise zur Wolke als Blitz über. Es ist daher eine ganz irrige Meinung, der Blitz käme immer nur aus einer Wolke auf die Erde herab: es fährt im Gegenteil auch mancher Blitzstrahl aus der Erde zu einer Wolke hinauf.

Wenn wir uns nun zwar auch alle Körper als elektrisch vorzustellen haben, so ist damit doch keineswegs die Frage erledigt, wie eine Wolke stärker elektrisch sein könne, als die andere, wie der Ueberschuß an Elektrizität in einer derselben entstehe. Und das ist zugleich die Kardinalfrage nach der Entstehung der Gewitter überhaupt. Eine und zwar entschieden die glücklichste aller bisherigen Lösungen dieser Frage gibt Professor Dr. S. Sohnde in einer kritisch

erschiedenen Broschüre: „Der Ursprung der Gewitter“, deren Inhalt im Folgenden kurz skizziert werden möge.

Die Beobachtungen verschiedener Luftfahrer, sowie die meteorologischen Beobachtungen auf hohen Bergen zeigen, daß die Temperatur der Luft, je mehr man sich von der Erde erhebt, nicht nur rasch abnimmt, sondern daß sogar im Sommer schon in verhältnismäßig geringer Höhe in der Atmosphäre der Gefrierpunkt angetroffen wird. Selbst an heißen Sommertagen liegt derselbe nur circa 3000 bis 4000 Meter über dem Meeresspiegel, sinkt aber unter Umständen sehr schnell bis zu 2000 Meter herab. In den Regionen oberhalb dieser Höhe herrscht also eine Temperatur von weniger als  $0^{\circ}$  und die dort befindlichen Wasservolken müssen daher alsbald zu Eis- oder Schneewolken werden, indem die luftgefüllten Wasserbläschen derselben zu feinen Eisanadeln oder Schneeflocken erstarren. Eine sehr niedrige Lage des Gefrierpunktes ist nun stets beim Ausbruche der Gewitter konstatiert worden und scheint für letztere Bedingung zu sein.

Innerhalb derjenigen Region, in welcher die Temperatur der Luft  $0^{\circ}$  und weniger beträgt, befinden sich daher Eiswolken, während unter ihr Wasservolken schweben. Diesen wichtigen Unterschied der Wolken nehmen wir übrigens auch schon von unten im Ansehen derselben wahr. Jeder kennt das feine, leichte, durchsichtige, meist weiße Gewölk, welches bald das Aussehen von weitberweigtem Aeberrchen hat, bald zerkausten Soden gleicht und ein anderes Mal wiederum einem auf den Tisch gedrückten weißen Federpinsel ähnlich ist. Der Volksumd nennt diese

Wolkenart Wetter- oder Windbaum oder auch wohl, ohne meteorologischen Beigeschmack, Federwölken; in der Wissenschaft heißen sie Cirrus. Das sind die Eiswolken, welche gewöhnlich in beträchtlichen Höhen schweben, aber vor Ausbruch eines Gewitters sich bedeutend tiefer herablassen.

Ganz anderes Aussehen haben die Hausentolken (Cumulus), welche die Seemannssprache sehr bezeichnend Baumwolkenballen nennt, jene großen, schweren Massen mit oft gerader Grundfläche und gewölbter Kruppel oder verschieden gestaltetem oberen Rand, welche am Horizont gelagert und von der untergehenden Sonne beleuchtet, schneebedeckten Gebirgsketten ähnlich sind. Diese Wolken schweben viel tiefer als die Federwölken und sind daher von höherer Temperatur; sie enthalten nur Wasserdampf.

Mein nicht immer werden die Wolken so beleuchtet, daß man Cirrus von Cumulus oder Eis- von Wasservolken durch ihr Aussehen unterscheiden könnte: wenn sie sich nämlich vor der Sonne oder dem Monde befinden. Jedoch hat man auch dann sichere Unterscheidungsmerkmale. Befindet sich vor der Sonne oder dem Monde eine Wasservolke, so erscheinen diese Himmelskörper von einem an sie eng anschließenden Lichtkranz umgeben, von einem Hof kleinerer Art. Eine Eiswolke, ein Cirrus vor der Sonne oder dem Monde aber erzeugt einen von der leuchtenden Scheibe völlig getrennten großen Lichtstreifen, einen Hof größerer Art oder, um in der Sprache der neueren Meteorologie zu reden, einen Hof schlechtweg.

Diese Unterscheidungsmerkmale der Wolken sind behufs

Vorherfrage eines Gewitters von Wichtigkeit. Nach den mehr als zwanzigjährigen Erfahrungen Silbermann's bildet sich nämlich aus der Cumuluswolke vor Ausbruch eines Gewitters "eine Wolke in Form eines Champignons, ein von oben nach unten eingedrückter Kopf, der auf einem dicken Stiele sitzt."\*) Der Grund dieser Erscheinung ist folgender. Auch unterhalb der Cumuluswolke schweben Wasserdämpfe in der Luft. Infolge irgendwelcher oft sehr mannigfaltiger Ereignisse bildet sich nun unter der Wolke ein aufsteigender kalter Luftstrom, an welchem sich jene Wasserdämpfe niederschlagen, wie an der kalten Fenster Scheibe im Winter. Dadurch, daß sie sich niederschlagen und verdichten, werden sie aber sichtbar und nehmen das Aussehen einer Wolke an, eines "Stiels", auf welchem die vorher vorhandene Cumuluswolke sitzt. Dieser Luftstrom steigt aber höher hinauf, durch die Cumuluswolke hindurch, sättigt sich dabei immer mehr mit Feuchtigkeit und gelangt schließlich in die Eisregion, in diejenigen Höhen, in welchen die Temperatur der Luft  $0^{\circ}$  und darunter beträgt. Dabei muß er nach den theoretischen Berechnungen Meyer's selbst eine höhere Temperatur mitbringen, so daß er also sogar in der Eisregion noch in flüchtiger Aggregatform emporsteigen kann, ohne daß seine Wasservläschen zu Eiskugeln erstarren. Also können vermittelst eines solchen

\*) Selbstverständlich kann man diese Bildung nicht in dem engen Horizont einer Stadt beobachten. Man muß sich dazu, wie zu jeder meteorologischen Beobachtung, auf einem möglichst frei gelegenen, hohen Punkte mit weitem Horizonte, z. B. auf einem Berge oder in einer großen Ebene befinden.

aufsteigenden Luftstromes Wasser- und Eiskugeln nebeneinander existieren, und, sich an den Rändern reibend, an einander vorbeischießen.

Dieser Vorgang der Reibung von Wassertheilchen an Eis, der sich hierbei im größten Maßstabe abspielt, ist aber eine sehr ergiebige Elektrizitätsquelle. Wir müssen daher annehmen, daß beim Aufsteigen einer solchen Wasserwolke in die Eisregion sowohl die von ihr durchbrochene Eiskristalle wie sie selbst elektrisch geladen werden und zwar die Eiskristalle mit Plus-Elektrizität, die Wasserbläschen mit Minus-Elektrizität.

Nun sinkt die Temperatur der Atmosphäre in der Höhe, wie die Beobachtungen lehren, besonders in den Nachmittagsstunden rasch; die Lage derjenigen Region, in welcher die Temperatur unter Null angetroffen wird, nähert sich rasch der Erdoberfläche, während der warme mit Wassertheilchen beladene Luftstrom mit rapider Geschwindigkeit aufwärts steigt. Damit ist die Bedingung für fortwährend neues Laden der Wolken mit Elektrizität, sowie für die spätere Entladung und Ausgleichung in Gestalt eines Gewitters gegeben.

Als Hauptquelle für die Elektrizität der Wolken dürfte somit die Reibung der Wassertheilchen der einen an den Eiskristallen der anderen Wolke gelten und die vornehmste Bedingung für das Zustandekommen eines Gewitters wäre die sehr geringe Höhe der Eisregion, derjenigen Schicht der Atmosphäre, in welcher die Temperatur  $0^{\circ}$  und we-niger beträgt.

Ist mit dieser Theorie der Entstehung der Gewitter

auch nicht Alles bis auf den letzten Grund erklärt, so wird der Leser sich doch des Eindrucks nicht erwehren können, daß wir es hier mit einer vorzüglichen Hypothese zu thun haben, welche von keinem der bisherigen Forscher auch nur annähernd an Einfachheit und Sicherheit erreicht ist.

Wir gehen nun zu der nicht weniger interessanten Frage über: „Wie schützen wir uns vor Gewitter und Blitzstrahl?“ ein Thema, das in neuerer Zeit, anlässlich der Wahrnehmung von der auffallenden Vermehrung der Blitzschläge in Deutschland, wiederholt diskutiert worden ist. Von der Möglichkeit eines persönlichen Schutzes gegen die verderblichen Einflüsse des Blitzstrahls sehen wir hier als einem anerkannten Anstimm ab. \*) Dagegen gibt es gewisse, der Erfahrung entnommene Regeln über das Verhalten des Einzelnen bei einem Gewitter, deren Befolgung den Menschen zwar nicht absolut schützt, aber doch die Gefahr, getroffen zu werden, wesentlich vermindert. Zu Ruß und Frommen Derjenigen, welchen dieselben wieder entfallen sind, mögen die wesentlichsten hier Platz finden:

1) Vermeide während eines Gewitters den Aufenthalt in der Nähe von Metallgegenständen, vor allen Dingen unter Kronleuchtern, Drahtzügen, Säulen, Trägern, Eisenbahnbrücken.

\*) Der Kaiser von China soll sich übrigens, um hier wenigstens einen Fall anzuführen, beim Herannahen eines Gewitters in ein unterirdisches Gemach zurückziehen, dessen Dach durch einen See gebildet wird, weil das Wasser seiner Meinung nach den einschlagenden Blitz auslösche!

2) Stelle Dich nicht unter einen Kamin, aus dessen Schornstein eine Dampfsäule emporsteigt; laß lieber zur Vermeidung von Rauch das Feuer auslöschen, denn der Rauch ist ein guter Leiter der Elektrizität.

3) Vermeide feuchte Zugluft, trockene ist nicht besonders gefährlich.

4) Es empfiehlt sich der Aufenthalt in großen, hohen Zimmern und das Öffnen eines Fensters, damit im Falle des Einschlagens etwaige Stickluft sofort abziehen kann.

5) Der Aufenthalt unter einzelstehenden hohen Bäumen ist sehr gefährlich, in einem Gehölz stelle man sich zum Schutz gegen den Regen unter niedrige Bäume. Rasches Laufen, Fahren, Reiten erhöht die Gefahr, man suche daher, sobald man die Anzeichen eines Gewitters gewahrt, vor dem Ausbruch desselben ein schützendes Obdach zu erreichen.

Die Hauptähnregel bleibt aber immer die: Schütze Dein Haus mit einem guten Blitzableiter. Ich betone das Wort „gut“; denn ein Blitzableiter, der nicht in allen Theilen dem Blitzschlage seinen Weg vorzeichnet, genügt eben den Anforderungen eines guten Blitzableiters nicht und wirkt in den meisten Fällen eher schädlich. Denn durch die Blitzableiter erfolgt die elektrische Entladung einer Wolke weit öfter, als man gewöhnlich annimmt.

Man unterscheidet bei einem Blitzableiter die Auffangstange und die Leitung in die Erde. Die Auffangstange soll halb so lang sein wie der Radius des zu schützenden Umkreises. Größere Gebäude müssen daher mit mehreren Auffangstangen versehen werden, die mit einander in Lei-

tende Verbindung zu setzen sind. Es ist gut, wenn ihr oberes Ende in mehrere Spitzen ausläuft, die entweder vergoldet\*) sein oder aus massivem Silber oder Platin bestehen und durch einen farbigen Ueberzug gegen Witterungseinflüsse geschützt sein sollen. Die Auffangstangen selbst werden, wie die Leitung, aus Kupfer oder Eisen hergestellt, die ersteren müssen einen Querschnitt von 5 bis 6 Millimeter, die letzteren von 12 bis 14 Millimeter haben.

Als Ableitung empfiehlt sich am besten ein Seil aus sechs bis sieben Kupferdrähten von der Gesamtbreite eines Quadratcentimeters. Ein Kabel aus Eisendraht muß entsprechend stärker gearbeitet sein. Von den früher benutzten dicken eisernen Bändern ist man aus verschiedenen Gründen zurückgekommen. Größere Metallmassen in oder an den Gebäuden, eiserne Träger, Schienen, Gas- und Wasserleitungsröhre, Metallbächer, Rinnen u. sind mit dem Ableitungskabel in Verbindung zu setzen, sofern man nicht die Gefahr erhöhen will. Die Leitung muß in eine große Eisen- oder Kupferplatte endigen, welche so tief im feuchten Erdreich zu liegen hat, daß sie beständig mit dem Grundwasser in Berührung ist. Wie die neuesten Erfahrungen gelehrt haben, ist es noch praktischer (und auch billiger), wenn man die Ableitungsdrähte mit den unterirdischen Gas- und Wasserleitungsröhren verbindet. Von einer hieraus für die letzteren entstehenden Gefahr kann absolut nicht die Rede sein.

\*) Ein Ueberzug von Gold hat den Nachtheil, daß er leicht vom Bliz geschmolzen wird.

So unschädlich ein guter Blizableiter den elektrischen Strahl macht, so sehr vermehrt eine mangelhafte oder unterbrochene Anlage die Gefahr für ein Gebäude. Es ist daher nicht nur auf die Anlage, sondern auch auf die Unterhaltung der Blizableiter die peinlichste Sorgfalt zu verwenden. Nach jedem Gewitter, bei welchem ein Schlag durch ihn hindurch geht, lasse man den Blizableiter untersuchen und eventuell beschädigte Stellen sofort ausbessern. Außerdem sollte er jährlich mindestens zweimal — im Frühjahr und Herbst — einer sachkundigen Revision unterzogen werden.

Bei der auffallenden, durch statistische Erhebungen nachgewiesenen Vermehrung der Gewitter und der Blizschäden in Deutschland während der letzten Jahre sollte man auch eine Vermehrung der Blizableiter erwarten, allein unser Volk scheint in dieser Beziehung leichtsinnig geworden zu sein. Besonders in Norddeutschland zeigt sich die Vermehrung der Gewitterschäden recht auffällig als Konsequenz der seltenen Blizableiteranlagen. Man versichert sein Hab und Gut gegen Feuerbrunst und glaubt dann die Abwendung der Gefahr einer solchen vernachlässigen zu können. Die Größe einer Gefahr wird oft erst dann erkannt, wenn man die Entstehung derselben eingesehen hat. Wir haben die Bildung der Gewitter kennen gelernt; möchte sie uns gezeigt haben, wie sehr wir den Gefahren derselben ausgesetzt sind, die um so größer sind, je vereinzelter eine Wohnstatt liegt. Möge daher Jeder thun, was zur Verhütung der Gefahr nach den Errungenschaften der Wissenschaft in der menschlichen Macht liegt und dann

ruhig abwarten, was das Schicksal schickt. Denn übertriebene Gewitterfurcht, wie man sie in manchen Gegenden noch auf dem Sande findet, ist ebenso thöricht, wie zu große Sorglosigkeit und Nachlässigkeit.

## Zur Geschichte der Gemüse.

Ein Kapitel für die Hausfrauen.

Von

**A. Berthold.**

(Nachdruck verboten.)

Der Name Gemüse stammt unzweifelhaft von „Mus“ her und bezeichnet die breiartige Zubereitung jener Pflanze des Pflanzenreiches, die der Mensch zum Theil nicht verzehren konnte, bevor er sie nicht durch Kochen zerkleinert und zu Mus gemacht hatte. Das Kochen setzt aber schon das Vorhandensein von Töpfen voraus, die eine Glasur besitzen. Die Gemüse wurden also erst zu einem Nahrungsmittel, als die Menschheit schon auf einer gewissen Kulturhöhe stand, und in der That sind Gemüse wohl zuerst gegessen worden, nachdem die nomadischen Bevölkerungen Mensen sesshaft wurden, nicht mehr von dem Ertrage der Jagd und der Viehzucht allein lebten, sondern auch Ackerbau trieben und wilde Pflanzen zu veredeln begannen. Die Erfahrung lehrte jene Völker auch, daß der Genuß der Vegetabilien aus sanitären Gründen

zu empfehlen sei, daß die Gemüse blutreinigend wirkten und die Verdauung förderten und regelten.

Noch früher, als die grünen Gemüse, waren die Hülsenfrüchte, die man als „Trockengemüse“ bezeichnen kann und zu denen man Linsen, Erbsen und Bohnen zählt, den asiatischen Kulturvölkern bekannt. Schon zweitausend Jahre vor Christi Geburt kannten die Völker an den Ufern des Mittelmeeres die Bohne. In Egypten war ihr Genuß den Priestern verboten, ja nicht einmal ansehen durften sie die Bohnenpflanze, wenn sie nicht unrein werden wollten. Auch Pythagoras, der seine Weisheit aus Egypten hatte, untersagte seinen Schülern den Genuß der Bohnen. Wieleicht hatte das Verbot seinen Grund darin, daß die Bohne im kassischen Alterthum die „Lobdenfrucht“ war, die man bei bestimmten Festen den Schattten der Abgeschiedenen als Speise vorsetzte. Man glaubte auch, daß in der Unterwelt die Bohnen als Speise verlor sich nur Abneigung gegen die Bohnen als Speise verlor sich nur sehr allmählig, und auch europäische Völker wollten lange nichts von ihr wissen.

In Deutschland wurde die Frucht der Bohne erst zu Carl's des Großen Zeiten bekannt, und dieser befahl seinen Beamten den fleißigen Anbau derselben. Aus Deutschland kam die Bohne nach den Niederlanden und von dort erst im Anfange des 16. Jahrhunderts nach England.

Die Erbse stammt aus dem mittleren Asien. Sie war im Alterthum den Griechen und Römern schon bekannt und kam nach Deutschland wohl durch die Römer, aber erst vor zwei Jahrhunderten lernte man in Europa den

Gemüß der grünen Erbsen kennen, die man bis dahin den Pferden als Futler vorgeworfen hatte. Frau v. Main-tenon schreibt über das neue Gericht der grünen Erbsen im Jahre 1696: „Die grünen Erbsen bilden fortwährend den Hauptgegenstand aller Unterhaltungen. Die Ungebild, sie zu essen, das Vergnügen und der Triumph, schon solche gegessen zu haben, und die Freude, sie bald wieder essen zu können, sind die drei Angelpunkte, um welche sich seit drei Tagen alle Unterhaltungen unserer Prinzen drehen. Es gibt Damen, welche, nachdem sie an der königlichen Tafel reichlich zu Abend gespeist haben, zu Hause vor dem Schlafengehen noch eine Schüssel grüner Erbsen verzehren, auf das Risiko hin, sich den Magen gründlich zu verderben. Es ist aber einmal so Mode und alle Welt ist wie toll darauf.“

Bei den Hülsenfrüchtlern muß man auch den Reis erwähnen, der eines der wichtigsten Nahrungsmittel der Erde ist, denn gegen 800 Millionen Menschen in China, Japan, auf den malayischen Inseln, in Indien, Persien, Arabien, in der Türkei, in Nordafrika und in Portugal leben fast ausschließlich von Reis. Der Name Reis stammt aus dem dravidischen (vorderindischen) arudschi, d. h. Korn zur Ausfuhr, und man kann demnach annehmen, daß er aus Indien stammt. Dreitausend Jahre vor Christi Geburt war er eine der Hauptkulturpflanzen China's, dessen lumpfige Fußbetten und Niederungen dem Anbau dieser Pflanze besonders förderlich waren. Durch die Feldzüge des großen macedonischen Alexander kam der Reis von den Ufern des Euphrat und Tigris nach Europa, und bei den römischen

Reinschmeckern galt er als Delikatesse. Horaz erwähnt indeß noch, daß er nicht als allgemeine Speise galt. Es war eben stets das Schicksal dieser so außerordentlich nahrhaften und gesunden Pflanze, verkannt und unterschätzt zu werden. Die Araber verpflanzten den Reis in das Nil-delta, wo er vorzüglich gedieh und zu einem wahren Segen für ganz Egypten wurde. Gleich günstige Kulturerfolge erzielten die Araber mit dem Reis in Spanien. In der Mitte des 16. Jahrhunderts begann der Reissbau in Italien und nahm dort solchen Umfang an, daß geleglich gegen ihn eingeschritten werden mußte. Der Reis erfordert nämlich so viel Bewässerung, daß ganze Sandstrecken in Sümpfe verwandelt wurden und das Sumpffieber, die Malaria, mehr und mehr Opfer forderte. Bis heute ist in Italien das Gesetz gültig, daß in der Nähe größerer Städte keine Reisfelder angelegt werden dürfen.

Der italienische Reis ist vorzüglich, wird aber noch von dem amerikanischen, dem Karolina-Reis übertroffen. Nach Amerika kam der Reis erst im Jahre 1701 von Madagaskar aus, sein Anbau hob sich von Jahr zu Jahr, und bald konnte Amerika einen großen Ueberschuß ausführen. In Deutschland hat sich der Reiskonsum im Volke erst in den letzten dreißig Jahren gehoben. Es wäre aber in der That Zeit, daß man endlich einsehen wollte, welches Volkernahrungsmittel im besten Sinne der Reis ist. Fast aller im Handel vorkommende Reis ist Sumpfreis, der Bergreis, welcher auf trockenen Höhen wächst, wird nur in Indien angebaut und übertrifft den Sumpfreis bedeutend an Güte.



Das Hauptgemüse (denn als Gemüse müssen wir sie bezeichnen) für uns, welches weder auf der königlichen Tafel noch bei der Majestät des ärmsten Mannes fehlt, die Kartoffel, ist — historisch betrachtet — das jüngste Gemüse. Von welcher Wichtigkeit sie heute für die Ernährung der Volksmassen in Europa ist, wird Jedem bekannt sein, trotzdem hat dieses überaus werthvolle Knollengewächs mehr als zweihundert Jahre gebraucht, um in Europa zu Ansehen und Achtung zu gelangen. Der Name Kartoffel ist aus Tartüffel umgewandelt, und letzteres Wort stammt aus dem italienischen tartufo, die Trüffel. In Südamerika, speziell in Peru, war die Kartoffel schon vor vielen Jahrhunderten eine Kulturpflanze und diente zur Ernährung großer Massen, weshalb die Könige, die Inkas, das Volk beständig zum Anbau ermunterten. Nach Europa kam sie zum ersten Mal 1565 durch einen irischen Sklavenhändler Namens Garwins, aber erst am Ende des 18. Jahrhunderts's erkannte man in England den Werth der Frucht.

In Deutschland förderte erst das Gend, das der dreißigjährige Krieg brachte, den Anbau der Kartoffel. Nach Sachsen brachte sie 1647 der Bauer Hans Rogler aus Selb im Voigtlande, nach Hessen kam sie im Jahre 1648. Nach Württemberg wurde sie durch den waldenfischen Kolonisten Antoine Seignoret im Jahre 1710 gebracht, in Bayern wurde sie 1716 angepflanzt und Preußen erhielt sie 1720 durch die Pfälzer.

Wir wenden uns nun zu einer Frucht, die noch jetzt ebenso beliebt ist, wie im Alterthum, zu der Gurke.

Man nimmt an, daß auch sie aus Indien stammt und leitet ihren Namen aus dem hindostanischen cahira ab. Die Araber machten daraus den Namen al chijar, und die Griechen angurion. Schon den Egyptern war die Gurke bekannt, wie dies Abbildungen auf verschiedenen Bauperken beweisen, und vom Nil her kam die Frucht nach Griechenland und Stalien ungefähr im 5. Jahrhundert vor Christi Geburt. Die Römer liebten besonders eine große Art Gurken, welche roh, gesotten und gebraten gegessen wurden, und Kaiser Tiberius war ein so leidenschaftlicher Gurkenesser, daß er auch im Winter Gurken in Treibhäusern für sich ziehen ließ. Die jetzt bei uns beliebte Gurkenart stammt aus dem alten Byzanz, die Slaven lernten sie früher kennen, als wir, denn nach Deutschland kam sie erst im 17. Jahrhundert.

Aus Asien, der Wiege der Menschheit und der Kultur, stammt auch der Spargel. Ob ihn die alten Egypter schon gekannt haben, läßt sich mit Sicherheit nicht behaupten, aber die Römer schätzten ihn als Delikatess hoch. Sie kannten auch den wilden Spargel, der jetzt noch in großen Mengen in England, Südf Frankreich, Italien und Dalmatien wächst, und die Aerate des klassischen Alterthums verwendeten ihn als Heilmittel gegen Gicht, Wassersucht und Herzleiden. Wann der bereedete Spargel nach Deutschland kam, steht nicht fest. Mönche sollen ihn über die Alpen gebracht und zuerst in süddeutschen Klostergärten angepflanzt haben.

Zu den ältesten Gemüsen gehört der Rohl mit seinen außerordentlich vielen Abarten. Aus den Werken griechi-

ischer und römischer Schriftsteller erfahren wir, daß ge-  
kochter Kohl und Kohlsuppe zu den von allen Ständen  
gegessenen Gerichten gehörte, und Cato und Cicero loben  
und empfehlen den Kohl als eine gesunde, blutreinigende  
Speise. Besonders geschätzt im Alterthum war der  
Blumenkohl, den die Römer wohl aus Afrika mit-  
brachten. In Deutschland ist der Blumenkohl nachweislich  
erst im 17. Jahrhundert gepflanzt worden.

Von den Blätterpflanzen, die sich durch ihren würz-  
haften Geschmack besonders auszeichnen, war der Sauer-  
ampfer im Alterthum am beliebtesten. Sorax empfahl  
ihn zu genießen, wenn man am Tage zuvor ein zu reich-  
liches Gastmahl zu sich genommen und zu viel Wein ge-  
trunken hat. Der Sauerampfer war also wohl damals  
ein „Rattemittel“ und dasselbe, wie heute unser saurer  
Hering.

Die Rübenarten, zuerst in wildem und dann in  
beredeltem Zustande, gehören ebenso wie die Kohlsorten zu  
den ältesten Gemüßen. Sie waren Gerichte der Hebräer,  
der Griechen, der Römer. Besondere historische Daten  
existiren über diese ältesten Nahrungsmittel nicht.

Vergessen wir nicht der Pilze, die schon in den  
frühesten Zeiten genossen wurden, und welche durch den  
ihnen eigenthümlichen, aromatischen Geruch wohl den  
Appetit derjenigen Menschen, die in Wäldern lebten, er-  
regten. Der edelste aller Pilze, die Trüffel, war im  
Alterthum wohlbekannt. Brillat-Savarin, der bekann-  
te Feinschmecker, der im Jahre 1825 seine Physiologie des  
Geschmacks herausgab, sagt in diesem Werke:

„Die Trüffel war schon den Römern bekannt, doch  
scheint die französische Art nicht zu ihnen gelangt zu sein.  
Die Trüffeln, welche das Entjüden ihrer Tafeln waren,  
kamen aus Griechenland, Afrika und insbesondere aus  
Sibyen. Das Fleisch derselben war blaßröthlich, und die  
Lüthyen waren wegen ihres zarten Geschmacks und wegen  
ihres Aroma's am meisten gesucht. Die Zeit von den  
Römern bis zu uns füllt dann ein langes Interregnum  
aus, denn die Auferstehung der Trüffel ist ziemlich neuen  
Datums. Ich habe verschiedene alte Kochbücher gelesen,  
in denen sie gar nicht erwähnt wird. Man darf sogar  
behaupten, daß die eben ausstorbende Generation beinahe  
Zeuge dieser Auferstehung war. Um 1780 war die Trüffel  
in Paris noch eine Seltenheit. Ihr häufiges Erscheinen  
verdanken wir erst den Delikatesshändlern, deren Zahl sich  
sehr vermehrt hat.“

Auch der Kaiserling, ein Blätterpilz, war in der  
altrömischen Küche sehr beliebt. Derselbe findet sich jetzt  
noch in Südeuropa und gleicht wegen seines pomerangen-  
rothen Gutes dem Stiegenpilz etwas, ohne indeß die  
giftigen Eigenschaften desselben zu besitzen. Im Ganzen  
zählt man jetzt in Deutschland über vierzig eßbare Pilzarten.

Zu den grünen Gemüßen gehören auch die Salate.  
Die Erfinder der Salate waren die Römer in der Zeit  
des Kaiserreiches. Besonders angesehen war bei ihnen der  
Indivien Salat. Man schnitt gewaschene und getrocknete  
Endivien klein, goß Olivenöl darüber und mischte feinge-  
hackte Zwiebeln, Essig und etwas Honig bei. Andere Salat-  
arten wurden wahrscheinlich scharf gesalzen, denn der Name

rührt von sal (das Salz) her. Auch der Sattich, den die alten Schriftsteller so oft erwähnen, ist ein Verwandter unserer deutschen Salatpflanze. Außerdem machte man auch aus Sellerie mit Vorliebe Salat.

Im Mittelalter war das Zubereiten von Salat nur zeitweise üblich, und im Allgemeinen ein höchst sonderbares. Man nahm Sauch oder Zwiebeln und briet dieselben unter der Asche, dann schnitt man sie in Stücke und machte sie mit Salz und Honig an, oder man kochte Zwiebeln, zer schnitt sie und goß süßen Wein darüber. Man machte auch aus Blättern des Borreisch, welche wie Gurken riechen und schmecken, einen Salat, indem man sie mit Pfeffermünze, Petersilie, ferner mit Salz und Del mischte. Öflig wurde bei diesem Salat nicht verwendet. Auch Knoblauch wurde in jener Zeit zum Salat verwendet und überhaupt sehr gern gegessen. In Südfrankreich und Italien findet man heute noch große Vorliebe für diese stark duftenden Zwiebeln.

In neuester Zeit macht sich eine Propaganda zu Gunsten der Gemüse auf Kosten des Fleisches geltend, welche letzteres vollständig von den „Vegetariern“ verworfen wird. Ob die vegetarischen Bestrebungen, welche von einer Anzahl vegetarischer Vereine besonders in Deutschland und England ausgehen, Boden im Volke finden werden, kann nur die Zeit lehren, sicher aber ist, daß man gut thäte, mehr wie bisher sein Augenmerk auf den Anbau und die Konsumtion der so gesunden und wohlschmeckenden Früchte und Gemüse zu richten.

## Der Ruderkampf zwischen Oxford und Cambridge.

Ein Bild aus dem englischen Leben.

Von

Wilhelm F. Brand.

(Nachdruck verboten.)

Daß in England alle möglichen Sports — besonders der Wassersport — in weit höherem Grade gepflegt werden, als in irgend einem anderen Lande der Erde, ist eine bekannte Thatsache. Welch' eine Entwicklung aber der Rudersport erlangt, welcher ein nationales Interesse derselbe gewest hat, zu welcher einem Extrem der ganze Ruderkultus getrieben wird, das erhellt deutlich aus einer einzigen Ruderkampffahrt, die alljährlich zwischen den neun Auserlesenen der Universität Oxford und denen von Cambridge unter regster Theilnahme der ganzen Nation stattfindet.

Es ist in England vielfach Brauch, daß eine Schule die andere herausfordert, sich in den beliebigen Ballspielen Cricket oder Foot Ball, im Rudern oder anderen Leibesübungen mit ihr zu messen. So konnte es nicht Wunder nehmen, daß es vor etwa einem halben Jahrhundert auch einigen Sänglingen, die in Oxford studirten, in den Sinn

kam, daß die erlesensten Ruderer ihrer Univerſität mit denen von Cambridge den Wettkampf aufnehmen ſollten. Cambridge nahm die Herausforderung an und es wurden nun unter den verſchiedenen Rudervereinen, die auf einer jeden der beiden Univerſitäten beſtehen, die acht beſten Ruderer ſammt einem geſchickten Steuer von der Studentenſchaft auſerleſen. Damit aber nicht der einen oder anderen Partei aus einer beſſeren Lokalkenntniß des Gewäſſers Vortheil erwachſe, beſchloß man, den Wettſtreit weder in Oxford noch auch in Cambridge ſtattfinden zu laſſen, ſondern in der Nähe von London, wo die breite Themſe einen geeigneten Kampfsplatz darbot, und wohin überdies die Freunde und Bekannten der Studenten und andere, die ſich etwa für das Wettrudern intereſſiren mochten, am leichtesten gelangen konnten.

Die erſte dieſer Wettfahrten wurde im Jahre 1836 veranſtaltet und bei immer wachſender Theilnahme der Bevölkerung zuerſt alle paar Jahre, ſeit 1856 aber regelmäßig jedes Jahr wiederholt, und jetzt iſt die „University boat race“ längſt zu einer dauernden Inſtitution geworden, die Wochen lang zuvor in den Vorzimmern des Parlaments, wie in der Gin-Kneipe der Arbeiter, in den Empfangszimmern der vornehmſten Ladies, wie unter den Waſchfrauen und Marktweibern Londons ein beliebter Gegenſtand der Unterhaltung und des Wettens geworden iſt.

Es erſcheint uns im höchſten Grade erſtaunlich, wie die erwarteten Rudereſchläge der zwoimal acht Jünglinge von den beiden Univerſitäten das ganze Land ſo lange im

Voraus elektriſiren können. Aber Partei nehmen muß Jedermann, und Jedermann glaubt dieſes auch äußerlich dadurch an den Tag legen zu müſſen, daß er die Farbe ſeiner Partei Wochen oder jedenfalls mehrere Tage lang vor der Entſcheidung des Kampfes in der Form von Halsbinden, Schleifen, Bändern, Kofetten u. dergl. an ſich ſetzt, an ſeinen Pferden und Hunden und wo ſonſt nur möglich, öffentlich zur Schau trägt. Die Oxford-Farbe iſt dunkelblau, die Cambridge-Farbe hellblau, und Blau überhaupt iſt die Parole ganz Englands. Weißwaarengeſchäfte ſind in Blauwaarengeſchäfte verwandelt; Pußmacherinnen machen nur in Blau, und je näher der berühmnißvolle Tag heranrückt, deſto mehr ſind Mann und Roß und Wagen mit Blau beladen. Ganz England iſt blau angehaucht!

Wieder und wieder wundert man ſich, wie das Gählein von Studenten die ganze Nation ſo aufregen kann. Warum dieſe allgemeine Parteinahme? fragt man ſich immer wieder vergeblich, bis man plötzlich — man weiß nicht wie es kommt — von der Fluth mit fortgeriſſen, ſich ſelbſt als eifrigen Parteigänger findet. So iſt es auch mir gegangen. Der Zufall wollte, daß ich einen Abend in dem Hauſe einer befreundeten Familie verbrachte, wo alle Anweſenden „Oxford“ waren, mit Ausnahme einer älteren Dame, die dort zum Beſuch weilte, ein Entkeſchöngchen in Cambridge hatte und daher eine gewaltige lichtblaue Schleife auf der Bruſt trug. Dieſe Schleife reizte offenbar die „dunklen“ ſehr, und ihre würdige Träglerin hatte einen harten Stand gegen dieſelben. Ich kam

ihre zu Hilfe, muß aber dabei wohl mehr Eifer entwickelt haben, als ich beabsichtigte, denn zum Lohne dafür erhielt ich am nächsten Morgen von der lebenswürdigen Großmama einen Cambridge-Orden in der Gestalt einer himmelblauen Schleife, die ich natürlich aus Höflichkeit anlegen mußte; die freundliche Geberin aber that sich nicht wenig darauf zu Gute, mich für ihre Partei gewonnen zu haben.

So wird man überrascht, abgestempelt und in aller Form der Partei eingereicht. Wer könnte z. B. einer himmelblauen Halsbinde, von schöner Hand überreicht, widerstehen? Zwar kommt man sich zuerst ein wenig hanswurslig vor, wenn man sich mit diesem hellblauen Schmutz um den Hals auf die Straße wagt, aber da würdige Männer in demselben Schmutz prangen, da die Straßenjungen, weit davon entfernt, uns auszulachen, vielmehr ihr Pfeifen unterbrechend, vertraulich und tröstend uns zurufen „we are sure to win, Governor“ (wir werden sicher gewinnen, Herr), so wird die Sache schließlich ganz — erbaulich, wenn auch nur von einer karnedalen ähnlichen Erbaulichkeit!

Inzwischen sind die „Helden der Lage“ von ihren heimischen Gestaden, vom Strande der Isis und des Cam auf dem Kampfsplatz erschienen und üben sich seit Wochen auf der oberhalb Londons zwischen den Vorstädten Putney und Mortlake befindlichen, vier englische Meilen langen Strecke der Themse, um sich mit den geringfügigsten Biegungen, den Strömungen und Gegenströmungen und anderen Eigenheiten des Flusses auf das sorgfältigste ver-

traut zu machen. Zugleich wird ihr „training“, ihre Dressur, nun nach den strengsten Prinzipien durchgeführt. Ein richtiger Ruderer wird sich unter allen Umständen des Bieres enthalten, aber um so mehr Beeffteat zu sich nehmen und alle möglichen Leibesübungen verrichten, um sich alles unnötigen Fleisches zu entledigen und die Muskeln zu stärken. Aber die Dressur, der diese Herren sich jetzt zu unterziehen haben, ist so streng, daß sie — nach Aussage der Enthufastien — nicht nur den Körper außerordentlich stärken soll, sondern auch den Geist! Denn, sagen diese Autoritäten, solche Enthaltsamkeit auf der einen Seite, solche Anstrengung auf der anderen pünktlich durchzuführen, muß die Willenskraft ganz außerordentlich stärken. Um sich aber vor etwaiger Fahrlässigkeit zu hüten, geben sich diese jungen Leute in die Hände von professionellen „trainers“, welche die „Dressur“ übernehmen.

Mehrere Wochen lang vor der Regatta werden die Dressirten täglich gewogen, um zu sehen, wie das „training“ bei ihnen anschlägt, und das Gewicht jedes Einzelnen der sechzehn Ruderer und der beiden Steuerer wird Tag für Tag in allen größeren Zeitungen genau angegeben, die auch allesamt täglich ihre Spezialberichterstattung an den Fluß entsenden, damit das Publikum mehr oder weniger über jeden Ruderschlag der Helden unterrichtet sei. Doch damit begnügt der Engländer sich noch nicht. In hellen Haufen ziehen die Londoner täglich hinaus an den Fluß, um mit eigenen kunstverständigen Augen die Leistungsfähigkeit der Singsinge zu prüfen und — die Höhe der Wetten darnach zu bemessen!

Und der Tag kam, der Alles entscheiden sollte, die vorher erwähnte Familie hatte mit anderen Freunden zusammen einen kleinen Steamer gemietet, von einem solchen aus ließ sich der ganze Vorgang am besten beobachten, und auch ich erhielt eine Einladung, mitzufahren, vermuthlich auf Veranlassung der lebenswürdigen Großmama, die mit einem Interesse, ja einem gewissen Pflichtgefühl auf mich blickte, wie unter deutschen Corpsstudenten etwa der erfahrene Bursche auf den seiner Obhut anvertrauten Leibfuchs.

Wir kamen einige Zeit vor Beginn der Regatta auf dem Kampflake in Putney an und fuhren dann die ganze Strecke bis Mortlake den Fluß hinauf und wieder herab, aber nicht nur war der Fluß selbst belebt von zahllosen Fahrzeugen aller Art — von großen Dampfern bis zu den winzigsten Ruderböthen — sondern es standen auch bereits die ganze vier Meilen lange Strecke des Flusses entlang auf den beiderseitigen Ufern Kopf an Kopf viele Tausende, ja Hunderttausende von Zuschauern. Hinter ihnen waren fast überall die verschiedenartigsten Fuhrwerke bunt durcheinander aufgefahen, indem die elegantesten Equipagen vielleicht einem blutbefudelten Fleischerkarren oder einem schmutzigen Geselgefährt benachbart standen. Doch das schien die Aufgeregten wenig zu stören, weder diejenigen, die Champagner tranken, noch die, welche sich mit Wein (Wachholderbranntwein) und Gingerbeer (Sodawasser mit Ingwer gewürzt) begnügten. Denn ein guter Schmaus, eine tüchtige Anfeuchtung der Kehle gilt dem edlen Briten jedweder Gesellschaftsklassen bei solchen Ge-

legenheiten für unerlässlich; hinter der Wagenkette waren an mancherlei Stellen wieder alle Arten von Tischen und Buden aufgeschlagen, wo Gingerbeer und Gingerbread (stark gewürzter Pfefferkuchen) und die in England so gewöhnlichen und so billigen Apfelsinen und Kofosniffe feil geboten wurden! Manche vergnügten sich beim Würfelspiel und Kartenlegen und derlei jahrmärkähnlicher Kurzweil, deren volkstümlichste Art aber das Kofosnuffwerfen zu sein scheint. Dagegen von Riffen werden Lose auf dicht neben einander in die Erde gehauene Pfähle gelegt und dann mit dicken Kugeln oder Kneteln herabgeworfen. Ein Wurf kostet einen Penny (etwa 10 Pfennig), und wer eine Nuß herabwirft — was gar nicht schwer scheint — behält dieselbe.

Die große Masse der am Ufer Stehenden gehört den unteren Klassen der Bevölkerung an. Und schlechte Withe, berbe Späße scheinen, wie überall, wo der englische „Mob“ vertreten ist, an der Tagesordnung; doch auch durchaus achtbare und selbst vornehme Leute haben sich in das Gedränge gemischt, wie eben auch manche elegante Equipagen darin halten. In den vielen der unmittelbar an den Fluß stoßenden Privatbesitzungen aber wie auf manchen der Fahrzeuge sehen wir eine erlesene Gesellschaft.

Doch schon dampfen die Steamer der Rheinsepolizei den Fluß entlang, einen breiten Wasserweg frei zu machen. Alle Schiffe und Boote müssen am Ufer anlegen. Wir befinden uns gerade in der Nähe von Hammermiths-Bridge und legen uns hier vor Anker. Diese Brücke aber ver spricht möglicher Weise der interessanteste Punkt der ganzen

Fahrt zu werden. Denn dieselbe führt über den Fluß, wo dieser eine starke Krümmung macht, so daß der der Sonnenseite dieser Krümmung zunächst gelegene Bogen selbstverständlich viel direkter für die Ruderer ist, als einer der anderen. Es ist also leicht möglich, daß, im Falle die Boote zu gleicher Zeit unter der Brücke ankommen sollten, dieselben an einander gerathen oder doch wenigstens sich einander die leichtesten Ruder in Stücke brechen würden, denn daß zur Vermeidung eines solchen Unfalls auf der einen oder anderen Seite die Geschwindigkeit auch nur um das Geringste vergrößert werden würde, war natürlich außer aller Frage. Für den Nothfall führte deshalb der den beiden Booten folgende Dampfer des Schiedsrichters eine Anzahl von Extrarudern mit sich, und die Boote würden im Fall eines Zusammenstoßes auf der anderen Seite der Brücke voraussichtlich auf's Neue haben „starten“ (die Wettfahrt beginnen) müssen. Es liegt in der Hand des Schiedsrichters, bei einem derartigen Vorkommniß solche Bestimmungen zu treffen. Dieser ist allemal eine in Sachen des Ruderns als Autorität bekannte Persönlichkeit, die von den Studenten beider Universtitäten erwähnt wird.

Ein dumpfes Getöse, wie das entfernte Rollen des Donners, kündigt uns an, daß die Boote „gestartet“ haben. Es ist der Beifallsruf der enthusiastischen Zuschauer. Es kommt näher und näher. Schon sind die Boote in Sicht! In das dunkle, respektive helle Blau ihrer Partei gekleidet, greifen die Ruderer wacker aus. Auch die Ruder sind mit denselben Farben gemalt. So schießen die Boote

an uns vorüber, gefolgt in geringer Entfernung von dem Dampfer des Schiedsrichters, von denen der Rudereclubs der beiden Universtitäten und einem vierten, an Bord dessen sich die Vertreter der Presse befinden.

„Bravo Oxford!“ — „Well done (gut gemacht) Cambridge!“ — „Go it (vortwärts) Oxford!“ — „Gurrah bunt durcheinander.“ So ruft es aus der begeisterten Menge hundert mich mit hingerissen! Jedermann, der auch nur die leiseste Ahnung davon hat, was Rudern heißt, würde den Leistungen, die in diesem Augenblicke geboten wurden, Beifall zollen. Mit einem Kraftaufwand von vierzig Ruderschlägen in der Minute schossen die Boote pfeilschnell ihrem Ziele zu, hart aneinander, Cambridge auf beiden Seiten der Ruderer inmitten des tumultuarischen Enthusiasmus ihrer Umgebung, diese gewandte, leichte und doch so kräftige Handhabung der Ruder, die mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes in die Fluth tauchten, wie wenn ein und dieselbe treibende Kraft je acht Ruder in Bewegung setzte; diese Hast und dennoch diese Ruhe, es waren in der That meisterhafte Leistungen.

Da jagen sie hin, mit voller Kraft auf ein und denselben Brückenbogen zu — beide Boote zu gleicher Zeit! Alles steht in athemloser Spannung. Nur um das geringfügigste aus der Bahn gewichen und die Ruder müßten unfehlbar mit dem Brückenpfeiler oder mit den Rudern des anderen Bootes in Kontakt kommen. Eben schießen „die Hellen“ unter den Bogen, im nämlichen Moment



aber auch schon „die Dunklen“, hart aneinander gleiten sie dahin. Da! — Nein! — Die Geschicklichkeit der Steuerer ist der der Ruderer gleich! Sie sind hindurch! Ein wildes Rauschen der Menge, es scheint, als ob nun Oxford vorankommt! Doch schon sind die Boote außer Sicht.

Der lebhafteste Gedankenaustausch über das, was sich eben vor ihrem Auge abgespielt, die Ungeduld, den weiteren Verlauf der Fahrt zu erfahren, bringt neue Bewegung in die harrende Menge. Es werden auch wohl noch neue Wetten abgeschlossen, auch noch einige Flaschen geöffnet. Die Ungeduld ist unbefehrblich.

Da kommt plötzlich mit vollster Kraft ein Dampfer von Putney heruntergejagt. „Titbits“ steht mit außerordentlich großen, setzten Lettern vorn angemalt „Titbits? — Leckerbissen?“ fragt man sich wohl verwundert, „was soll das heißen?“ Es ist eine Reklame. Titbits ist der Name eines ziemlich unbedeutenden Wit- und Unterhaltungsblattes, das sich auf diese Weise den vielen Tausenden von gespannt am Ufer harrenden Zuschauern in Erinnerung zu bringen wünscht. Und es erreicht seinen Zweck auf das Unyweisschafteste. Groß wird gewiß die Zahl Derjenigen sein, die dankbarlichst gerührt von nun an zu den festen Lesern eines „so unternehmenden Blattes“ gehören werden! Denn hinter den Kolossen von Lettern, die den Titel der Zeitschrift so weithin verkündeten, wehte eine Flagge — eine Flagge von der Farbe meiner Kravatte — im reinsten Himmelblau! Und dahinter standen die inhaltschweren, einen enthuftastischen Sturm und Gegensturm unter dem Publikum erregenden Worte: „Cambridge won by four

lengths.“ Vier volle Bootslängen also war Hellblau seinem Gegner am Endziel voraus.

Dem Dampfer von Titbits folgten nun noch zahllose andere Reklame-Fahrzeuge, die uns alle möglichen Dinge anpreisen wollten. Doch die Fahrgeschwindigkeit des ersten hatte ihnen allen den Rang abgelassen, die nachfolgenden fanden nur wenig Beachtung. Bald kamen nun auch die verschiedenen Dampfer, die den Ruderbooten gefolgt waren, wieder den Fluß herab. Die Dampfer der Universtitäten hatten die Bootsmannschaften ihrer Farbe an Deck, die abermals auf das Lebhafteste von dem Publikum begrüßt wurden.

Jetzt also hatte Cambridge von den vierundvierzig Reegatten, die bisher zwischen den beiden Universtitäten stattgefunden haben, seinen zwanzigsten Sieg errungen. Oxford ist immer noch drei Siege voraus. Bei der einen Wettfahrt — im Jahre 1877 — kamen beide Boote so genau zu gleicher Zeit am Ziele an, daß der Sieg unentschieden bleiben mußte.

Besondere Telegraphenstationen waren unmittelbar am Ziel errichtet, die den Bericht über die Regatta nicht nur über ganz Großbritannien hin, sondern auch nach Amerika, Indien u. s. w. — soweit die englische Zunge klingen — entsandten. Und wir waren eben in London wieder angelangt, es war wenig über eine Stunde nach Verlaufe der Wettfahrt verstrichen, da wurden schon die Extrausgaben der Zeitungen, die einen Spezialbericht über den Ruderwettkampf enthielten, feilgeboten. In solchen Dingen entwickelt die englische Presse einen außerordentlichen Unter-

nehmungsgelift. Weitere Ausgaben brachten dann noch mehr Einzelheiten über den Verlauf des Ganges und auch befondere Telegramme aus den beiden Univerfitätsstädten, die melbeten, wie die Bevölkerung dort die Nachricht aufgenommen!

Diefer übertriebene Kultus des Rudersports, der allerdings eng mit der Seidenfchaft der Engländer für Wetten zufammenhängt, erfcheint uns lächerlich und thöricht. Wenn aber auch der Ruderverwekkamp der beiden englischen Univerfitäten zu fehr auf die Spike getrieben ift, das Rudern felbft, das ja auch in Deutfchland eine immer erfreulichere Ausdehnung gewinnt, bleibt ein männlicher, den Körper kräftigender und hohen Genuß bereitender Sport, und zur Uebung männlicher Kraft und Gefchicklichkeit bei der Jugend in jeder Hinficht empfehlenswerth.

## Das große Hauptquartier.

Arrieges fchilliche Skizze

von

Hanus v. Spielberg.

(Nachdruck verboten.)

In zahlreichen Büchern, Broschüren und Auffäßen aus militäriſcher und nichtmilitäriſcher Feder ift die Organization des preußiſchen und deutſchen Heeres eingehend geſchildert und beſprochen, all' die Beſtandtheile des weitverzweigten Heeresorganismus find oft eingehend gewürdigt worden — außerſt ſelten iſt dagegen merkwürdiger Weiſe derjenigen Centralſtelle gedacht, in der doch ſchließlich alle die Fäden, an denen dieſer weitgliedrige, gewaltige Organismus geleitet wird, zuſammenlaufen: des großen Hauptquartiers nämlich.

Nur Wenige mögen von dem Umfang dieſes in Wirklichkeit „großen“ Hauptquartiers eine richtige Vorſtellung haben, noch Wenigere werden vielleicht ohne Weiteres verſehen, wie trotz dieſes rieſigen Umfangs doch alle Funktionen in dem Gefolge des oberſten Kriegsherrn aufs Schnappte bemeffen ſind, wie die gewaltige Arbeitslaſt innerhalb des weiten Rahmens die Kräfte jedes Einzelnen oft bis zur Ueberanſtrengung in Anſpruch nimmt. Aber man

bedenke, daß außer der gesammten Feeresleitung im großen Hauptquartier auch fortdauernd die laufenden Regierungsgeschäfte erledigt und die politischen Beziehungen zum Auslande gepflegt werden; außerdem muß das Hauptquartier des Monarchen aber auch stets auf die Ankunft fremder Fürsten, hochgestellter Würdenträger, auswärtiger Diplomaten eingewichtet sein und gerade dadurch ist für dasselbe rein äußerlich ein weit größerer Apparat geboten, als ihn der einfache und anspruchslose Sinn des deutschen Kaisers für sich persönlich erfordert.

Als das große Hauptquartier am 29. Juni 1866 und am 31. Juli 1870 Berlin verließ, hatte es fast die gleiche Stärke: beide Male waren nicht weniger als sechs ganze Eisenbahnzüge zu seinem Transport erforderlich. Die Besetzung der einzelnen Züge im Jahre 1870 war folgende:

In dem ersten Zuge fuhr der König mit den Prinzen und Fürstlichkeiten, sowie das unmittelbare Gefolge, die Chefs und höheren Beamten der verschiedenen Kabinete und Stäbe.

Im zweiten Zuge wurden die Pferde und Wagen des Königs und seines Gefolges befördert.

Der dritte Zug führte die Pferde, Wagen und Mannschaften des Generalstabes, der Generalintendantur, des Bundeskanzlers und des Feldjägercorps.

Der vierte Zug enthielt die Mannschaften, Pferde und Wagen des Kriegsministeriums, der Generalsinspektion der Artillerie, der Prinzen und zwei Feldlagarethe.

Im fünften Zug waren die zur Generalsinspektion der Ingenieure, dem Feld-Oberprobiantamt, der Feld-

telegraphie, dem Feldpolizeidienst u. s. w. gehörigen Mannschaften, Pferde und Wagen untergebracht.

Der sechste Zug endlich diente zur Beförderung der Infanterie- und Kavallerie-Stabswachen und der Mund- und Fourage-Verpflegungskolonne.

Im Ganzen zählte das große Hauptquartier 981 Personen, 782 Pferde und 84 Fahrzeuge.

In beiden Feldzügen wurde das große Hauptquartier durch die Eisenbahn so nahe als möglich an die Armee herangeführt: 1866 endete die Fahrt in Reichenbach in Böhmen, 1870 zu Homburg in der Pfalz. Von den Ausschiffungspunkten an beginnt die den Operationen folgende Fortbewegung zu Wagen und zu Pferde, die Zouviere gehen täglich voran, um Quartier zu machen, und dies ist besonders unmittelbar vor und während der eigentlichen entscheidenden Tage keine leichte Aufgabe. Es ist ein Verthum, anzunehmen, daß das große Hauptquartier sozusagen während der ganzen Feldzüge in dulce júbilo gelebt habe und von einem Schloß in das andere gewandert wäre.

Sobald die Operationen zum Stillstand kommen, wie also z. B. während der Belagerung von Paris, findet sich ja natürlich stets ein volkreicherer, bequem gelegener Ort, und damit passende Unterkunft, im Bewegungskriege müssen sich die Ansprüche der Einzelnen aber oft auf das denkbar bescheidenste Maß herabdrücken lassen. Der König selbst geht in solchen Fällen stets mit seinem Beispiel voran. Am Abend des 18. August, nach der Schlacht von Gravelotte, wollte der König z. B., da kein passendes Quartier zu finden war und sich nach einem fünfzehntägigen Mit-

das Bedürfniß nach Ruhe gebieterisch geltend machte, auf der Matrahe seines Krankenwagens im Freien übernachten und ließ sich von seinem Gefolge nur schwer bewegen, endlich in einem Bauernhause von Rezonville Quartier zu nehmen. In dieser Nacht bivakirten fast alle Offiziere des Gefolges, und es fehlte dabei nicht an komischen Scenen. Der russische Militärbevollmächtigte, General Graf Kutusow, hatte sich z. B. ganz in seinen großen Mantel gewickelt hingelegt, als ein zufällig vorübergehender Trainisoldat in dem Glauben, es mit einem Todten zu thun zu haben, sich anschickte, ihm die unter dem Mantel hervorkehenden hohen Stiefeln auszugiehen. Der General erwachte darüber, der Trainisoldat rief erschreckt: „Alle Wetter, der ist ja noch lebendig!“ und ging brummend davon, um eine andere Gelegenheit zur Verbesserung seiner ärrissenen Fußbekleidung zu suchen. — Nach der Schlacht von Königgrätz ließ sich für den König überhaupt kein Bett aufstreuen, der Wagen mit dem königlichen Feldbett hatte nicht folgen können, König Wilhelm mußte daher die Nacht auf einem Sopha, den Kopf auf einer Altkarte ruhend, und mit einem Mantel zugebedt, zubringen.

Sehen wir uns nun zunächst einmal die nicht streng militärische Umgebung, den selbmäßigen Hofstaat, wenn man so sagen darf, etwas näher an. In beiden Feldzügen begleitete den Monarchen als oberste Hofcharge der Oberhof- und Hausmarschall und Oberstallmeister Graf Büdler, mit ihm leitete der Hofmarschall Graf Verponcher-Sedlnitzki die internen Hofhaltungsangelegenheiten, und der Hofstallmeister v. Rauch den umfangreichen Marstall.

Die unmittelbare Verwaltung des Hofhaltes lag in beiden Feldzügen in den Händen des Rechnungsrathes Raunki, der damit eines der verantwortlichsten und vielleicht das mühevollste Amt des Hauptquartiers innehatte. Was gehört nicht Alles zu einem derartigen fürstlichen Hofhalt, und wie unendlich schwierig ist es besonders während der Operationen, bei täglich wechselnden Quartieren an all' die tausend Kleinigkeiten zu denken, für sie zu sorgen; Küche und Keller, Geschir und Silbergeräth, die Einkäufe der Vorräthe, Alles will erledigt, und zwar rechtzeitig erledigt werden. In dem Bureau des vielgeplagten Herrn herrschte daher denn auch ein ewiges Kommen und Gehen: bald nahte sich einer der beiden Kammerdiener des Königs, Herr Engel oder Herr Krause, mit wichtigen Wünschen, bald hatte der Gardebobier ein Anliegen, bald waren Konferenzen mit dem Küfer oder dem Küchenchef nothwendig.

Die Küche des Hauptquartiers war übrigens im Allgemeinen stets sehr einfach, sowohl an der königlichen, wie an der sogenannten Hofmarschallstafel — zwei, höchstens drei Gerichte, das war die Regel, und besondere Delikatessen gab es fast nie, es sei denn, daß solche zufällig aus der Heimath als Zeichen der Anhänglichkeit nachgeschickt wurden. Am Martinstage 1870 durfte z. B. die Martinsgans nicht fehlen, und Frau v. Wikleben in Potsdam, bei welcher der König nach Jahre langem Gebrauch stets an diesem Tage ein Diner anzunehmen pflegte, hatte es sich nicht nehmen lassen, den schönen Vogel in einem Prachtexemplar auch nach

Berlaines zu senden. Gespeist wird von dem Selbstzugsgeschirr, praktischen leichtesten Silbertellern. Als Wein erschicken auf der Tafel 1866 und 1870 bis Rheims nur leichter Tischwein, von Rheims, der altberühmten Champagnefladt, ab häufiger auch ein Glas schäumenden Sektz, den der König vorher nur ein einziges Mal aufzukitschen befohlen hatte: am 3. September nämlich. Der Befehl kam dem Kellermeister höchst überraschend, denn er erfolgte erst während des Diners; als aber die Gläser gefüllt waren, erhob sich der König: „Sie, Kriegsminister v. Moou,“ sagte er, „haben unsere Waffen geschärft, Sie, General v. Moltke, haben dieselben geleitet, und Sie, Graf v. Bismarck, haben durch die Führung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht. Ich trinke auf Ihr Wohl!“ —

Zur unmitttelbaren, nicht streng militärischen Umgebung des Königs gehörte weiterhin der geheime Hofrath Bont, der als Sekretär die private Korrespondenz führte, über Gnadensachen Vortrag hält und die Schatzkasselle unter sich hat. Es gehörte hierher weiterhin das Cibikkabinet unter dem geheimen Rath v. Wilmotowski, der, soweit es die militärischen Vorgänge irgend gestatteten, täglich zum Vortrag kam, da der König selbst während der Selbstzüge grundsätzlich jede Angelegenheit persönlich entschied. Es ist z. B. eine historische Thatfache, daß eine Verfügung verhältnißmäßig gleichgiltiger Natur — sie betraf einen Häuserbau in Berlin — am 3. Juli 1866, am Schlasttage von Königgrätz, zur Unterschrift gelangte. Durchschmittlich gingen schon vor 1870 jährlich über 30,000

Sachen durch das Cibikkabinet — man kann sich daher denken, welche Fülle von Arbeit allein von dieser Seite aus auf den Arbeitsstisch des Herrschers zusammenfloß. Endlich muß an dieser Stelle des Bundeskanzleramts gedacht werden, das natürlich im großen Hauptquartier eine hervorragende Stellung einnahm. Außer dem Grafen Bismarck, unserem jetzigen Fürsten-Reichskanzler, nennen wir von den Mitgliedern desselben noch die Legationsrätthe v. Reubell, v. Gaksfeld und Wbesen.

Den Uebergang zu dem militärischen Theil des Hauptquartiers bildete der vieljährige, treubewährte Leibarzt, geheimer Sanitätsrath Dr. v. Sauer, dem 1870—71 noch eine jüngere Kraft, Stabsarzt Dr. Starke, zugetheilt war. Die Thätigkeit des Dr. v. Sauer galt jedoch im Felde nie allein der Person Seiner Majestät, sondern er mußte dem König bei seinen täglichen Morgenbesuchen stets auch über den Gesundheitszustand der Truppen Bericht erstatten, sodann begleitete er ihn in die Lazarethhe und wurde fast täglich zu solchen verwundeten Generälen und Offizieren entfendet, deren Schmerzenslager vom großen Hauptquartier aus irgend zu erreichen war.

Den unmitttelbaren militärischen Dienst bei dem König im Felde versahen die Flügeladjutanten, von denen sich 1870 vier in den täglichen Dienst theilten. Der Flügeladjutant du jour legte Morgens um 9 Uhr die während der Nacht eingegangenen größeren Berichte vor, er erhielt die Befehle des Königs zur Weiterbeförderung, er empfing die fürstlichen Besucher und fuhr mit dem König aus; der dienstthuende Flügeladjutant hat auch, was nur wenig be-

kommt ist, Buch über Alles, was sich um die Person des Herrschers ereignet, zu führen — diese seit fast einem Jahrhundert am preussischen Hofe in Krieg und Frieden gewissenhaft geführten Hefte dürften bereinst für die Geschichtsschreibung von unschätzbarem Werthe sein.

Von den verschiedenen militärischen Behörden und Stäben ist am wichtigsten natürlich — der große Generalstab. An seiner Spitze stand, wie wohl eigentlich überflüssig zu erwähnen, in beiden Feldzügen der größte Stratege unserer Zeit: Graf Moltke, den 1870 drei Abtheilungschefs, die Oberstleutnants Bronsart v. Schellendorf (der jetzige Kriegsminister), v. Verdy, der berühmte Militär-schriftsteller, heute Generalleutnant, und v. Brandenstein, welcher im vergangenen Jahr als General-Inspeteur der Ingenieure und der Festungen starb, unterstützten. Der Generalstab bearbeitet das von allen Seiten einlaufende Material, er sichtet die Nachrichten über den Feind, er vergleicht die Meldungen und Berichte der verschiedenen Armeen und Corps, kurz er bereitet den Stoff für den Vortrag bei dem König vor. Dieser sogenannte „Vortrag der Generale“ fand fast täglich statt, meist waren außer dem obersten Kriegsherrn selbst und dem Grafen Moltke die Generale v. Bohen und v. Tresslow, sowie der General-Quartiermeister der Armee v. Podbielski — allgemein bekannt durch das geflügelte Wort: „Nichts Neues vor Paris“ — dabei zugegen; wenn sich der Kronprinz bei dem großen Hauptquartier oder in dessen Nähe befand, so nahm auch er regelmäßig an demselben Theil. Der Vortrag der Generale war der Kriegs-

rath des Hauptquartiers; waren die Vorschläge des Chefs des Generalstabs vom obersten Kriegsherrn genehmigt, so wurden die meist von dem General-Quartiermeister redigirten Befehle von Moltke unterzeichnet und dann entweder durch den Telegraphen — das Hauptquartier verfügte stets über ein eigenes Telegraphenpersonal — oder durch Feldjäger an die Kommandobehörden befördert. Bisweilen wohnte auch Graf Bismarck dem Vortrag der Generale bei; im Kriege berühren sich Politik und Strategie ja oft so eng, daß ein großer Denker geradezu sagen konnte: „Der Krieg ist die Fortsetzung der Politik mit Mitteln der Gewalt.“

Das Heer will aber nicht nur gut geführt sein, es soll auch in jeder Hinsicht schlagfertig erhalten werden, und die höchsten Organe für diese Zwecke müssen sich ehrenfalls im großen Hauptquartier befinden, sie müssen in enger, steter Verbindung mit den strategischen Leitern der Armee bleiben. Daher ist zunächst ein Theil des Kriegesministeriums dem Hauptquartier zugetheilt. Hand in Hand mit dem Kriegsministerium arbeitet die General-Intendantur, welche das vielföpfige Ungeheuer Armeernährt und bekleidet, und unter dieser wirkt und schafft, sammelt und vertheilt wieder das Feld-Obervariantenamt, während die Exekutivkommission für das Feld-Eisenbahnwesen dafür sorgt, daß das große Getriebe der Bahntransporte im Rücken des Heeres nie stockt, daß alle vorhandenen Linien völlig ausgenutzt werden. Bei-läufig bemerkt, wurden zu diesem Zweck im Januar 1871 fast 4000 deutsche Bahnbeamte und 355 Lokomotiven auf französischen Strecken verwendet.

Zwei bedeutungsvolle Behörden waren im großen Hauptquartier die Generalinspektionen der Artillerie und der Ingenieure, die gleichsam die technischen Waffen im Rath des Königs vertraten. Wiederholt wurde besonders 1870 die Thätigkeit der beiden Generalinspektoren, der Generale v. Ginderlin und v. Kleist, in ausgedehntester Weise in Anspruch genommen, ganz besonders natürlich vor und während der Belagerung von Paris, die ja der Welt zum ersten Male bewies, daß eine Miesenstadt von nahezu zwei Millionen Einwohnern, mit den gewaltigsten Hilfsmitteln ausgerüstet, nicht nur zu vernichten, sondern auch wirklich zu erobern ist. Erwähnt sei endlich an dieser Stelle noch die ritterliche Gestalt des Fürsten Pleß, der als Kommissär und Militärinspekteur der freiwilligen Krankenpflege in stiller, aufopfernder Thätigkeit Großes leistete.

Das Bild des großen Hauptquartiers würde kein vollständiges sein, wenn wir der zahlreichen anwesenden Fürstlichkeiten und fremdländischen Offiziere vergessen wollten, denen die Theilnahme an dem Feldzug an so hervorragender Stelle gestattet wurde. Im Jahre 1870—71 wurde die bunte Schaar dieser Gäste besonders während der langen Belagerung von Paris wirklich charakteristisch für die ganze Stellung, die der König und das deutsche Volk vor ganz Europa einnahmen. Fortdauernd weilten beim großen Hauptquartier außer dem Bruder des Königs, dem Prinzen Karl von Preußen, der Großherzog von Sachsen, Prinz Sultpold von Bayern und der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin, später in Versailles

standen sich aber Vertreter fast aller deutschen Fürstenthümer ein, — und es gab Tage, an denen nicht nur der Versailler Magistrat, sondern auch die Kommandantur rein in Bergweisung waren, weil es schier unmöglich schien, noch mehr standesgemäße Quartiere zu finden. Ebenso befand sich anfangs nur der russische Militärbevollmächtigte Graf Kutusow bei dem Hauptquartier, während sich im Lauf des Feldzugs allmählig Angehörige aller bedeutenderen Armeen die Erlaubniß zum Anschluß zu erwirken suchten. Nehmen wir dazu noch einen ganzen Schwarm von Spezialberichterstatern und Zeichnern der verschiedensten in- und ausländischen Zeitungen, gedankenreich und endlich des eigenartigen, sehr gemischten Troffes von Lieferanten und Spekulanten, von Liebesgabenrittern, von Halsen und ganzen Abenteurern aller Art, die man sich zwar während der Operationen sehr bestimmt vom Hals zu halten wußte, die sich aber in Versailles auf alle möglichen und unmöglichen Weisen dem leuchtenden Centralpunkte zu nähern versuchten, so kann man sich denken, daß dem „Kommandanten“ des großen Hauptquartiers, dem Major Freiherrn v. Docquenghien und ganz besonders dem unermüdblichen Feld-Polizeidirektor Stieber schwere Aufgaben erwuchsen. Dem Ersteren war zur Sicherung des Hauptquartiers die Infanterie- und Kavallerieabtheilung, die aus allen Regimentern der Armee, etwa in der Stärke einer Kompagnie und einer Schwadron, gemischt ist, unterstellt. Die Kavallerie hat speziell den Geleitsdienst beim Könige und zwar reitet auf den Märschen meist ein Zug vor, ein zweiter hinter dem Wagen; stehen Gesechte bevor,



so folgt jedoch die ganze Schwadron dem König zur unmittelbaren Bedeckung.

Nun noch ein Blick auf die Lebensweise, die Zeiteinteilung des obersten Kriegsherrn im Felde selbst. Der König stand auch in den Feldzügen sehr früh auf, meist noch vor sieben Uhr, oft viel früher, und zwar nicht nur, wenn die militärischen Operationen dies erforderten, sondern auch, wenn überhaupt besonders dringende Arbeiten vorlagen; am Tage von Gravelotte z. B. erhob er sich schon um drei Uhr. Sofort kleidet sich der König dann vollständig an und zwar gleich in voller Uniform, irgend welche Bequemlichkeiten im Anzug kennt er weder im Kriege noch im Frieden. In der Zwischenzeit hat der Kammerdiener im Nebenzimmer den Kaffee bereits auf den Tisch gestellt und neben denselben die während der Nacht eingegangenen Telegramme und Briefe gelegt, die der König, während er sein erstes Frühstück einnimmt, öffnet, liest und, meist mit kurzen Randbemerkungen versehen, in die bereitgestellten Mappen der verschiedenen Behörden vertheilt. Erforderten die militärischen Operationen keinen frühen Ausbruch oder hielt das Hauptquartier Ruhetag, so knüpfte sich hieran stets die Durchsicht des umfangreichen Zeitungsberichtes, der täglich aus Auschnitten aller möglichen europäischen Zeitungen zusammengestellt wird, bis Graf Büdler erschien, um die Befehle für den Hofhalt in Empfang zu nehmen, die Einladungen zur Tafel festzustellen und was ähnlicher, so zu sagen häuslicher Anlegenheiten mehr sind.

Dann aber begannen die eigentlichen Regierungsgeschäfte;

das Civil- und Militärkabinet kamen zum Vortrag, gewöhnlich um zehn Uhr folgte der schon erwähnte „Vortrag der Generale“ und zwischen diese wichtigen Konferenzen schoben sich oft noch zahlreiche Audienzen ein, so daß der König sein einfaches, nur aus kalter Rüche bestehendes zweites Frühstück meist im Fluge einnahm. In ruhigen Zeiten speiste das Hauptquartier um vier Uhr zu Mittag, vorher besuchte der König fast stets noch ein Lazareth, nahm den Vorbeimarsch durchziehender Truppen ab oder fuhr nach irgend einem Punkt der Vorposten. Nach der Tafel begab er sich sofort wieder an den Arbeitstisch, um die umfangreicheren Berichte der Armeekommandeure, die Gefechtsberichte durchzuarbeiten oder sich auf den stets bereit liegenden Karten des Kriegsschauplatzes eingehend zu orientiren. Gegen neun Uhr nahm man dann den Thee in größerer Gesellschaft und dies war eigentlich die einzige Erholungsstunde des ganzen arbeitsreichen Tages. Die Unterhaltung war stets heiter und ungezwungen, der König plauderte selbst gern von der Heimath oder erzählte Neuigkeiten, man blätterte in illustrierten Journalen und rauchte eine Cigarre. Eigentlich raucht der Monarch selbst nicht, aber er zündet sich ab und zu doch eine Cigarette an und thut ein paar Büge, um zu verhindern, daß sich seine Umgebung feinetwegen irgend eine liebgeordnete Gewohnheit versagt. Um elf Uhr wurde die Gesellschaft meist entlassen, und dann setzte der Herrscher sich fast stets noch einmal an seinen Schreibtisch, spät nach Mitternacht erst suchte er sein Lager auf. Es ist dies ein Feldbett, das er stets — daheim wie im Felde — benutzt: ein

eisernes, ganz niedriges Gestell mit einer recht harten Matratze und einfacher Bettwäsche; ist es sehr kalt, so läßt er sich noch seinen Mantel über das Bett decken.

An Gesechstagen wurde die getwohnte Lebensweise natürlich gänzlich über den Haufen geworfen. Das Hauptquartier wurde dann in zwei oder drei Abtheilungen getheilt, so daß nur das unmittelbare militärische Gefolge dem König direct folgte, während der große Troß der Zivilbeamten und Behörden zurückbleiben mußte. Graf Bismarck freilich hat es sich nie nehmen lassen, den König bis in das Schlachtgetümmel selbst zu begleiten. An Gesechstagen können dann oft auch die Gepächtwagen nicht folgen, es ist sogar vorgekommen, daß nur mit Mühe für den König eine Selbstkafche mit Wein und ein Stück trockenes Brod aufgetrieben werden konnte, und es ist dies auch ganz erklärlich, da der Gang der Gesechte sich wenig an die Dispositionen des Hofmarschalls und seiner Organe kehrt, der König aber unbedingt bei der Truppe bleiben will und meist nur auf Augenblicke vom Pferde steigt. Auch bei solchen kurzen Ruhepausen geht es bisweilen auch bei Regonville nicht einmal ein Stuhl für den Monarchen; die Offiziere des Gefolges legten schließlich ein Brett auf der einen Seite auf einen Pflug, auf der anderen über den Reithnam eines gefallenen Pferdes, improvisirten so einen Sitz und dann zündeten, da es ziemlich kalt war, die Flügeladjutanten persönlich ein Wachsfeuer vor demselben an. Hier war es, wo Mollte dem König die Meldung von der gewonnenen Schlacht erstattete, und der

König jene Depesche an die Königin diktirte, die der jubelnden Heimath den entscheidenden Sieg von St. Privat-Gravelotte verkündete.

So schlicht und einfach für gewöhnlich das Leben im großen Hauptquartier dahinflöß, so fehlte es doch auch nicht an dem nöthigen Pomp, wenn die Verhältnisse eine würdige Repräsentation erforderten. Als in Versailles eine glänzende Schaar deutscher Fürsten sich um den königlichen Heerführer sammelte, als die Abgesandten des norddeutschen Reichstages in der alten französischen Herrscherstadt eintrafen, als dann gar König Wilhelm die deutsche Kaiserkrone sich auf das greise Haupt setzte, wurde eine wahrhaft kaiserliche Pracht entfaltet. Aber das waren denn doch seltene Ausnahmen, meist hieß die Losung tagaus tagein: „Treue, ausdauernde Arbeit!“ und in dieser unermüdblichen Thätigkeit ging der König allezeit voran.

Der Einfluß eines großen Hauptquartiers auf die militärischen Operationen ist von den Persönlichkeiten abhängig, welche in ihm wirken, und vor Allem von der Einheitlichkeit des Willens, welche in den Operationen unserer Heere in so bewundernswürdiger Weise zum Ausdruck gelangte.

Diese Einheit des Willens ist aber nur dann völlig gesichert, wenn der Monarch selbst an der Spitze des Heeres steht. Nur er kann über die gesammten Kräfte seines Landes schnell und sicher verfügen, nur er vermag in einer Hand die politischen und die militärischen Fäden zu vereinigen, nur er darf rechtzeitig auch da das Größte wagen, um das Höchste zu gewinnen, wo selbst ein wirk-

lich genialer Feldherr vor der ungeheuren Verantwortung sich in seinen Entschlüssen gelähmt fühlen würde. Es ist charakteristisch, daß auch Republiken in schweren Kämpfen instinktiv zur Diktatur griffen, es ist noch viel kennzeichnender, daß die größten Feldherrn und Sieger aller Zeiten Monarchen waren: Alexander, Cäsar (denn dieser war es thatsächlich, wenn auch nicht dem Namen nach), Friedrich der Große und Napoleon!

Eine maßgebende Ursache der deutschen Erfolge müssen wir daher darin suchen, daß auch an der Spitze unserer Heere, an der Spitze des großen Hauptquartiers allezeit der König selbst stand — von dem erhabenen Geschlecht aber, welches das Schicksal und der Wille des Volkes auf den deutschen Kaiserthron erhob, wissen wir, daß es auch in Zukunft da nie fehlen wird, wo um die höchsten Güter des Vaterlandes gekämpft wird.

## Männigfaltiges.

**Louvois und Trier.** — Wie bekannt war der geistige Urheber der niederträchtigen Verwüstung der Pfalz unter der Regierung König Ludwig's XIV. der französische Kriegsminister François Michel Le Tellier, Marquis v. Louvois, ein Mann, der sich durch Umsicht, Energie und scharfes Urtheil die volle Gunst des Monarchen erworben hatte, der aber auch kein Mittel scheute, wenn es die Machterhöhung Frankreich's galt, oder wenn

es galt, sich in seiner Stellung zu behaupten, Diesem Ehrgeiz folgend, begann er die blutigsten Kriege und verwickelte Frankreich in die mächtigsten und ungerechtesten Händel. Der König hatte bisher seinen Rathschlägen nachgegeben und der Zerstörung von Speier und Worms, wie der Plünderung der Pfalz zugestimmt; Louvois' Ehrgeiz hatte ihm aber in der Frau v. Maintenon eine Feindin geschaffen, die er anfangs nicht ahnte. Das erste Mal, daß sich ihr Einfluß gegen den bisher allmächtigen Minister zeigte, war bei Gelegenheit, als Louvois die Zerstörung Triers vorschlug. Der Herzog von St. Simon berichtet darüber, daß der König mit der anwesenden Frau v. Maintenon einen Blick wechselte und dann sagte: „Ich will nichts von weiterem Niederbrennen hören.“

Louvois schwieg; er dachte, das nächste Mal keinen Widerspruch zu finden, vielleicht auch, der Monarch werde Triers verzeihen, sandte einen Kurier mit dem Befehl an den Oberkommandirenden, Trier zu zerstören, ab und brachte dem die Sache nach zwei Tagen in einer Ministerkonferenz, der auch Frau v. Maintenon wieder bewohnte, als eine fertige Thatsache vor. „Sie haben also gegen meinen Willen an Melac einen Kurier geschickt?“ fuhr der König auf.

„Sire, ich glaubte —“

Hier stampfte der König auf den Boden und ergriff die schwere Feuerzange.

Die Maintenon fiel ihm in den Arm. „Keine Uebereilung, Sire!“ rief sie.

Ludwig XIV. warf die Feuerzange bei Seite. „Wohl,“ bemerkte er, „doch merken Sie sich, Louvois, wenn die kleinste Stütze brennt oder der geringste Diebstahl ausgeführt wird, fällt Ihr Kopf.“

Erstarrt hörten es alle Minister. Louvois stürzte nach Hause. Drei Kuriere wurden abgeandt, der, welcher vor dem ersten

Kurier Melac und Erier erreichte, sollte hundert Goldstücke erhalten. Sie sagten von dannen, und Erier blieb davor bewahrt, das Schicksal von Speier und Worms zu theilen. W. G.

**Der Evangelist Lucas als Maler.** — Der hl. Lucas, der als Verfasser des dritten Evangeliums und der Apostelgeschichte gilt, wird vom Apostel Paulus im Brief an die Kolosser ein Arzt genannt. Die Sage, daß derselbe aber auch ein Maler gewesen sei, tritt ungefähr im 6. Jahrhundert auf. Worauf sich die Legende gründet, ist nicht zu ermitteln, sie setzte sich zunächst im Orient fest und fand zur Zeit der Kreuzzüge auch im Abendlande Eingang, und in beiden Kirchen, der griechischen wie der römischen, werden eine Anzahl von Bildern der Jungfrau der Künstlerhand des Evangelisten Lucas zugeschrieben und gewiesen demgemäß eine außerordentliche Verehrung. In Rom allein gibt es deren nicht weniger als acht, von denen das berühmteste dasjenige ist, welches in der Kapelle Sancta Sanctorum beim Lateran aufbewahrt wird. Es wurde der Sage nach vom Bischof Germanus in Konstantinopel durch die Luft nach Rom geschleudert und einer anderen Legende zufolge war dasselbe, als Lucas es zu zeichnen anfing, am nächsten Morgen durch Gottes oder der Engel Hand vollendet. Ein zweites, dem Winkel des hl. Lucas zugeschriebenes Marienbild befindet sich in der Kirche von Aracoeli, ein drittes in der Kirche S. Francesca Romana, welches den Brand dieser Kirche unter Honorius III. allein überdauert haben soll. Ein viertes, aus Edessa stammendes Lucasbild rühmt sich die Kirche S. Messio zu besitzen, ein fünftes befindet sich in der Kapelle Paul's V. in S. Maria Maggiore, ein sechstes über dem Hauptaltar von S. Maria in Via Lata. Ein siebentes in der Kirche S. Agostino soll früher in der Sophienkirche in Konstantinopel gewesen und nach der Eroberung dieser Stadt durch die Türken nach Rom gebracht worden sein, und ein achttes endlich, zu welchem Papst Paul II. im Jahre

1464 eine feierliche Prozession veranstaltete, um den Schutz der Jungfrau für das beabsichtigte Bündniß der christlichen Fürsten gegen die Türken zu erbitten, war im Tabernakel des Hauptaltars der Kirche S. Maria del Popolo aufbewahrt. Damit ist aber die Kunstthätigkeit des Evangelisten bei Weitem nicht erschöpft und Porträts der Jungfrau von seiner Hand finden oder fanden sich an vielen anderen Orten, wie in der Annunziata-Kirche in Florenz, in Santa Giustina in Padua, in Cambrai, in der Schlosskapelle von Berg am Starnbergersee in Bayern, in Guadelupe in Neufastilien und in der Kirche des berühmten polnischen Wallfahrtsortes Egenstochau. Nach der Tradition, welche mit diesem letzteren Bilde verbunden ist, wurde dasselbe von Lucas kurz vor dem Tode der Maria in ihrem Hause zu Jerusalem auf eine Tischplatte gemalt und kam später durch die byzantinische Prinzessin Eudokia nach Konstantinopel. Dort erhielt es Karl der Große, der es dem russischen Zaren Leo zum Geschenk machte, welcher es unter den Reichskleinodien verwahrte, bis es im Jahre 1382 durch den polnischen Statthalter Wladislaus nach Egenstochau gebracht wurde. — Aber nicht nur als Maler, auch als Holzschneider und Steinschneider wurde Lucas angesehen und seine Thätigkeit in dieser Richtung befunden ein geschmücktes Muttergottesbild mit dem Christuskinde in Loretto, sowie ein Bild der Jungfrau aus grünem Achat, welches sich früher im Domschatze zu Aachen befand und dann als Geschenk in den Besitz von Napoleon's erster Gemahlin, der Kaiserin Josephine, gelangte. Reicher noch als die römische Kirche ist die griechische an vermeintlichen Werken von Lucas' Hand, wie ja auch in ihrem Schoße die Legende von seiner Künstlerthätigkeit zuerst entstanden ist. Die berühmtesten Schöpfungen des Evangelisten, die von den Orthodoxen als unzweifelhaft echt angesehen werden, sind das Porträt der Jungfrau im großen Höhlenkloster auf Mara, ferner ein anderes im Kloster Riffu auf der Insel Sypern, und

endlich die Lieblingssarbeit des Malers, die derselbe während seines Lebens beständig mit sich herumgetragen haben soll, die sogenannte Heuschreckenmadonna des Höfentklosters von Sumelas oberhalb von Trapezunt. Fallmerayer, der alle drei gesehen hatte, erzählt von diesem letzteren: „Ich erschraf nicht wenig über St. Lucas Künstlertalent. Ein byzantinisches Farbengeflecke auf Holz im gewöhnlichen Mönchsstyl, ungefähr eine Spanne hoch und durch die unzähligen Fuldigungen der Andächtigen fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt.“ Seinen Namen hat das Bild von der Hülfe, die es angeblich gegen die Verwüstungen der Heuschrecken in jenen Gegenden gewährt. Doch wird es auch in allen sonstigen irdischen Nöthen und Krankheiten mit Erfolg angerufen und von weit und breit, aus Kolkhis, Baphlagonien, Kappadozien und Armenien strömen dort die Pilger zusammen. Merkwürdig ist, daß nicht nur die Christen, sondern auch Mohammedaner bei der Mutter Maria im Gebirge Hülfe suchen, und Fallmerayer selbst sah während seines Besuches drei türkische Weiber, die sich auf die Wallfahrt dahin begeben hatten. Auch Rußland besitzt eine Anzahl von Werken des hl. Lucas, so unter andern ein Marienbild in der Himmelfahrtskirche auf dem Kreml in Moskau und ein anderes in der Kirche des Winterpalais in Peterssburg, welches mit den berühmten Maltererliquien dahin kam, die Graf Litta als Gesandter des Ordens dem neugewählten Großmeister Kaiser Paul im Jahre 1797 überbrachte. Die Tradition, welche Lucas zum Maler macht, ist auch der Grund, warum dieser Heilige als Schutzpatron der Malergilden figurirt, die sich allenthalben in den größeren Städten gegen Ende des Mittelalters zu bilden begannen. Derselbe war es auch ein beliebter Vorwurf für Künstler, den Evangelisten die Madonna malend darzustellen. Das berühmteste derartige Bild, welches sich in der Akademie von S. Luca in Rom befindet, ist von Raphael, der sich darauf selbst als Zuschauer hinter Lucas stehend abgebildet hat. B—y.

**Die letzten Tage Huber's.** — Der Komponist der „Stimmen von Portici“ starb zu Paris im 90. Lebensjahre während der Kommunenkämpfe in der Nacht vom 12. auf den 13. Mai 1871. Unter den Donnerstschlägen jener entseßlichen politischen Katastrophe blieb der Tod des berühmten Tonichters fast unbeachtet. „Jede Uebertreibung ist ein Fehler,“ sagte er in seiner letzten Krankheit, „man muß auch nicht, wie ich, das lange Leben übertreiben.“ — Unter den wenigen treuen Besuchern, die dem Greise die letzten Stunden erhellten, befand sich auch sein Freund und Schüler Ambroise Thomas, dem es vergönnt war, dem theuren Meister noch einen besonderen Liebesdienst zu erweisen. Huber's größte Freude und einziger Luxus nämlich waren schöne Wagen und Pferde. Da kam die böse Hungersnoth über das belagerte Paris und die Kommunarben requirirten überall Pferde jeglicher Art, um sie zu schlachten. Von vier Pferden, die Huber im Stall hatte, nahm man ihm vorläufig drei weg; er empfand tiefen Schmerz darüber, ohne sich jedoch zu beklagen oder die mindeste Einwendung zu erheben. Nun sollte auch sein letztes Pferd, ein kostbarer englischer Rappe Namens Figaro, an die Reihe kommen. Ambroise Thomas wollte sofort Schritte thun, damit die Behörde aus Achtung für den greisen berühmten Meister eine Ausnahme mache. Aber Huber ließ es nicht zu. „Das allgemeine Wohl will es!“ wiederholte er unerschütterlich, obwohl der Schmerz, das edle Thier geschlachtet zu sehen, ihn fast übermannte. Da fand Thomas einen glücklichen Ausweg. Er bat einen einflußreichen Kommunarben um die Erlaubniß, ein anderes Pferd an Stelle des Huber'schen ausliefern zu dürfen, und er hielt sie. Der ihm befreundete Chef einer großen Klavierfabrik hatte von seinen fünfzehn Pferden noch drei zum nothdürftigsten Betriebe seiner Fabrik in St. Denis zurückbehalten dürfen. Eines davon wurde heimlich in den Hofraum des Huber'schen Hauses gebracht und der Kommune ausgeliefert, während Huber's

Liebingsroß vor einen mit Brettern beladenen Wagen gespannt, nach der Fabrik trabte. Täglich erkundigte sich der von den heftigsten Schmerzen gefolterte Kranke, ob sein Pferd gut verjorgt sei. Es hat seinen Herrn überlebt. — Der Geist des fast Neunzigjährigen war während seines letzten Krankentagers merkwürdig hell geblieben. Er versuchte ein Stück Kammermusik zu schreiben und ließ sich Quartette von Mozart und Beethoven holen. "Ein Blick auf diese Werke," sagte er lächelnd, "wird mich hoffentlich bestimmen, zu verbrennen, was ich eben geschrieben habe." Lang und fürchtbar war der Tobekampf; der Sterbende wurde von Krämpfen förmlich geschleudert, so daß vier Personen ihn festhalten mußten. Die Kommendanten wollten den Tod des berühmten Meisters zu einer demagogischen Manifestation benutzen, mit rothen Fahnen und greller Militärmusik die Leiche zur Bestattung abholen. Aber Ambroise Thomas beschloß, solches um jeden Preis zu verhindern. Unter dem Vorwand, daß man mit der Bestattung warten müsse, bis Auber's einzige Verwandte und Erben, zwei Nichten in der Provinz, nach Paris gelangen könnten, erwirkte er die Erlaubniß, den Sarg in aller Stille in ein Gewölbe der Trinitätskirche schaffen lassen zu dürfen. Hier lag der Leichnam drei Monate lang. Erst nach dem Einrücken der französischen Armee in Paris fand am 15. Juli 1871 die Uebertragung desselben nach dem Père Lachaise statt, wo dem Meister im Jahre 1877 ein Monument von edler, würdiger Einfachheit errichtet worden ist.

M. S.

**Barbarische Zustände in Moskau unter Peter dem Großen.** — Der Schotte Bruce war in den Jahren 1710 bis 1722 in russischen Kriegsdiensten und zwar in Peter's des Großen Leibwache. Eines Tages, so erzählt dieser glaubwürdige Mann, brach in Moskau ein großes Feuer aus, welches sich auch dem Häuschen eines armen Mannes nahete, der, um es zu schützen, dem Elemente ein Bild des hl. Nikolais entgegenhielt und dasselbe

während in's Feuer warf, als die Flammen vor demselben nicht zurückwichen. Dafür wurde der Herrsche "nach Urtheil und Recht" verbrannt. Ganz ebenso erging es einem jungen Arzte, den Peter in Leiden hatte studiren lassen, als derselbe mit einem hölzernen Nikolausbilde das Zimmer geheizt hatte, und zwar wurde derselbe langsam gebraten. In demselben Jahre 1718 wurden drei Frauen, die in Moskau ihre Männer getödtet hatten, lebendig bis an den Hals eingegraben und die Aermsten lebten 9 bis 11 Tage! Noch strenger war die Justiz gegen die Räuberbanden, die Moskau damals unsicher machten; einige der gefangenen Räuber wurden auf ausdrücklichen Befehl des Zaren an einem eisernen Haken aufgehangen und lebten dort noch mehrere Tage! Der Fürst Sagarin, der, wie es sich später herausstellte, der Organisator einer ganzen Räuberbande war, wurde vor dem Senatshause im Jahre 1718 an einen 50 Ellen hohen Galgen gehängt und kein Mensch durfte ihn abnehmen; der Körper fiel stückweise herunter. — Mit seinen Kriegsgefangenen ging Peter ganz wunderbar um; die meisten steckte er unter das eigene Militär, einige dreißig aber, die sich besonders durch ihre Größe auszeichneten, kleidete er ganz als preussische Grenadiere und schenkte sie dem Könige Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Bruce mußte sie nach Berlin eskortiren und er erzählt, daß sich unter ihnen ein Indianer, ein Türke, zwei Perser und drei Tataren befanden!

S.

**Amerikanischer Sport.** — Mit Bluthunden wurden einst die flüchtigen Sklaven im Süden eingefangen, und vermittelst eben dieser Thiere werden jetzt die Zuchthäuser in Texas, denen es gelingt, aus dem Staatszuchthause in der dortigen Stadt Huntsville zu entkommen, meist wieder zur Stelle gebracht, auch wenn sie keine "Niggers", sondern Weiße sind. Diese Hunde sind so gefürchtet, daß nur wenige Gefangene eine Flucht wagen. — Die Dresseur der jungen Bluthunde, wie ich sie kürzlich zu beob-

achten Gelegenheit hatte, ist übrigens eine ganz eigene und wohlwerth, hier beschriebene zu werden. Buchthausbeamte, Hundewärter und Zuschauer treten in's Freie. Ein Sträfling wird herbeigerufen, um sich von den jungen Hunden jagen und fangen zu lassen. Es wird ihm ein Vorsprung von einer halben Meile gegeben, worauf man die Thiere auf seine Fährte hebt. Sie stürmen, laut heulend, die Nase auf dem Boden, vorwärts, erst über ebenes Feld, dann geht es über Ungämnungen, durch Gestrüpp und Büsche, ohne daß ihr Geheul aufhört. Hin und wieder, wenn der Flüchtling eine scharfe Wendung gemacht hat, verlieren die Verfolger die Spur, doch nur für einen Augenblick, bald stürzen sie von Neuem auf der richtigen Fährte vorwärts. — Der Sträfling ist ein ausgezeichneter Läufer, aber der feuchte Boden hemmt etwas seinen Schritt, und als er das Ende der ihm vorgeschriebenen Bahn erreicht, scheint er zu ermatten. Die Hunde kommen schnell näher und sind ihm bald auf den Fersen. Es wird ihm befohlen, einen Baum oder Pfahl zu erklettern, doch sind die Thiere zu dicht hinter ihn, so daß er auf einem Wagen Schuß suchen muß. Die Hunde kommen wenige Augenblicke später an, bleiben unentschlossen stehen, schnuppern auf dem Boden herum und springen dann laut heulend auf den Wagen zu. Der Sträfling sieht sich entdeckt, wickelt sich eine alte Decke um den einen Arm und springt auf die Erde. Sofort stürzen die jungen Hunde, die ihm zwar etwas Ernstliches noch nicht antun können, auf ihn zu, doch hat er Mühe, sich ihrer mit dem geschückten Arm zu erwehren. Schließlicb beißt sich einer der Hunde in das Beinleib des Verfolgten fest und läßt nicht los, ob er gleich beständig im Kreise herumgeschwungen wird. Die Wache treibt alsdann die Hunde wieder heim in den Zwinger. — Beamte und Zuschauer betrachten diese Einübung der jungen Bestien, noch mehr aber die ernstliche Speje der erwach-

senen Bluthunde auf wirtliche Flüchtlinge als den herrlichsten Sport.  
D. v. Briefen.

**Die Bevölkerung der Erde.** — Bekanntlich schätzt man die Bevölkerung der ganzen Erde auf 1448 Millionen Seelen. Davon entfallen auf Asien 798 Millionen, auf Europa 331, auf Afrika 210, auf Amerika 103 und auf Australien 6 Millionen. Es sterben jährlich auf der Gesamt-Erde 35,698,350 Menschen und es werden jedes Jahr 38,252,000 Kinder geboren; es wächst also die Menschheit jedes Jahr um 2,558,650 Seelen. In eine Uebervölkerung ist aber trotzdem noch lange nicht zu denken, das lehrt ein Blick auf die Erdbenenverhältnisse und die Bevölkerung der einzelnen Erdtheile. Haben heute in Europa 331 Millionen Menschen Raum, wie viel Raum ist dann noch in dem fast eben so großen Australien, wo nur 6 Millionen Menschen existiren; in Afrika, das achtmal so groß ist als Europa und nur 210 Millionen Seelen hat; — und endlich in Amerika, das zwölfmal so groß ist als Europa und nur eine Bevölkerung von 103 Millionen besitzt. Wäre das ganze Erdenrund so dicht bevölkert wie Europa, so wären 12,978 Millionen Menschen vorhanden; sie beträgt aber nur 1448 Millionen, mithin haben noch 11,530 Millionen Menschen Platz. Die Menschheit wächst nun, wie erwähnt, jedes Jahr um  $2\frac{1}{2}$  Millionen Seelen und es müßten also — bei der bisherigen Steigerung noch über 4600 Jahre vergehen, bis die ganze Erde so bevölkert sein würde, wie es heute Europa ist. Besorgnisse um eine universelle Wohnungsnoth sind also vorerst verfrüht.

G. Z.

**Schicksale einer Akademie emancipirter Frauen.** — Im Jahre 1840 hatte sich in Paris, wie damalige Zeitungen berichteten, eine „Akademie emancipirter Frauen“ gebildet und auch zwei Sitzungen abgehalten; die dritte Sitzung aber war bereits das Zeichen ihrer Auflösung, weil nur zwei Frauen



erscheinen konnten. Von den fehlenden waren vier in die Wochen, sechs in's Gefängniß und zwei infolge übermäßigen Brauntweingewusses in den Sarg gekommen; fünf hatte der Schneider im Stiche gelassen, drei waren mit Schauspielern durchgegangen und die Präsidentin hatte ihr Gemahl in den Keller gesperrt. G. R.

**Der erste Deserteur.** — Als Napoleon I. nach dem unglücklichen Feldzuge in Rußland auf seiner Flucht in einem elenden Bauernschlitten an den Ufern des Nienen ankamte, fragte er den Führer: „Sind schon viele französische Deserteurs hinterüber?“ — „Nein,“ antwortete dieser, „Sie sind der erste.“

G. R.

**Tödliche Krankheit.** — Zu dem berühmten Arzt Dr. Stang kam einmal ein gräflicher Diener, der sehr leidend aussah. Der Arzt fragte ihn, was ihm fehle, worauf der Diener sagte, er müsse sterben und zwar am Knochenfraß. Der Arzt konnte keine Spur dieser Krankheit an ihm entdecken und schalt ihn wegen seiner Lüge, worauf der Diener sagte: „Ja, sehen Sie, Herr Doktor, meine Gräfin ist so geizig, daß ich nichts Anderes zu essen bekomme, als die Knochen, die sie schon abgenagt hat und an diesem Knochenfraß muß ich doch schließlich zu Grunde gehen.“

W. V.

**Wortspiel.** — Der bekannte Diplomat Talleyrand wurde einst von einem Freunde der Frau eines Würdenträgers vorgestellt, die sich zwar durch außerordentliche Schönheit, nicht aber durch den wünschenswerthen Grad von Geist und Bildung auszeichnete. Als der Freund den Minister später fragte, wie ihm die Dame gefallen habe, antwortete dieser: „Ei nun, so lange sie mich nicht ansprach, hat sie mich sehr angesprochen; als sie mich aber ansprach, da sprach sie mich nicht mehr an!“ R.

---

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein  
in Stuttgart.